Jenseits der Berge.

Erster Theil.

C
10

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

P. o. germ. 543 d/10

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

179 g

Inhaltsverzeichniß.

Seite

In der Schweiz 1

Eine Idylle 18

In Genua 54

Eine Novelle 61

Der Kapuziner 82

In Florenz 109

In Rom 161

Zwei kleine traurige Geschichten 240

Inhaltsverzeichnis.

In der Schweiz.

Zum dritten Male belagere ich die Alpen und mache einen Sommer lang die Schweiz zu meinem Hauptquartier. Es iſt mit Schönheit ſo reich verſehen, daß ich keinen Mangel leide. Dennoch bin ich faſt ängſtlich geſpannt auf die, welche die Mauer des Gebirges verſteckt. Die Erfüllung eines Wunſches macht nur dann glücklich, wenn ſie à propos eintritt: ein gewiſſer Moment der Spannung darf nicht überſchritten werden; die Erwartung darf ſich nicht zum quälenden Warten ausdehnen, das ſehnſuchtvolle Herz nicht mit fieberhaftem Verlangen ſchlagen. Tritt dann die Befriedigung ein, ſo iſt ſie kein himmliſcher Genuß, ſondern eine rettende Arzenei. Müßte ich jetzt vor den Alpen umkehren, ſo wäre der rechte Augenblick verfehlt, und ich würde ſchwerlich mehr mit dieſer Paradieſesgewärtigkeit nach Italien ziehen; deshalb muß ich jetzt nach Italien.

Meine Freunde ſind erwartungsvoll, was ich dort dichten und ſchreiben werde. Ich bin es noch mehr als ſie. Ich meine, es müſſe etwas ganz Extraordinäres werden. Aber ſo iſt es mir immer gegangen! Ich habe einmal gehört, Kometen wären Welten, die nach Ausbildung, Feſtigkeit und Ruhe ſtrebten, und wenn ſie das Alles erlangt hätten, kleine unſcheinbare Sterne würden. Wenn die Gedanken ungeregelt in meinem Kopfe umherſchweifen, ſo kommen ſie mir vor wie leuchtende Kometen, welche aber auf dem Wege durch die Feder auf das Papier immer bläſſer und bläſſer, und zuletzt, als gedruckte Bücher, zu ſtillen, kalten, graugrünen Erden werden. Ich möchte wiſſen, ob große Geiſter ganz zufrieden mit ihren Werken ſind; ob Gott es iſt mit ſeiner Welt. Mir kommt jede Erſchaffung — fremde und eigene — nur wie der Gypsabguß von einer Marmorſtatue vor.

Vielleicht langweilt es mich in Italien, wo ſo wunderſchöne Marmor- und andere Bilder ſind, meine Gypsabgüſſe zu machen, und ſobald es mich langweilt, iſt es mir unmöglich, zu ſchreiben. Das muß ich abwarten. Einſtweilen, bis ich zu dem „Jenſeits der Berge" komme, bin ich dieſſeits derſelben in einem Patmos, wo es nur Offenbarung

der Schönheit giebt — in Elfenau bei Bern, und die großen Schneeberge des Oberlandes liegen mir gegenüber wie eine rieſenhafte, blendende Perlenſchnur. „Monts et merveilles", ſagen die Franzoſen, „goldene Berge", ſagen wir; dieſer Sprachgebrauch verkündet, welchen Reiz die Berge für die Phantaſie haben. Hinter jeden Berg, in der geiſtigen wie in der Erdenwelt, hab' ich ſtets das Paradies nicht blos verlegt, ſondern hinter ihm auch gefunden: Ausruhen — dieſen Abglanz von dem uralten Paradieſe: Ruhe. Und aus einem jeden treibt der Durſt nach Allwollen heftiger noch als der nach Allwiſſen, die Unruhe, hinweg. Das thut aber nichts! —

Siehſt Du dort die Berge liegen
In phantaſtiſch-reicher Pracht,
Die ſich morgen trübe ſchmiegen
In die graue Wolkennacht?

Sie, die geſtern hell geſchienen
Wie des Pharus ſpätes Licht,
Gleichen morgen den Ruinen,
Die ein Nebelkranz umflicht.

Aber jene Bergesſpitzen,
Eiſig und erglüht zugleich,
Thürmen ſich ja auf, zu ſchützen
Des gelobten Südens Reich.

Gieb die Hand mir, mein Vielliebe!
Ob ſie lächeln, ob ſie dräu'n —
Fröhlich ziehen wir hinüber
In das goldne Land hinein.

Tage liegen, böſ' und gute,
Alſo vor der Zukunft Thor;
Vorwärts nur mit friſchem Muthe,
Vorwärts, Aug' und Herz empor!

Wenn die Berge uns nicht ſchrecken,
Wenn wir lächelnd ſie umgehn,
Dürfen uns die Tage necken,
Daß wir trüb' in ihnen ſtehn?

An mein Herz, Du mein Vielliebe!
Wie der Lebensſturm uns treibt,
Gut' und Böſes rauſcht vorüber
Und nur unſre Liebe bleibt.

Ja, zu Dir laß mich reden! — Schreiben, weißt Du, iſt für mich nur ein ſtummes Reden; das wird mich in vollkommener Unbefangenheit erhalten. Ich mag gern in ein Paar liebe Augen ſehen, wenn ich ſpreche, und am liebſten in die liebſten. Vor vielen fremden Augen ſpreche ich nicht gern! Was gehen mich all die Leute an, was gehe ich ſie an! Wir haben kein Herz zu einander. Biſt Du aber da und blickſt mich an, ſo vergeſſe ich, daß

auch Andere es thun. Du machſt mich frei — wie die Vaſallen in alten Zeiten dem Banner ihres Lehnsherrn folgten, aber ſonſt Keinem, auch nicht dem Kaiſer, dienten. Ich weiß nicht, wie ich mich benehmen würde, wollte ich dem geſammten Publicum erzählen, was mir jenſeits der Berge widerfährt. Wahrſcheinlich würde etwas zum Vorſchein kommen, das den Portraits ähnlich iſt, die von mir gemacht worden, und die ſämmtlich etwas Steifes, Starres, Gezwungenes haben, worüber ich immer lachen muß. Dir gegenüber aber bin ich und fühle ich mich aufgefaßt und geſchützt in meiner Eigenthümlichkeit, welche gerade ſo gut wie jede andere iſt — und dies Bewußtſein macht unbefangen.

Es mag wol eine Art von Tautologie ſein, daß ich Dir, der Du an meiner Seite biſt, erzähle, was ich mit Dir erlebe. Allein Du haſt in meinen Augen, außer Deinen vielen unbeſchreiblichen Vorzügen, noch den einen beſchreiblichen, daß ich Dich nie langweile, daß Du morgen gern vom Papier leſen magſt, was Du heute in meinen Augen geleſen. Solche unlangweilbare Leſer wünſche ich aus tiefſter Seele den Autoren, die das blaſirte Publicum nie friſch und amuſant genug findet. Das erſte Buch eines Schriftſtellers wird neugierig geleſen, und ſteht er

darin etwa auf einem Fuß, ſo applaudirt man heftig und begehrt, daß er in dem nächſten nicht auf dem andern, ſondern auf gar keinem Fuße ſtehe. Nun frage ich, ob andere Leute als literariſche Jongleurs dieſe Forderungen erfüllen können und mögen?

Darum ſchreibe ich Dir und für Dich, und ein Büchlein wird nur deshalb daraus, weil ich in der Leſewelt bekannte und unbekannte Freunde habe, die mich durch ihre Theilnahme verpflichten, ihnen Freude zu machen, ſo viel ich kann. Ich weiß, nach langer Zeit, wann vielleicht ich ſelbſt und mein Buch vergeſſen bin, wann wir beide alt und Welt und Leben uns grau geworden ſind, dann wirſt Du noch mit derſelben Freude dieſe Zeilen leſen als in den Tagen, wo ſie geſchrieben wurden, und Dein Herz wird dankbar ſchlagen, daß einſt Welt und Leben uns ſo ſchön, und wir darin ſo glücklich waren.

Ich bedauere nicht, Deutſchland weidlich durchſtreift zu haben, bevor ich nach Italien komme. Ich habe ſeine Schönheiten geſehen und wiedergeſehen und hoffentlich ſo feſt in mein Herz geſchloſſen, daß Italiens Glut und Glanz ſie nicht beeinträchtigen wird. Wenigſtens nicht eine derſelben: ſeine alte

kirchliche Baukunſt, die Einige angelſächſiſch, Andere altdeutſch, die Meiſten gothiſch nennen. Ich war kürzlich wieder weiß der Himmel zum wie vielten Male! — in der Lorenzkirche zu Nürnberg, in dieſem ſtrebenden, ſchwebenden Bau, der zwar an Größe, doch nicht an Erhabenheit und Harmonie übertroffen werden kann, und ich bin ſehr neugierig, ob eine Kirche im italieniſchen Styl mich mit dem tiefen Quietismus umwehen wird, den der St.: Stephan, und der Straßburger Münſter, und der Dom zu Freiburg, und dieſe Lorenzkirche aushauchen. Giebt es etwas Süßeres und Erquickenderes als ihn für die bewegte, leidenſchaftliche Seele? Noch eben umbrauſt von der Geſchäftigkeit, dem Treiben, dem Bedürfniß, der Qual des Lebens, bin ich auf einmal unter dieſen himmelſuchenden Gewölben aller irdiſchen Verwirrung entronnen, und das träumeriſche Licht dieſer Fenſter wirft goldene Schleier zwiſchen mich und die Welt. Dann ſetze ich mich auf die Stufen des Altars, und die ſtrahlende Roſe über dem Portal blickt mich an wie ein Gottesauge, und ich verſinke in ihren myſtiſchen Glanz und in den Frieden um mich her und in mir — und ſo möchte ich leben, Ewigkeiten hindurch! — Ach, dann kommt der Schritt eines Fremden, oder körperliche Erſchöpfung, oder

irgend etwas Unbedeutendes und doch Störendes; dann ſtehe ich auf, ſchüttle den Staub vom Kleide, die friedliche Stimmung iſt entflohen, ich muß aus dem Schutz und Schirm des Altars in die bunte, harte Welt. Aber die unſäglichen Wohlthaten, die ihr alten, tiefſinnigen Dome mir gethan, die vergeſſe ich euch nie, und ich will euere dunkeln Kreuzgewölbe nicht erdrücken laſſen von der lichten, reichgeſchmückten italieniſchen Kuppel.

Meine Liebe für die alten Kirchen iſt aber kein Fanatismus, und ich halte mich keineswegs für verpflichtet, das anzubeten, was gothiſch iſt. Mißverhältniſſe ſtören mich fürchterlich. Ich habe vor vier Wochen die langweilige Fahrt von Nürnberg nach Schaffhauſen gemacht, nur um den Münſter zu Ulm zu ſehen, auf den ich ganz heißhungrig war. Wie ein Felſen überragt er die kleine Stadt. Der prachtvolle, phantaſtiſch ausgearbeitete Thurm, ein Spitzengewebe von Quaderſtein, iſt nur halb vollendet; die ganze Flèche fehlt, und man hat ſtatt deren ein winziges Dächelchen darauf geſtülpt. Der Thurm ſieht aus wie ein der Mutter entwachſenes Rieſenkind, das man eiligſt unter die Haube gebracht; und das iſt ganz richtig, der Bau entwuchs ſeiner Zeit: 1370 angefangen, wurde er 1494 erſt beendet. Da war

die Glaubensglut erloſchen, welche der Heerd iſt, aus dem eine ſolche Girandole emporſchießt. Aber die Unvollendung ſtörte mich nicht, ſowie der Schleier mich nicht ſtört, den Krankheit, oder Gram, oder Anſtrengung über ein ſchönes Menſchenantlitz geworfen. Ich darf denken: ſeine Zeit wird wiederkommen! — und dadurch wird die Wirklichkeit nur zu einer momentanen Beſchränkung der Imagination. Beim Anblick des kleinen Daches durfte ich denken: die Arbeiter hätten es aufgelegt, weil ſie drei Tage hindurch das Pfingſtfeſt oder dergleichen feiern wollten. Sind aber Fehler in den Proportionen, zu kurze Arme an einer Apollogeſtalt — ade die Bewunderung! Das Innere des ulmer Münſters war mir faſt peinlich, trotz ſeiner koloſſalen Größe, trotz des 141 Fuß hohen Mittelſchiffs, trotz der miraculoſen Sibyllen und Propheten im hohen Chor, von Görg Sürlin's Holzſchnitzarbeit; denn die Bogen ſind ſpitz zulaufend wie Fiſchgräten, bohrten ſich förmlich in meine Augen hinein, und wendete ich dieſe ruhebedürftig ab, ſo fielen ſie auf die dürftigen Säulen, welche die beiden Seitenſchiffe theilen und tragen, und welche neben den gothiſchen Pfeilerbündeln ausſehen wie Strohhalme neben Garben. Sie werden zuſammenknicken, dachte ich. Um aus dieſen Gebrechlichkeitsideen her-

auszukommen, welche unter allen Umſtänden unbehaglich ſind, ſtieg ich auf den Thurm, was ich höchſt ſelten thue, weil mir bei der Landkartenausſicht von Thürmen und Bergen immer die Geographielectionen meiner Kindheit einfallen. Ich bin überhaupt keine Freundin der Erinnerungen, und mögen es die lieblichſten ſein, ſo genügt das Wort: ſie ſind geweſen — um mich kühl gegen ſie zu ſtimmen. Für mich liegt kein Paradies in der Vergangenheit, aber wol in der Zukunft. Daher giebt es auch kein verlornes für mich, nur ein zu gewinnendes. Ich bin ein Genie im Hoffen. In ihre Kindheit verlegen die meiſten Menſchen ein kleines untergegangenes Paradies. Unbegreiflich! Haben ſie denn keine Lectionen nehmen müſſen? Ich habe viel geweint in meinem Leben, und ich glaube die Rechnenlection hat mich damit en train gebracht. Sie war mir tödtlich; ſie zerbrach mir den Kopf, ohne hineinzuſchlüpfen; ſie koſtete mich unzählige Thränen, ſie gab mir unbeſiegliehen Widerwillen gegen ſie und Verzagtheit an mir ſelbſt — ich konnte und konnte es nicht lernen. Später, im Leben, giebt es gar viel zu rechnen, zu berechnen, was weiß ich! aber ich wußte, daß ich keine Geſchicklichkeit darin hatte, ich verſuchte es gar nicht, aus Furcht übel zu beſtehen. Ach, da kamen erſt

recht die Thränen! Jedoch nicht alle Menſchen ſind ſo ungeſchickt wie ich: ſie lernen hübſch rechnen, ſind kluge Kinder geweſen und werden verſtändige Leute, die nicht zu weinen brauchen. Aber haben ſie denn auch keine Langeweile bei den Lectionen ausgeſtanden, wie ich bei den geographiſchen? Das wäre doch ſeltſam. Es iſt aber ſehr ſchwer, das zu ſagen, was man ſagen will, und nur das. Ich meine, Thränen und Langeweile ſind ziemlich triſte Erinnerungen aus dem Paradieſe der Kindheit, und an letztere ward ich erinnert, als der Thurmwärter begann vom Schlachtfelde von Elchingen zu erzählen und von der Poſition der Oeſtreicher und Franzoſen bei Mack's Capitulation. In dieſem Augenblicke fand ich eine Flucht ohne alle Capitulation vollkommen begreiflich — und ich entfloh.

Das war Alles bei dem berühmten Münſter zu Ulm.

Eine andere unvergeßliche Schönheit Deutſchlands iſt

Der Rheinfall von Schaffhauſen.

„Willkommen, willkommen mein Töchterlein,
Haſt noch nicht vergeſſen Deinen Vater, den Rhein?
Es ſind doch vergangen zwei flüchtige Jahr,
Seit Du Dich geſpiegelt im Auge mir klar.“ —

Mein Vater, wie könnt' ich vergeſſen Dich je,
Und ſelbſt wenn ich nie mehr ins Auge Dir ſeh!
Von Strömen in Deutſchland gar manche ſah ich,
Es hatte doch keiner Dein Auge für mich,
Das tiefſinnig, traulich ins Herze mir lacht
Und augenblicks heimiſch am Ufer mich macht.
Ich war, wo die Wellen der Donau hinziehn,
In Deutſchlands gewaltiger Kaiſerſtadt Wien;
Ich war an der Moldau hellgelblicher Fluth,
Wo Prag, die entthronete Königin, ruht;
Ich war an dem weinlaubumſchlungenen Strand
Der Elbe im freundlichen ſächſiſchen Land;
Ich war auch am ernſthaften Odergeſtad,
Wo Breslau ſein Rathhaus ſo maleriſch hat: —
Das hat mir vertrieben der Jahre nun zwei,
Ich ſchauete freudig, was ſchön war und neu,
Die Stunden und Tage entflohn mir geſchwind —
Doch ſieh! ich komm' wieder, Dein zärtliches Kind,
Und freu' mich der Kraft und der Herrlichkeit Dein,
Du Stolz von ganz Deutſchland, Du herzlieber Rhein!

Ueber den Rhein hinweg — lebe wohl, Deutſchland! Das Land hat eine ganz andere Phyſiognomie, iſt gartenmäßig bebaut, und Dörfer ſind darüber hingeſtreut mit flachen Schindeldächern und frommen Sprüchen auf, und kleinen zierlichen Gärten vor den Bauerhäuſern. Sei das Haus noch ſo ärmlich, dies Gärtchen voll Roſen und Mohn fehlt

nie und macht den Eingang in das Haus einladend; doppelt einladend für mich, da ich die ſchaudererregenden Avenuen zu norddeutſchen — nicht blos Bauerhäuſern — kenne. Obgleich ich nicht bedauere, Deutſchland weiblich durchſtreift zu haben, ſo bedauere ich doch noch weniger, es zu verlaſſen. Seine mittelmäßige Natur langweilt mich, wenn ſie mir auch zuweilen ſehr gefällt. Ich kann das nicht leiden, wenigſtens nicht dauernd, was mir nur gefällt. Ich gehe drum herum, beſehe es mir und ſage: wunderhübſch! charmant! — und dann laſſ' ich es fallen, wie ich eine welke Blume nie wegwerfe, ſondern fallen laſſe, ſo von ſelbſt, aus Gleichgültigkeit. Darum pflücke ich nie eine Blume; ich weiß vorher, nach fünf Minuten bin ich ihrer überdrüßig. Die Naturſchönheit Deutſchlands iſt mir eine Blume, die welk wird, und von der ich mich mit vollkommener Gleichgültigkeit wegwende. Nach keinem Berge, nach keinem Fluſſe, nach keinem Thale habe ich das Verlangen des Wiederſehens. Von Dresden und von Heidelberg habe ich geſagt: Hier könnte ich leben! — Hier möchte ich leben! — ſagte ich noch nirgends. Indeſſen trägt wol nicht Deutſchlands Charakter, ſondern mein eigener dieſe Schuld, wenn es eine iſt. Müßte ich Wurzel faſſen in der Welt, in irgend ein

Haus ſchlüpfen und mich darin für's Leben etabliren, ſo würde das Dach dieſes Hauſes mich drücken wie ein Sargdeckel. Das iſt nicht Frauenart. Wer will aber eine Anomalie nicht gelten laſſen, weil ſie nicht zu klaſſifiziren iſt? Wer will eine Laune der Schöpfung controliren? Ich reiſe nicht um zu ſehen und zu hören; nicht um zu bewundern und bewundert zu werden; nicht um mich zu bilden und Kenntniſſe und Wiſſenſchaft zu erwerben; nicht um zu Hauſe mündlich und ſchriftlich allerliebſte Märchen von meinen Reiſen zu liefern; nicht um Menſchen, Sitten, Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen intereſſanten Mediſancen einzuſammeln: ich reiſe, um zu leben. Sucht nicht Jeder ſein kleines Daſein ſo gut wie möglich durchzubringen? Geſchehen nicht ganz unerhörte Dinge, um das Leben zu friſten? Deshalb ſitzen Menſchen tagelang am Schreibtiſch oder in dumpfen Werkſtätten; deshalb ſtehlen, morden, betrügen ſie, heimlich, öffentlich — wie's kommt; deshalb ſetzen ſie ſich der Möglichkeit aus, am Galgen oder im Kriege zu ſterben; ja, was noch viel grauſiger iſt, deshalb heirathen Frauen unerträgliche Männer. Ich reiſe um zu leben.

Leben! das iſt ein großes, ein geheimnißvolles Wort! davon hat Jeder ſeine eigenen Anſichten wie

von Liebe, wie von Glück, und danach richtet auch Jeder ſeine beſondern Anſprüche. Genießen, handeln, ſich ausbilden, erwerben, ſchaffen, herrſchen, Pflicht erfüllen, Beruf nachgehen — das iſt Alles: leben. Aber mein Leben?

Unbeachtet von der Menge,
Ungeſehen im Gedränge,
Durch die Hand nicht zu erreichen,
Aus den Wolken, von den Zweigen,
Wie die kleinen Vögel ziehen,
Singend kommen, ſingend fliehen:
In des Lebens Sommernächten
Nachtigallenſänge flechten;
Trübe, ſchwere, graue Tage
Lichten mit dem Finkenſchlage;
Jubel, Freiheit, Freude krönen
Mit den heitern Lerchentönen;
Frembem Wunſch und fremder Frage
Sein Organ in Luſt und Klage;
Schönheit mit dem Kranze zieren,
Mit der Größe triumphiren;
Durch das Daſein und die Zeiten
Gleich den Waldhornklängen gleiten,
Wenn ſie Nachts im Wald, im Nachen
Dir das Herz erzittern machen
Und wie Geiſtergruß verſchweben:
Das iſt mein Leben! —

Und ich lebe es in der Reisefreiheit, wo die Menschen freundlich mit mir sind wie mit einem Zugvogel, und wo ich, gleich einem solchen, rasch und leicht an ihnen vorüberstreife.

Wie oft höre ich von den Menschen sagen, das Leben sei nicht viel werth, sei nur gering zu achten, aber schwer sei es, drückend schwer. Mir ist es gerade umgekehrt: unschätzbar und leicht wie ein Diamant, den man am Finger trägt. Manche auch sind ganz verblüfft und erbittert, daß sie in der Muschel des Lebens nicht die Auster gefunden haben, die sie behaglich verspeisen wollten, sondern die ungenießbare stolze Perle, mit der sie nichts anzufangen wissen, die sie in den Staub rollen lassen und obenein verleumden, weil sie weder zu kochen noch zu braten ist. Das ist Thorheit, die das Kostbare nicht erkennt, und Schwäche, die es nicht erringen mag. Brächen sie die Perlen aus den Muscheln, so würden sie einen prächtigen Schmuck besitzen. — O, ich liebe das Leben, diesen donnernden, schäumenden Wasserfall der Zeit!

Laß mich in den Abgrund schauen
Von dem jähen Felsenrand;
Meine Seele kennt kein Grauen,
Denn es hält mich Deine Hand.

Sollte ich zu tief mich bücken,
Sollte Schwindel mich umwehn,
Brauchſt mich nur ans Herz zu drücken,
Und die Furcht wird ſchon vergehn!

Aber Du — Du darfſt nicht beben
Vor der drohenden Gefahr,
Denn Dein Arm kann mich entheben
Ihr, ſobald Du nimmſt ſie wahr.

Sieh, mich freut's nach meiner Weiſe,
Daß es drunten tobt und ſtürmt,
Und Dein Blick magnetiſch leiſe
Meine Seele mild beſchirmt.

Eine Idylle.

Da, wo die Lütſchine ihr milchiges Gletſcherwaſſer in den See von Brienz gießt, liegt das Dorf Bönigen. Es iſt, was die Lage betrifft, ein Stiefkind in dem reichen maleriſchen Thale, welches durch die Seen von Thun und von Brienz eingeſchloſſen wird; daher beſuchen Reiſende es gewöhnlich nur auf Spaziergängen von Interlachen aus, oder wenn ſie ſich nach dem Gießbach oder nach Iſeltwald überſchiffen wollen. Gerade dadurch hat dies Dorf einen Reiz, welcher die dafür Empfänglichen unſäglich wohlthuend berührt: es iſt ruhig. In dem Tumult von Interlachen wird man ganz von der Schönheit dieſes lieblichen Ortes entzaubert; denn es verliert allmälig ſeine charakteriſtiſche Phyſiognomie, es fügt ſich der Tendenz der Zeit und wird ganz ſo modern flach und nüchtern, wie es ſich für Alles — Menſchen, Zuſtände, Länder, Völ-

ker — ſchickt, was nicht den verächtlichen Vorwurf barbariſcher Unciviliſation auf ſich laden will. Die uralten mächtigen Nußbäume werden umgehauen und dafür Gaſthöfe erbaut, große vierſtöckige Häuſer, weiß angeſtrichen, mit grasgrünen Jalouſien, die neben den hier und da zerſtreuten braunen maleriſchen Bauerhäuſern wie grelle Theaterdecorationen ſich ausnehmen. Reiſende aller Nationen, beſonders aber Engländer, haben von dieſen Gaſthöfen Beſitz genommen, welche faſt alle auf den Fuß organiſirt ſind, der den Engländern gewohnt oder bequem iſt. Interlachen iſt eine Vergnügungsanſtalt für Engländer. Die Einrichtungen ſind ſo fabrikmäßig, daß man nothgedrungen Anſtalt ſagen muß. Der große gemeinſchaftliche Salon, die gemeinſchaftlichen Frühſtücks- und Speiſeſtunden, die langen Corridors, an welchen Schlafzimmer neben Schlafzimmer, klein, aber reinlich, wie Zellen liegen, haben etwas Fabrik- oder Kloſtermäßiges, etwas Syſtematiſches, das mit der Freiheit des Land- und Reiſelebens unbehaglich contraſtirt. Dazu dieſe grauſige Schauſtellung der Erwerbgier! Gefiele es den Reiſenden über die Jungfrau hinweg ſehen zu wollen, würden deshalb tauſend Fremde *mehr* Interlachen beſuchen, ſo zweifle ich nicht, daß man den Schneeberg, wenn auch nicht wegtragen, doch wegwünſchen

würde. Kinder vor Kaleſchen geſpannt zu ſehen, iſt nichts Ungewöhnliches. Iſt man z. B. nach Lauterbrunnen gefahren, ſo braucht man zum Weiterkommen über die Berge nur Pferde; man ſpannt ſie vom Wagen ab und reitet fort, indeſſen Kinder den leeren Wagen drei Stunden weit nach Interlachen zurückziehen. Ich weiß wol, daß ſie, und die Ältern noch mehr, herzlich froh darüber ſind, auf dieſe Weiſe ein paar Francs zu verdienen; aber gerade, daß ſie ſo erſchrecklich froh darüber ſind, macht mich traurig. Wenn die Schweiz während drei Jahren von keinen Reiſenden beſucht würde, in welche Armuth würden dieſe ſchönen Orte verfallen! Wo iſt ihre alte Einfachheit und Genügſamkeit geblieben? wo iſt der Vortheil, welcher dieſem Volk aus dem Verkehr mit der Fremde erwächſt? und mit welchem Recht drängen wir uns neugierig in die Abgeſchiedenheit friedſamer Thäler und bringen ihnen unſere Genußſucht, unſere Zerſtreutheit, unſere Unerſättlichkeit? — Mit dem Recht, das heutzutage gilt: mit dem Recht des Geldes. Kraft dieſes Rechtes macht man mit aller Gemüthsruhe, ſo weit die geldgefüllten Hände reichen, die Menſchen zu Sklaven und radotirt nebenbei von Freiheit und Gleichheit, von der Barbarei der mittelalterlichen Inſtitutionen, von der Ruchloſigkeit des Sklavenhandels und

über Alles, was der Fortschritt einseitiger Cultur als gehässig bezeichnet. Ich bin nicht gern an einem Orte, wo die beiden äußersten Pole des gesellschaftlichen Zustandes, das Recht des Geldes und die Erwerbgier, verletzend ins Auge springen. Es befällt mich eine unbesiegliche Schwermuth über die ewig unlösbaren Dissonanzen des Lebens. Darum hasse ich den Aufenthalt in großen Städten und einen jeden, der ihre Schattenseite hat.

Bönigen ist wunderbar still. Die beiden Wirthshäuser, die letzten des Dorfs, liegen nur durch einen schmalen Fahrweg vom See entfernt, dessen Wellen plätschernd ans Ufer schlagen und eben so magnetisch einförmig sind wie das Stampfen der nahen Schneidemühle. Bald verwandelt sich der Fahrweg in einen Fußsteig, denn die hohen Berge, mit prächtigem Laubholz bedeckt und anfangs mit Matten, später mit schroffen Felsen gekrönt, treten unmittelbar bis an den See heran, und all dessen Windungen folgend, bald über Geröll, bald über einen schäumenden Waldbach, bald durch das ausgetrocknete, steinige Bett eines andern, zieht sich der Fußsteig ziemlich unwegsam, aber sehr malerisch bis zum brienzer Gießbach am entgegengesetzten Ende des Sees hin. Prachtvolle Nußbäume baden an einigen Stellen ihre Wurzeln im

Waſſer, und die blauen Wellen ſchimmern lieblich durch das friſche Grün der tiefherabhangenden Aeſte.

Unter einem dieſer Rieſenbäume ſaß an einem heißen Sommermittag ein Mann in leichter Reiſekleidung und rauchte eine Cigarre, neben ihm ein Mädchen in der zierlichen Landestracht. Sie ſind ſehr hübſch die Mädchen des berner Oberlandes, haben ſchlanke Geſtalten und auffallend edle, feine Züge, mit denen ihre Tracht vollkommen in Einklang iſt; denn dieſe langen, ſchwarzen Röcke, nur mit einem ſchmalen rothen oder blauen Saum, das ſchneeweiße Hemd, welches die Arme bis zum Ellbogen und Buſen und Schultern bis an den Hals bedeckt, das breite ſchwarze Sammetband, welches eng wie eine Binde den Hals umſchließt und durch ſilberne Ketten an das Mieder befeſtigt iſt, haben etwas Einfaches, Züchtiges, Edles, das von ſehr gutem Geſchmack und dem gewöhnlichen bäuriſchen ganz widerſprechend iſt. Volk, Kinder, Wilde lieben grelle, bunte Farben. Frauen, welche ſich einen ſo einfachen Anzug wählten, mußten von ungewöhnlicher Schönheit ſein. Die Frau, welche unter dem Nußbaume ſaß, war es allerdings; demnach hätte man ſie für eine Tochter des Landes halten können, wenn nicht drei Dinge geweſen wären, welche auch das ſchönſte Bauermädchen nicht hat: ein

durchsichtiges, morgenröthliches Colorit, blendend weiße Hände und zarte graziöse Füße. Diese Füße, ihrer Hülle entledigt, standen plätschernd im See und erfrischten sich und die Besitzerin nach einem langen Spaziergange. Sie saß ziemlich schläfrig auf einem Stein, bequem zurückgelehnt an den Stamm des Baumes. Die dunkeln Wimpern verschatteten ihre Augen, und sie schien sich des Schlafes nur dadurch zu erwehren, daß sie ab und an die Fußspitzen im Wasser plätschern ließ.

„Es kommen Leute, Richenza!" sagte ihr Gefährte nach einer Weile.

„Was für Leute?" fragte Richenza, ohne sich zu bewegen.

„Giebt's in diesem Lande andere Leute als Travellers?" entgegnete er.

Richenza zog hastig die Füße aus dem Wasser und versteckte sie unter dem Saum ihres Kleides.

„Nicht doch!" sagte er; „ich irrte mich, es sind Landleute."

„Ah so!" sprach Richenza, und die Füße schlüpften aus ihrem Versteck in den See zurück. „Du mußt mich aber auch nicht necken, lieber Egon."

„Ich erfüllte nur Deinen Auftrag und warnte Dich vor fremden Blicken."

„Aber es verſteht ſich, daß ich dieſer Warnung nur gegen Deines Gleichen bedarf; denn erſtens ſeid Ihr unverſchämter, und zweitens habt Ihr Zeit. Der arme müde Bauersmann hingegen eilt zum Mittageſſen und iſt mit ſeinem Karren, oder ſeiner Laſt, oder ſeinen Ziegen viel zu ſehr beſchäftigt, um nach meinen Füßen zu ſehen."

Einer der vorübergehenden Landleute ſchien Richenza's Behauptung Lügen ſtrafen zu wollen, denn er blieb ſtehen und betrachtete das Paar; indeſſen weniger in der Abſicht, ihre wunderſchönen Füße zu bewundern, als um neugierig zu erſpähen, ob etwa das Mädchen unter dem Baume aus ſeiner Bekanntſchaft ſei. Er konnte aber ihr Geſicht nicht durch die Zweige erkennen, deshalb verließ er den ſchmalen Weg, ſtieg ans Ufer herab und ſetzte ſich zehn Schritte von dem Paare unter einen andern Baum. Da ſah er Richenza, denn ohne ſich im Geringſten zu derangiren, blickte ſie ihm gerade ins Geſicht, kehrte ſich dann zu ihrem Mann und ſprach:

„Der Burſche iſt etwas weniger garſtig, als hier die Männer zu ſein pflegen; ſieh ihn doch an, Egon."

„Er iſt ſogar ungewöhnlich hübſch", ſagte Egon nach flüchtiger Prüfung; „ich denke alle Mädchen von Bönigen müſſen ſich in ihn verlieben."

„Gott!“ ſagte Richenza, „wie hart, ſich in einen Menſchen zu verlieben, der nur alle Sonntage ſich den Bart putzt und das Hemde wechſelt! Ich kann es wirklich den hübſchen, ſaubern Mädchen hier zu Lande nicht verargen, wenn ihnen die Reiſenden beſſer gefallen als ihre Dorfgenoſſen.“

„Wäre ich alſo ein Bauer in der Leinwandjacke geweſen, ſo würdeſt Du mich nie beachtet, noch weniger geliebt haben?“

„Deine Schönheit hätte ich beachtet, wie ich ein ſchönes beſtaubtes und geſchwärztes Bild betrachte; denn obzwar ich eine große Vorliebe für reingewaſchene Geſichter und weiße Hände habe, ſo überwindet wirkliche Schönheit doch immer meinen Widerwillen für das Gegentheil. Geliebt aber, mein guter Egon, hätte ich Dich ganz gewiß nicht. Um Dich dazu zu machen, was Du biſt, mußten Erziehung, Gewohnheit, Umgebung, Verhältniſſe ſtattfinden, welche dem Bauer fehlen; ich liebe Dich aber ganz und gar, wie Du biſt, mit all Deinen kleinen Verwöhnungen, die das raffinirte Leben leicht erzeugt.“

„Du willſt mich durch dieſe Verſicherung tröſten, wie es ſcheint.“

„Ganz und gar nicht! Du würdeſt als Bauer

irgend eine hübſche Grete oder Lieſe geheirathet haben und an keine Richenza denken."

„Ich muß Dir doch geſtehen, daß ich, Egon von Stetten ꝛc. ꝛc., in einigen Thälern Tirols und in Rom Weiber vom Volk geſehen habe, an deren Schönheit zu denken ſehr natürlich war."

„Das bezweifle ich nicht", ſagte Richenza etwas kurz, aber doch lachend; „Ihr vornehmen Männer ſeht in jeder Frau Euer Eigenthum und lauft für einen Kuß zehn Stunden weit."

„Tempi passati!" ſagte Egon gelaſſen.

„Das will ich nicht fürchten", entgegnete Richenza, ſchmeichelnd den Kopf auf ſeine Knie legend.

Er ſtreichelte ihre zarte Wange, die unter der linden Berührung ſich höher färbte und ſagte:

„Sei ehrlich, Richenza, würdeſt Du dem hübſchen Burſchen da nicht recht gern einen Kuß geben?"

„Nicht um die Welt!" rief ſie, raſch ſich aufrichtend, und tiefes Roth glühte auf ihren Wangen.

„Aber wenn er Dir das Leben gerettet hätte und dieſen Lohn begehrte?"

„Dann würd' ich es thun; denn ein Kuß, der zur Belohnung, zur Gnadenſache erhoben oder erniedrigt wird, hat ſeine Bedeutung verloren. Alſo: ich würde dem Retter meines Lebens einen Kuß

geben, aber unter keiner Bedingung ihm erlauben, mich zu küſſen."

„Und was bedeutet der ſpitzfindige Unterſchied?"

„Sonderbar, daß die feinſten Männer ſo plump ſein können!" ſprach Richenza kopfſchüttelnd. Sie ſah ihren Mann lieblich an und fuhr fort: „Lieber Egon, ich erlaube Dir meine Füße abzutrocknen und zu küſſen." Sie zog die Füße aus dem Waſſer.

Er warf die Cigarre in den See, trocknete mit ſeinem Foulard ihre weichen, ſchmalen Füße, küßte ſie und ſagte:

„Sie ſind marmorkalt! Wenn Du Dir nur nicht Schaden gethan haſt."

Er ſuchte ſie in ſeinen Händen und an ſeinen Lippen zu erwärmen. Dann chauſſirte ſich Richenza und ſprach:

„Nur aus ſolcher Erlaubniß entſpringt Dein Recht auf mich. Ich hoffe, Du haſt das verſtanden, lieber Egon?"

An ſeinem Arme kehrte ſie nach Bönigen zurück.

Der junge Bauer, die unſchuldige Urſache dieſes Geſprächs, hatte ſich durch Richenza's Sprache überzeugt, daß ſie nicht aus der Gegend ſei, denn er hatte kein Wort verſtanden. Neugier feſſelte ihn längſt nicht mehr an ſeinen Platz, ſondern ein tiefes freudiges

Gefühl über die Schönheit der Fremden und darüber, daß sie die Kleidung seines Landes trug. Dadurch war sie ihm so bekannt, so vertraut, als habe er sie schon irgendwo gesehen. Er besann sich so tief auf das Wo, daß er erschrak, als das Paar den Sitz verließ. Dann stand er auf und ging langsam hinterdrein. Noch nie hatte ihm ein Mädchen so gut gefallen. Er ging noch langsamer an dem Gasthofe vorüber, in dessen Thür Richenza verschwunden war, hoffend, er werde sie am Fenster erblicken. Aber es war drückend heiß, die Sonne machte den See zu einem Spiegel von blendendem Stahl; Egon hatte Richenza's Jalousien geschlossen, und sie lag auf dem Sopha und ließ sich von ihm pflegen und liebkosen. Aloys, so hieß der junge Bauer, mußte heimgehen, und wußte auf die Fragen seiner Ältern über sein langes Ausbleiben nichts zu antworten, als daß er sich am See verspätet habe. Kaum nahm er sich Zeit zu essen; er wollte die Fremde noch einmal sehen, bevor sie abreiste. Ohne zu überlegen, daß dies schwerlich in der heftigsten Hitze geschehen würde, ging er an den Gasthof zurück, setzte sich in einen der bedeckten Kähne, welche dort immer zum Gebrauche der Reisenden stationiren, und wartete lange, lange, so lange, bis ihm der Muth zu sinken begann, und bis

er fürchtete, ſie könne doch wol ſchon fort ſein. Da flog plötzlich eine Jalouſie auf, und Richenza ſtand im Fenſter. Aloys fuhr zuſammen in freudigem Schreck, und dieſer wiederholte ſich im erhöhten Grade, als ſie nach wenig Augenblicken an der Hand ihres Mannes den Kahn betrat und Aloys fragte, ob er ſie fahren wolle. Er antwortete beklommen, das Boot gehöre ihrem Wirthe, und er wolle die Mädchen rufen, die zu rudern pflegten. Das geſchah, und ein Mädchen foderte Aloys auf, mitzufahren und etwas zu ſingen. Er weigerte ſich aus Beſcheidenheit; er wiſſe nicht, ob es den Fremden recht ſei. Richenza, die nichts von dieſem im berner Dialekt geführten Geſpräch verſtand, fragte auf Franzöſiſch das Mädchen, ob dies etwa ihr Liebhaber ſei, und ob ſie ſich mit ihm zanke; als ſie aber vernahm, er ſei ein guter Sänger, machte ſie ihm ein kurzes befehlendes Zeichen einzuſteigen, und er gehorchte. Das Boot ſtieß ab und glitt mit ſanften Ruderſchlägen durch das Waſſer, das vom Abendwinde gekühlt und gekräuſelt ward. Egon ließ das Verdeck aufrollen, Richenza nahm den Hut ab und zog die Handſchuhe aus, um recht die wohlthätige friſche Luft zu genießen; dann ſah ſie tiefaufathmend ſich um, ſagte aus voller Seele: „Wie ſchön iſt die Welt!“ und dann zu Aloys: „Aber ſingen Sie doch etwas.“

Er hatte nur auf dieſen Befehl gewartet und hub an mit einer ſo ſelten ſchönen, reinen Stimme, daß Richenza's Antlitz ſich vor Freude verklärte. Doch nicht den armen Sänger blickte ſie mit ihren glänzenden Augen an, ſondern ihren Mann, weil ihr Herz nur ihm den Ausdruck und den Dank für jede ihrer Freuden gönnte. In einer Pauſe des Geſangs fragte ſie Aloys, wo ſeine Stimme die Übung und ſeltene Biegſamkeit erhalten, und erfuhr, daß der Schulmeiſter in Bönigen einen Geſangverein gebildet habe, deſſen Mitglied er ſei. Ein Mädchen fügte hinzu, er habe die ſchönſte Stimme.

„Das glaub' ich gern", ſagte Richenza, und Aloys, angefeuert durch den Beifall, ſang immer ſchöner.

Nichts iſt lieblicher als Muſik auf dem Waſſer, als eine klingende Menſchenſtimme, die mit dem Säuſeln des Abendwindes und mit dem Gemurmel der Wellen einen Dreiklang bildet, zu dem der Ruderſchlag den Takt angiebt. Das Hineinflüſtern der Natur in die Bebungen des wilden, heißen menſchlichen Herzens hat etwas unſäglich Calmirendes. Der Schmerz wird zur weichen Trauer, die Leidenſchaft zur Sehnſucht umgeſtimmt, und über Glückliche rieſelt die unendliche Melancholie des Glückes herab, welche in der Region der Seelen ein eben ſo ſchwer zu deutendes Phänomen

iſt als das Nordlicht in der phyſiſchen Welt. Ueber Richenza's fliegende Seele ſtrömte dieſe namenloſe Melancholie wie Blütenregen herab, und große Thränen hingen ruhig in ihren Augen wie Thautropfen in Blumenkelchen. Sie war wunderbar ſchön. Egon, der ſie umfaßt hielt, drückte ſie feſt an ſeine Bruſt, und Aloys ſchwieg plötzlich, weil er glaubte, ſie weine aus Betrübniß. Sie ſagte gepreßt zu Egon:

„Ich bin nur ſo ſehr glücklich.“ Er verſtand das; Aloys nicht. Aloys grübelte nach, weshalb die ſchöne Frau könne ſo traurig worden ſein, und ward aus ſeinem Nachſinnen, aus ſeinem Mitleid und ſeiner Theilnahme nach fünf Minuten durch ein heiteres Lachen Richenza's geweckt, welche die ganze Beweglichkeit leidenſchaftlicher Charaktere hatte und ſich ſehr darüber amüſirte, daß ihr Handſchuh ins Waſſer gefallen und den haſchenden Rudern entſchlüpft war. Gleich darauf landete das Boot bei dem Dorfe Iſeltwald, dem ſchönſten Punkte des Brienzerſees, wo er kleine, äußerſt maleriſche Buchten macht, an denen Hütten und Gärten zerſtreut liegen, und wo das Land, bald als Halbinſel, bald als felſiges Vorgebirge, immer mit der kräftigſten Bebaumung und den üppigſten Wieſen, in ihn hineindringt. Zu einem dieſer Felſenvorſprünge ſtiegen Egon und Richenza unter Aloys' Leitung hin-

auf und wurden durch das lieblichſte, wechſelreichſte Waſſer- und Bergpanorama für die Mühe des ſteilen und faſt gefährlichen Pfades belohnt, der ſich in bedeutender Höhe unmittelbar über dem Waſſer ganz ſchmal dahinzog.

Das Herabſteigen von ſolchen Punkten iſt weit unbehaglicher als das Erklimmen derſelben, denn man überſieht die Gefahr jedes Schrittes.

„Nimm Dich in Acht, Richenza!“ warnte Egon.

„Sehr!“ erwiederte ſie. Aber ſie ging unvorſichtig wie Jemand, der nicht an Gefahr glaubt, und doch ſo leicht, daß ſie über dieſelbe hinwegglitt. Aloys war in Bewunderung verſunken, ſie ſo kräftig und gewandt und dabei ſo zart zu ſehen.

„Gieb dem Führer die Hand, Richenza, Du ängſtigſt mich“, ſagte Egon, denn ſie war ſein, und bei dem Eigenthum ängſtigt man ſich über die Möglichkeit des Verluſtes.

„Wenn es Dich beruhigt“, antwortete ſie und gab ihre Hand, deren Handſchuh fortgeſchwommen war, an Aloys.

Dieſe leichte, durchſichtige Hand traf ihn wie ein elektriſcher Schlag. Er hatte kaum den Muth, ſie anzufaſſen, geſchweige denn, ſie feſtzuhalten. Er bebte und ging ſo unſicher wie möglich neben Richenza her.

Sie bemerkte es nicht. Man iſt ſo gleichgültig gegen Gleichgültige, und wie hätte ſie ahnen können, daß der arme Aloys es nicht war? Bei einem Mann aus der Geſellſchaft würde ſie eine ſolche Befangenheit ſogleich wahrgenommen und heimlich oder öffentlich, nach der Eigenthümlichkeit des Mannes, ſich darüber luſtig gemacht haben. Jetzt aber hatte ſie nicht einen einzigen Gedanken für ihren Führer. Auf beſſerem Wege angelangt, ſprach ſie:

„So, ich dank' Ihnen", zog die Hand zurück, wiſchte ſie ab und ging an der Seite ihres Mannes. Aloys trocknete ſich die feuchte Stirn.

Im Boot ſollte er wieder ſingen. Das Herz ſchlug ihm zu heftig, der Athem verſagte, er konnte nicht. Da ſagte Richenza mit ihrer ſüßen Freundlichkeit:

„Sie ſind zu müde heute; aber morgen, nicht wahr?"

Alſo morgen blieb ſie noch! Das Herz wollte ihm vor Freude ſpringen, und in dieſem Jubel jodelte er ſo freudig wie eine ſteigende Lerche.

Als Richenza das Boot verließ, ſagte ſie ihm freundlich: „Gute Nacht!" und Aloys ging, aber keiner guten Nacht entgegen. Er ſchlief nicht eine Viertelſtunde. Das Bild dieſer Frau, ihre Stimme, ihr Lächeln, ihre Hand in der ſeinen, hielt ihn fürchterlich wach. Sie

trug die Tracht ſeines Landes, ſie hatte holdſelig ihn angeblickt, eben ſo holdſelig zwei Worte zu ihm geſprochen, ſie hatte ihm die Hand gegeben, ihm, der nichts geſagt, nichts gethan, kaum geblickt hatte; weshalb war ſie ſo freundlich gegen ihn? Hübſche Bauermädchen hatten ihm ſchon unverhohlen ihren Beifall zu erkennen gegeben; doch Aloys, wie manche ganz junge Männer, ungerührt und unbeſiegt, hielt ſich von ihnen in halb ſtolzer, halb ſcheuer Ferne. Jetzt war wol noch Scheu in ihm, doch kein Stolz mehr; dieſe Erſcheinung hatte ihn überwunden.

Richenza, todtmüde von ihren Waſſer- und Landpromenaden, umarmte ihren Mann, ſagte: „Mein lieber Egon, welche ſchöne ſtille Tage verleben wir hier"; legte friedlich den Kopf auf ſeinen Arm und ſchlief vortrefflich.

Sie erwachte bei der Morgendämmerung von einem Geſang unter ihren Fenſtern. Sollte das der Sänger von geſtern oder ein anderer ſein? dachte ſie. Eine prächtige Stimme! aber es iſt wol derſelbe! — Sie ſchlüpfte behend aus dem Bett und öffnete ihr Fenſter, um nach ihm zu ſpähen. Aloys ſaß im verdeckten Boot, wo ſie ihn nicht gleich entdecken konnte; aber er ſah ſie, er ſah ihr friſches, vom Schlaf angeglühtes Geſicht, er ſah, wie der Morgenwind ihr Haar

hob und zerwühlte, er ſah — — nichts mehr; denn Egon, von dieſem kühlen Morgenwind angeweht, erwachte und rief verdrießlich:

„Aber Richenza!“ Sie ſchloß erſchrocken das Fenſter und ſagte:

„Hörſt Du nicht das allerliebſte Schweizerlied?“

„Sehr deutlich; und eben darum brauchſt Du nicht aufzuſtehen und Dich kindiſch zu erkälten.“

„Wie kannſt Du mit mir zanken, böſer Mann!“ ſagte ſie ſo ſchmeichelnd, daß Egon ihr durch tauſend Küſſe nicht bloß ſeine Verzeihung ausdrückte.

Aloys war glücklich! Sein Geſang hatte ſie erweckt, ſie hatte ihn ganz gewiß erkannt, und er hatte ſie geſehen! wie ſchön geſehen! Das Herzklopfen, welches ihn aus dem Bett und aus dem Hauſe getrieben, vertrieb ihn auch jetzt aus dem Boot. Er trieb ſich umher, gelangweilt, ungeduldig. Er wußte gar nicht, womit die Zeit ausfüllen; Alles ſchien ihm ſo öde und nur das Herz übervoll. Es war Sonntag. Er zog ſich an, um mit den Ältern nach Interlachen zu gehen. Die blaue Tuchjacke, der neue Strohhut ſtanden ihm ſehr gut, und das ſonntägliche Hemd, vor welchem Richenza ſolchen Widerwillen ausgeſprochen, ſah blendendweiß unter den kurzen Ermeln der Jacke hervor. Wenn er vorüberging, ſtießen ſich die Mädchen heimlich

an und blickten ihm nach. Er würdigte Keine eines Blickes. Der Gottesdienſt ſchien ihm ſehr lang, und nach deſſen Beendigung mochte er ſich nicht wie ſonſt mit ſeinen Kameraden auf dem Höheweg in Interlachen umhertreiben und neugierig dem Treiben der ſchönen Welt zuſehen — er eilte nach Bönigen zurück.

Richenza hatte durch ihre Wirthsleute erfahren, daß der bewußte Singverein ſehr gut vierſtimmige Sachen ausführe. Sie wollte das hören. Zum Glück kehrte Aloys früh aus der Kirche heim, fand zu Hauſe ein Mädchen aus dem Gaſthof mit dieſem Auftrag, trieb die Sänger und Sängerinnen zuſammen und erfüllte ſchleunigſt Richenza's Begehr. In der ſogenannten Laube, der hölzernen, mit Fenſtern geſchloſſenen Gallerie des Wirthshauſes, fand das Concert ſtatt, das in vierſtimmigen weltlichen und geiſtlichen Liedern beſtand, die glockenrein, von ſchönen kräftigen Stimmen, aber ganz ſeelenloos vorgetragen wurden. Aloys, der Einzige, dem nicht blos die Kehle, ſondern auch das Herz vibrirte, konnte nicht die Maſſe durchdringen. Egon ließ den Sängern Wein geben, um ſie zu erfriſchen und anzufeuern, und als er zuletzt an Aloys die Belohnung bot, welche in dieſer Gegend Niemand ſo leicht zurückweiſt, machte der eine abwehrende Bewegung und zeigte auf eins der Mädchen. Egon

glaubte, ſie ſei die Vorſteherin, und gab es ihr ſehr ruhig; aber Aloys verhielt mühſam ſeinen Grimm. Da trat Richenza zu ihm, ohne zu ahnen, wie er ſich verletzt fühlte; nur um ihm etwas Lobendes zu ſagen, ſprach ſie:

„Wenn Sie ganz allein ſingen, gefällt es mir am allerbeſten.“

Weg war ſein Unwille! Er drehte verlegen den Hut, aber ſprechen konnte er nicht. Alle ſeine Fähigkeiten concentrirten ſich im Schlage ſeines Herzens. Nur als Richenza fragte:

„Können Sie heut Abend mit zum Gießbach fahren?“ nahm er alle Kraft zuſammen und brachte heraus:

„Ja.“

Wie freute er ſich auf den Abend! Der Gießbach iſt am andern Ende des Sees. Einige Stunden ſind erfoderlich, um hin und her zu fahren, und während all dieſer Stunden ſollte er ſie ſehen. Vielleicht würde ſie zum Waſſerfall hinaufſteigen und ſich wieder auf ihn ſtützen. Dann wollte er nicht ſo ſcheu ſein, dreiſt ihre Hand faſſen, ſie am Arm halten — er ſchloß die Augen, ſein armer Kopf wirbelte wie im Delirium.

„Egon“, ſagte Richenza, „ſuche doch, bitte, aus Deinem Gelde einen Dukaten hervor; ich will heute unſern Sänger belohnen.“

Als die Sonne zu ſinken begann, war das Boot bereit und Aloys wartete längſt. Richenza hatte auf ihren Strohhut einen Strauß von duftender Erbſenblüte geſteckt und blickte ſo friſch und fröhlich darunter hervor, daß Egon, als er ihr ins Boot half, ſagte:

„Du biſt unerhört hübſch in dieſer Bauertracht.“

„Deshalb trag ich ſie ja“, entgegnete ſie luſtig.

„Du wirſt die Eroberung ſämmtlicher Bauerburſchen des berner Oberlandes machen“, ſagte er neckend.

„Dann zieh' ich ſie aus!“ rief ſie und umfaßte ſeinen Arm.

Wieder ſchwammen ſie Hand in Hand und Aug' in Auge durch die ſchillernde Flut; wieder ſang Aloys in Liebesliedern die Glut und Sehnſucht ſeines erwachten Herzens aus, und wieder drängte ſich Richenza mit der ganzen Fülle des ihren an den geliebten Mann.

Sie ſtiegen beim Gießbach, der in verſchiedenen Abſtufungen in den See ſtürzt, nur bis zu dem Sturz herauf, welcher ſo ſeltſam fällt, daß man zwiſchen dem Waſſerfall und dem Felſen wie in einer Kryſtallgrotte ſteht, und Aloys' Hoffnung, Richenza zu führen, blieb unerfüllt; Egon ließ ſie nicht von ſeiner Hand. Die getäuſchte Hoffnung ſetzte ſich nun in einen brennenden

Wunſch um, und als ſie beim Boot wieder angelangt waren und der Wunſch nicht erfüllt war, faßte Aloys ohne Weiteres einen Entſchluß, und Richenza umſchlingend hob er ſie hinein.

„Der Menſch iſt allzu dienſtfertig", murmelte ſie verdrießlich.

„Warum wendet Ihr nicht?" fragte Aloys die rudernden Mädchen.

„Die Herrſchaft fährt nach Brienz und geht morgen über den Brünig", lautete die Antwort, welche ſeine Wangen mit Leichenbläſſe überzog. Zum Glück dunkelte es bereits. Alſo ſie ging, und er ſah ſie nicht wieder! Alles Blut ſtieg ihm in die Bruſt, er hätte in den See ſpringen mögen. Aus Verzweiflung fing er an zu ſingen — ein bekanntes Liedchen, worin der Sänger um einen Kuß bittet.

„Gebt ihm doch einen Kuß, Ihr Mädchen", ſagte Egon. Aber ſie ſchüttelten lächelnd den Kopf, und Aloys ward wie vom Blitz durch den Gedanken berührt, daß ſie ihm in einem Kuß den Sängerlohn zahlen ſollte. Woher er die Kraft zu dieſer Bitte nehmen werde, wußte er noch nicht; der letzte Augenblick ſollte ſie ihm geben.

Man landete. Egon bezahlte die Mädchen. Richenza ließ ſich den Dukaten geben, und ehe Aloys

ſich beſinnen konnte, nahm ſie ſeine Hand, legte das Goldſtück hinein, ſagte freundlich:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir ſo hübſche Lieder vorgeſungen haben", hing ſich an den Arm ihres Mannes und verſchwand vor ſeinen ſich verdunkelnden Augen. Es brauſte ihm im Kopf; er ſank ohnmächtig nieder. Dieſer totalen Ebbe aller Wünſche, aller Empfindungen, aller Sinne war er nicht ſtark genug zu widerſtehen. Die Mädchen beſprengten ihn halb mitleidig, halb muthwillig mit Waſſer und fuhren den Ermatteten nach Bönigen zurück.

Richenza ſagte zu ihrem Mann:

„Morgen werden wir ſehen, was es am Vierwaldſtädterſee giebt"; und nach einer Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Man kann ſich doch viel Vergnügen für einen Dukaten machen."

Der Dom.

Im Lauterbrunnenthale
War ich wie oftmals ſchon
Und ſah im roſigen Strahle
Der Jungfrau Felſenthron.

Mit Adlerhäupten ſtehen
Die Felſen ſich zugewandt,
Und fliehende Waſſer wehen
Herab von ſchroffer Wand.

Als kleine Bäche ſchießen
Eidechſengleich ſie hin,
Und duftende Blumen ſprießen
Aus friſchem Wieſengrün.

Mit ſtillen niedern Hütten
Iſt auch das Thal belebt,
Aus deſſen grüner Mitten
Ein Kirchlein ſich erhebt.

Wozu das Kirchlein dorten?
Iſt nicht das Thal ein Dom
Mit ewig offnen Pforten,
Mit ewigem Weihraucharom?

Herrſcht nicht der ſtille Friede,
Geſuchet nah und fern,
Tief in der Thebaide,
Durchweht vom Geiſt des Herrn?

Warum gehe ich nicht auch nach Mailand zur Kaiſerkrönung, wie doch jetzt alle Welt thut? Warum ſchweife ich in den Bergen und Thälern der Schweiz umher und verſäume die Gelegenheit, etwas Seltenes und Merkwürdiges zu ſehen und zu beſchreiben? Ach, ich habe kein Talent für das Handwerk, das jetzt Mode iſt, für das Buchſchreiberhandwerk. Wie die Geſellen von Stadt zu Stadt wandern, um neue Formen von Tiſchen und neue Schnitte von Röcken zu ſehen und heimzubringen, ſo zieht man heutzutage in die Fremde, weniger in der Abſicht ihre Eigenthümlichkeit zu betrachten, ihre Herrlichkeit zu bewundern, als um Alles zu beſchreiben und ein recht amüſantes Buch davon zu liefern. Man geht auf die Jagd von Novellen- und Reiſeſkizzen- oder Reiſebilderſtoff, denn dieſer Schnitt iſt die Mode des Tages. Man fügt ſich ihr ſklaviſch. Vornehm, nach Luſt und Laune ſchreibt Niemand, ſondern das Penſum wird heruntergearbeitet, zuweilen verdrießlich, eben weil es ein Pen-

ſum iſt, zuweilen übermüthig, damit wenigſtens der haut goût nicht fehle, wenn auch der gute Geſchmack fehlt. Jules Janin iſt nach Italien geſchickt, eigens um die ganze Kaiſerkrönung zu beſchreiben. Gewiß wird man in Deutſchland dieſem Vorbild gefolgt ſein, und à l'heure qu'il est ſitzen einige berühmte Beſchreiber in Mailand, mit ſcharfem Blick und geſpitzter Feder, und paſſen heftig auf. Uralte, heilige, aus einem Nagel des Kreuzes geſchmiedete lombardiſche Krone, mit deinem Wahlſpruch: „Dio me la diede, guai che la tocca“, biſt du auch etwas verjährt! Es hat Niemand dieſen Glauben mehr; und nur aus ihm ging das Selbſtbewußtſein, der ruhige Stolz hervor, welche jenen Spruch nicht zum leeren Wortgepränge machen. Jetzt iſt man nicht mehr ſtolz wie die Kraft, ſondern hochmüthig wie die Schwäche. Als das vierzehnte Jahrhundert aufging, da war der Ruf zum heiligen Grabe verhallt, der Minneſang verſtummt, der Glanz von Deutſchlands Kaiſerkrone und die Heiligkeit von der Tiare gewichen, das altkatholiſche Dogma angetaſtet: da wich der Glaube, mit ihm die Einheit, mit ihr die Kraft. Oſtentation giebt es noch, aber keine gediegene Pracht mehr; dieſe iſt abſichtslos, jene hat ihre Zwecke. Mit Oſtentation wird eine Kaiſerkrönung abgehalten; daher blendet ſie höchſtens einen Augen-

blick, ſie ergreift nicht die Gemüther, und Diejenigen, welche noch wirklich eine Andacht zu ihr haben, finden einen kläglichen Tod, wie die treuen, heitern Zillerthaler. O, wenn doch das Spiel mit den Kronen unterbliebe! ſie haben kein Glück mehr.

Auf meinen Streifzügen kam ich plötzlich wieder an den Rhein, den ich für lange Zeit verlaſſen zu haben glaubte; aber da er durch Graubündten fließt, oder vielmehr, da Graubündten ſein Bett iſt, ſo war er freilich dort nicht zu vermeiden. Er drückt dem Lande ſeine Phyſiognomie auf, die durchaus verſchieden iſt von der der übrigen Schweiz: feudaliſtiſch-germaniſch. Vielleicht lieb' ich ihn darum ſo. Jede ſtark ausgeprägte Phyſiognomie iſt intereſſant, weil ſie originell iſt, weil ſie von einem ihr eigenthümlichen Charakter zeugt. Menſchen, Epochen, Länder ohne Phyſiognomie ſind fade und nüchtern; man vergißt ſie. Der Rhein, ſo weit ich ihn kenne, von dem Fall der Roffla in Graubündten bis Köln, iſt romantiſch-mittelalterlich durch die Geſchichte, durch die Kunſt, durch die Erinnerungen, welche an ſeinen Ufern Denkmale zurückgelaſſen haben. Schönere Ruinen und in größerer Menge als in den Thälern von Domleſchg und Schams, zwiſchen Chur und dem Splügen ſind nicht zu finden. Zum Theil ſieht man auch noch alte, bewohnte Schlöſſer

mit ſtolzen Namen längſt untergegangener großer Familien, wie Räzüns, das irgend ein wohlhabender Mann billig gekauft hat und friedlich darin ſeinem Gewerbe, oder Geſchäfte, oder Vergnügen nachgeht. Die Urahnin all dieſer Ruinen iſt das Adlerneſt Hohenrhätien oder Realta, die wie ein Wartthurm unfern des Eingangs der Via mala liegt. Aus vorrömiſcher Zeit, von Thusciern, die in die rhätiſchen Alpen gedrängt wurden, ſoll ſie ſtammen. Ihre maleriſche Schönheit gewinnt zwar keinen neuen Reiz durch dieſe Mitgift der Jahrtauſende; allein ich habe einen unwillkürlichen, ſehr altmodiſchen Reſpect vor Allem, was ſo eingerichtet iſt, daß es den Tag von geſtern und von morgen überdauert. Es iſt ſo wunderbar fremdartig in unſerer zukunftloſen, nur für den gegenwärtigen Gebrauch und Genuß ſich abarbeitenden Zeit!

Eine Menge Dorfſchaften liegen verſtreut um dieſe Schlöſſer wie Heerden um den Hirten. Jetzt, wo Jedermann hübſch vereinzelt iſt — frei, wie die Modeſprache es nennt —, taugt der Vergleich nicht. Die Heerden haben ſich emancipirt — wieder um das Modewort zu brauchen —, haben geſagt: Wir dienen dem Hirten, wir wollen ihm nicht dienen, denn wir brauchen ihn nicht; wir können uns ſelbſt beſchützen; Bären und Wölfe, gegen die er uns ehedem beſchützte,

giebt es nicht mehr.“ Und ſo beſchützt man ſich denn ſelbſt; ungefähr wie Kain: Jedermanns Hand wider ihn und ſeine Hand wider Jedermann. Dieſen Eindruck machen aber die Landſchaften gar nicht, ſie haben den alten Charakter bewahrt. Über den Erdboden müſſen mehr Generationen hingehen als über die bewegliche Menſchenſeele, um ihm ſein angeſtammtes Gepräge zu nehmen.

Einigen Thälern Graubündtens eigenthümlich iſt, daß die Gemeinen drei Dörfer beſitzen, worin ſie abwechſelnd wohnen. Im Winter am Fuß des Berges, im Frühling und Herbſt an deſſen Abhang, im Sommer auf der Höhe. Viehzucht, ihr Haupterwerb, giebt ihnen dieſe nomadiſche Lebensweiſe, und ſtatt wie in der Schweiz und Tirol die Sennen mit dem Vieh auf die Alpen zu ſchicken, findet man es hier bequemer, daß die ganze Gemeine mit Weib und Kind, mit Pfarrer und Vorſteher von Dorf zu Dorf ziehe. Im Thal von Schams z. B. findet dies ſtatt. Es liegt am Fuße des Splügen; jenſeits — Como, Mailand, mit Krönungsfeſten. Ich kehrte eilig um und fuhr in einem Zug faſt bis zum entgegengeſetzten Ende der Schweiz, nach Zürich.

Ich liebe nicht Zürich; es ſieht aus plebejiſch wie eine Krämerſtadt — Dank der modernen oberflächli-

chen Eleganz! wie ein derber Handwerker mit hellgelben Handschuhen. Auf dem Liederhof stand in uralten Zeiten eine kaiserliche Pfalz; es ist aber keine Spur von ihr vorhanden. Man ist jetzt sehr bemüht, alle Spuren des Alterthums zu verwischen: die Wälle werden planirt; der alte Wellenberg — ein Gefängnißthurm mitten im Ausfluß der Reuß aus dem See — ist abgebrochen. Der Münster, von Karl dem Großen erbaut, steht recht imposant da; aber im Innern herrscht die schauerliche Öde der reformirten Kirchen, welche alle aussehen, als wollten sie dem lieben Gott beweisen, welche thörichte Verschwendung er getrieben, als er die Erde so reich geschmückt hat.

Den Zusammenhang des Baustyls der Kirchen mit dem Gang der christlichen Kirche wahrzunehmen, ist mir außerordentlich interessant. Die vier großen Epochen derselben bis zur Reformation sind in vier Kirchen der Schweiz gleichsam in Stein geprägt. Die Kirche in Chur aus dem fünften Jahrhundert — nämlich der unterirdische Theil derselben, die Krypta — ist die christliche Kirche in der Wiege, eng, gedrückt, beschränkt, aber schon felsenfest mit ihren niedrigen Rundbogengewölben. Der Münster in Zürich, aus dem neunten Jahrhundert, zeigt, wie sie sich stark und kräftig aus der Unterdrückung hervorgehoben und festen Fuß in der

Welt gefaßt hat. Es iſt noch der Rundbogen, aber aus ſeiner Höhle hinaus und über die Erde hinweg gewölbt; jedoch ungeſchmückt noch, ſchlicht, auf Ausbreitung bedacht, nicht auf Schönheit. Die Kathedrale in Lauſanne, im Jahr 1000 vom Biſchof Heinrich geſtiftet, iſt die chriſtliche Kirche, glorreich, triumphirend, die ihre verachteten Märtyrer zu glänzenden Heiligen verklärt, die kühn und ſiegesfreudig den demüthigen Rundbogen auf den himmelanſtrebenden Spitzbogen ſtellt und ſomit ihren dunkeln Urſprung zu ihrer Krone macht. Dieſe Kathedrale iſt durch die Harmonie ihrer Verhältniſſe und die unglaublich glückliche Verbindung des gothiſchen und byzantiniſchen Styls wie ein Mirakel, das die Seele ganz freudig und gläubig ſtimmt. In ihrem Äußern aber herrſcht nichts von dieſer lichtvollen Klarheit; da iſt ſo viel angebaut, überbaut, wiedergebaut, daß unwiſſende Leute, wie ich, ganz wundervoll überraſcht ſind, mitten in der Steinmaſſe ſolchen Diamant zu finden. Der Münſter zu Bern, 1420 begonnen, am Schluß des Jahrhunderts vollendet, bis auf den plötzlich abgebrochenen Thurm, iſt die chriſtliche Kirche, die durch Pomp und Schmuck erſetzen möchte, was ihr an Kraft, Hoheit und Andacht fehlt. Es iſt keine Begeiſterung mehr da, der Spitzbogen hat nicht mehr den rechten Schwung, das Ge-

bäude ſieht aus wie in die Erde geſunken, weil er zu breit iſt; oder er iſt verletzend ſpitz, wie beim ulmer Münſter, deſſen Bau zugleich mit dem des berner Münſters von Mathias Enſinger und ſeinem Sohne Vincenz geleitet ſein ſoll — kurz, es fehlt der Flügel des Glaubens. Das Äußere hingegen, Portal, Gallerien, Fenſterroſen und Kreuze, Säulchen über den Strebpfeilern ſind Mirakel der Steinmetzarbeit, reich und ſchön in Zeichnung und Ausführung. Damit kann man ſich amüſiren, nicht erbauen.

Nach der Reformation, oder eigentlich mit ihr, begann die neue Aera mit dem Styl der Renaissance; denn die Wiſſenſchaft grub das Alterthum aus ſeinem Schutte und lehrte — nachahmen. Man baute lieber wie die Griechen und Römer als wie die Pfaffen und Finſterlinge des Mittelalters. Die angetaſtete katholiſche Kirche hatte ihr Gleichgewicht verloren. Die Jeſuiten und Theatiner gaben ſich unſägliche Mühe, dies zu verbergen; ihre prächtigen Kirchen ſollten es beweiſen. Was ich bis jetzt davon in Deutſchland geſehen, war mir ganz unbehaglich, kam mir vor wie eine Lockung, nicht wie eine Überzeugung. Ich mag nicht, daß Engel wie Liebesgötter ausſehen, und daß üppige Roſenkränze über dem Kreuz ſchweben. Und ſeltſam üppig ſehen ſie aus, dieſe Jeſuiten- und Thea-

tinerkirchen. Die aber, welche von Proteſtanten nach der Reformation gebaut ſind, ſind nicht minder weltlich, nur in anderer Art. Man weiß nicht, ob in dieſen Sälen ein Concert gegeben, oder ein naturhiſtoriſches Collegium geleſen, oder eine Abhandlung über irgend einen theologiſchen Gegenſtand vorgetragen werden ſoll. Übrigens iſt es gewiß ſehr wahr, daß man eine Predigt mit demſelben Effect in einem Saal und in einer Kirche hören kann, und das finden die Stifter der Conventikel wol auch.

Es iſt möglich, daß Architekten und Theologen durch ihre Wiſſenſchaft ganz andere Dinge aus jenen Kirchen herausleſen und beweiſen dürften; aber ich bin ſo ungelehrt, daß ich mit meinen eigenen Gedanken denken und auf meine Weiſe Betrachtungen machen muß, was mich auch weit beſſer unterhält, als wenn ich aufſchriebe, was Andere dabei gedacht haben.

Um mich von Zürich zu erholen, ging ich nach Luzern. Mit ſeinen Kirchen, ſeinen bedeckten Brücken, in welchen die ganze bibliſche und viele Heiligen- und vaterländiſche Geſchichten ſehr ſchlecht gemalt ſind, mit ſeinen crenelirten Mauern, die wunderlich hoch über den Berg klettern, mit ſeinen alten Thürmen in und um der Stadt liegt es äußerſt maleriſch an dem ſchönen, romantiſchen Vierwaldſtädterſee. Luzern hat

ein Kunſtwerk, welches nach meinem Geſchmack eines der ſchönſten der neuen Zeit iſt: den Löwen, der zum Andenken der Schweizer vom 10. Auguſt 1792 in den Felſen gehauen iſt. Thorwaldſen hat es erdacht und modellirt — wie ſich von ſelbſt verſteht, möchte ich ſagen; denn wo es gilt ein glorreiches Andenken durch die bildende Kunſt zu ehren, da muß Thorwaldſen das Denkmal erfinden. Als man von ihm gewünſcht hat, er möge es ſelbſt ausführen, hat er geantwortet: dazu gebreche es ihm an Zeit, aber in Conſtanz wohne ein Mann, Lukas Ahorn, ſein ehemaliger Schüler, der werde es gut ausarbeiten. So wendete man ſich denn an Lukas Ahorn, und für einen brabanter Thaler täglich und freie Koſt, verdingt wie ein Taglöhner, demüthig wie ein alter großer Meiſter aus früherer Zeit, vollendete Lukas Ahorn in achtzehn Monaten dies große Werk und meißelte in die freie Felſenwand die Höhle mit dem ſterbenden Löwen hinein.

Da, auf dem Lilienſchilde, da liegt der alte Leu,
Nicht achtend ſeiner Wunden, hält er's im Tod noch treu;
Wol ward dies Schild zertrümmert, er achtet deſſen nicht,
Stolz auf den Trümmern ſterben iſt hoher Treue Pflicht.

Und was des Todes Grauen und seine Schmerzen stillt,
Das ist vor seinen Augen hoch das Helvetierschild;
Der Ruhm, die Ehre strahlen unangetastet, rein —
Der alte Leu kann sterben, er büßt nur das Leben ein.

Wohl ihm, daß er gestorben, daß er die Schmach nicht sieht,
Die über Schweizerlande in Fremdlingskleidern zieht!
Wohl ihm, daß eine Glorie sein Grab umkränzet hehr,
Sollt' er sie jetzt verdienen, es würd' ihm allzu schwer.

O Land, wo einst die Freiheit so licht ihr Aug' erhob
Und aus der eignen Größe ein Diadem sich wob,
Du drückst die Narrenkappe der Göttin auf das Haupt,
Nachdem mit thörigen Händen den Kranz du ihr geraubt.

O Land, in deinem Kopfe spukt böse Krankheit dir
Und deine Sinne lähmet sie über die Gebühr;
Du spähest, wo die Krankheit und wo die Heilung sei?
O mache dich vom Schwindel der falschen Freiheit frei.

Wenn, jenem Schild nachfragend, wovor sein Auge
brach,
Das er so rein gelassen — der Löwe würde wach,
Was würde deine Antwort auf seinen Vorwurf sein?
„Wie kann der Leu erwachen? er ist ja nur von
Stein!“

In Genua.

Was ich gewollt hab', das hab' ich erreicht,
Eh' noch der Stern meines Lebens erbleicht;
Was ich gewünscht hab', das hab' ich erlangt,
Eh' vor Erfüllung die Seele erbangt;
Was ich ersehnt hab', das ist jetzo da,
Wie es mich lieblich im Traume ansah:
Brausendes Herz, nun genieße dein Glück,
Hell liegt Italien vor deinem Blick.

Aber das sag' ich erst, nachdem ich den Apennin überschritten. Der immense lombardische Küchengarten, das elegante Mailand — sind nicht Italien; dergleichen kann man überall sehen! Der Comersee, dessen Gleichen man freilich in der Welt nicht sieht, ist aber auch nicht Italien, sondern ein europäisches Thal von Kaschmir, ein occidentalischer Garten Eden, ganz Ruhe, ganz Friede, ganz süße, weiche Lieblichkeit, das

ſchönſte Weiberantlitz, undurchfurcht von Leidenſchaft, von tiefen Gedanken, von ſchweren Erinnerungen, unwiſſend über tragiſche Schickſale. Und eben darum iſt der Comerſee nicht Italien! O, in der Barke zu liegen und von einem Ufer zum andern zu gleiten, und ein holdſeliges Bild von einem noch holdſeligern verdrängt zu ſehen, ohne Ende, gleich einem Märchen der Scheherezade; die reizenden Villen, die wie Odalisken hinter glänzenden Gittern ſtehen und lächeln und winken; die Waſſerfälle in dunkeln Grotten, wo zur ſtillen Nachtzeit der Seegott die geliebte Najade beſucht; die Dörfer, welche ſo ſchroff auf den grünen, ſteilen Bergabhängen liegen, als wollten ſie, wie kühne Schwimmer, ſich in den See ſtürzen; das Lorbeer-, Feigen- und Myrtengeſträuch, das von der Felſenwand in die Fluth hängt und plätſchert, überragt von dem zarten Ölbaum und der dunkeln, träumeriſch in ſich geſchmiegten Cypreſſe, über die ſich, noch eine Stufe höher, der Nuß- und Kaſtanienbaum erheben — das verdient den Wunſch eines Lebens! Was kann ich vom Lago maggiore nach dem Comerſee ſagen? Er machte mir unglaubliche Freude, wie der Brief eines Freundes, der mir ſeine nahe Ankunft verkündet; aber ſchön iſt er nur noch in Beſchreibungen von Leuten, die ihn niemals geſehen, wie in Jean Paul's „Titan" — viel-

leicht weil bei ihm die Phantaſie Spielraum zur Ausſchmückung hat; am Comerſee nicht mehr.

Von Mailand ſchweig' ich; ich bin erbittert gegen Mailand. Man hatte zur Krönung des Kaiſers die Kathedrale in ein gemeines Opernhaus voll kläglicher Lumpendecorationen verwandelt, brauchte Wochen, um all den Plunder herauszuſchaffen, verſagte den Eintritt oder, wenn man ihn dem Fremden erlaubte, verdarb ihm den erſten, den entſcheidenden Eindruck durch dieſen Wuſt von Ungeſchmack, Lärm und Hantierung. Ich begreife, daß es der Kaiſerin Katharine auf ihrer famöſen Reiſe nach Taurien viel Vergnügen machen mußte, Wüſten durch Dörfer von Pappe belebt zu ſehen; aber ich kann mir nicht vorſtellen, daß Kaiſer Ferdinand große Freude gehabt hat, ſtatt eines Marmortempels eine hölzerne Halle zu ſehen, in welcher pappene lombardiſche Könige ſtanden. Nun, mir hat die ganze Kathedrale, Material und deſſen Verarbeitung ausgenommen, nicht recht gefallen; aber wenn ich auf dem Marmordach zwiſchen Statuen umherging wie in einem Muſeum, ſo war ich doch ganz geblendet, vergaß die Geſchmackloſigkeiten und Irregularitäten, welche die vier und ein halb Jahrhundert des Baues über ihn gebracht, und dachte, dieſe Kathedrale ſei ein phantaſtiſcher Charakter, dem man ſeine Fehler zugute

halten müſſe wegen ſeiner ſtrahlenden Schönheiten. Dieſe Dachpromenade hat mir herrlich gefallen, iſt ganz ungenirt wie jede andere. Elegante Damen gingen da herum, Kinder, Volk, deutſche Studenten, blickend, plaudernd, kritiſirend und admirirend, weltlich neugierig. Dieſem Weltlichkeitscharakter ſchreib' ich zu, daß ich droben in eine Übertretung der zehn Gebote verfiel. Ich log. Zwei Reiſende kamen, Deutſche, ſprachen dies und das; endlich fragte der Eine, wen die vergoldete Statue auf der höchſten Thurmſpitze vorſtelle, und ich ſagte: den Schutzheiligen von Mailand, St.-Ambroſius; worauf ſich der Herr ſehr bedankte für die Erklärung. Das war aber nur meine Vorausſetzung. Später erfuhr ich, es ſei die heilige Jungfrau. Wer jene beiden Herren waren, weiß ich nicht. Sollten ſie dies leſen, ſo werden ſie es wol wiſſen.

Viel tiefern Eindruck als der ſtolze Marmordom, den Johann Galeaz Visconti in der Angſt ſeines beladenen, gefolterten Gewiſſens 1386 beginnen ließ, hat die alte, abgelegene, demüthige Kirche St.-Ambroſio auf mich gemacht. Da ſind noch die Thüren von Cedernholz, mit einem Drahtnetz überflochten, die der Erzbiſchof Ambroſius vor dem Kaiſer Theodoſius ſchloß, als der vom Blutbad zu Theſſalonich heimkehrte und die Kirche beſuchen wollte. In dieſem

Raum iſt zuerſt das Lied erſchallt, das ſeinen Namen unſterblich machen würde, wenn er auch kein Heiliger geworden wäre: der ambroſianiſche Lobgeſang. Hier ſtand der — damals noch nicht heilige — Auguſtin, mit ſeinem flammenden Herzen, woran Himmel und Hölle riſſen, durſtend nach ewiger Liebe bis zum Verſchmachten; „car on veut trouver la vie dans ce qu'on aime!“ ſpricht er mit lodernder Sehnſucht, die nie, nie befriedigt war, bis hier das Wort des Ambroſius ihn andonnerte und ſeine ruheloſe Seele die Ruhe in Gott fand. Ach, wenn ich einen Ambroſius zu finden wüßte, ſo wollt' ich ja gern wie Auguſtin aus einem Welttheil nach dem andern ſchiffen! Aber die Heiligen haben ſich zurückgezogen von der kalten, ſpöttelnden Welt, und es giebt wol Lehrer genug und Schriftgelehrte, aber keine Heiligen und Propheten mehr und die Welt glaubt ihnen entwachſen zu ſein, und iſt doch nur ihrer unwürdig.

Es darf ſich Niemand einfallen laſſen, dieſe Blätter als einen guide durch Italien zu betrachten. Ich ſpreche nur von den Dingen, die mich frappirt haben, und dazu gehören die Stätten, wo Erinnerungen an große Menſchen und Thaten mich wie Bienen umſummen. Mein Kopf iſt ein portatives Kirchlein voller Altäre; treffe ich auf irgend Einen aus jener großen

Gemeinſchaft der Heiligen aller Zeiten, ſo zünd' ich ihm gern ſeine Kerze an; das iſt meine Liebhaberei. Und darum muß ich doch ein Wort von dem Schönſten ſagen, das Mailand beſitzt. Das iſt nicht ſein ſchwerfälliger Arco della pace, wo oben die 10 Pferde der Victorien keinen Raum haben und unten der wiener Congreß und die heilige Allianz zu ſchauen ſind, womit man ſchon ſo herzlich überſättigt iſt; das iſt nicht ſein deliciöſes Bildchen lo Sposalizio, worauf der zwanzigjährige Rafael wie auf einer goldenen Stufe zu ſeinem Thron emporſtieg; das iſt nicht dies oder das, ſondern das Eine, das Unvergleichliche, das Unnachahmliche: da Vinci's Nachtmahl, dieſe himmliſche Ruine, die nach und nach von der Welt verſchwindet, ohne daß auch nur ein Schatten ihrer Herrlichkeit zurückbliebe. Und ich geſteh' es — das freut mich! Ja, es freut mich, daß das Werk, welches ein Unſterblicher in einem Moment der Begeiſterung ſchuf, einer Region angehört, die dem Menſchenwitz mit ſeiner Kunſtfertigkeit und ſeiner Ausdauer, und wie ſeine Tugenden heißen mögen, unzugänglich iſt. So etwas hat Einer Einmal gemacht, und dann wird es nie wieder gemacht. Und als es in ſeiner Vollkommenheit in der Welt war, da haben Stupidität und Rohheit es mißkannt und

mißhandelt. Muß denn alle Größe ein und daſſelbe Schickſal haben? Nun geht dies Bild unter, unrettbar, und wer ſich von dem himmliſchen Chriſtusantlitz die Seele will anſtrahlen laſſen, der eile! denn gerade an dieſem Kopf leiden Griffel und Meißel und Pinſel einen troſtloſen Schiffbruch.

Eine Novelle.

In Mailand lebte einſt ein junger Mann, Namens Signor Luigi, vornehm, reich, hübſch — ſehr hübſch, mit länglichen, dunkeln Augen, ſcharfgeſchnittenen Lippen und einem ſo ſchönen ſchwarzen Barte, wie er auf den Portraits von italieniſchen Meiſtern gefunden wird. Man ſollte meinen, alle Frauen könnten nichts Beſſeres verlangen, als ſich in Signor Luigi zu verlieben. Keineswegs! Signor Luigi hatte einen Fehler. — Einen Fehler! ruft man; einen einzigen Fehler? guter Himmel, das iſt ſehr wenig für einen reichen, vornehmen, ſchönen Mann! — Aber ein Fehler, der den Frauen unerträglich iſt — Signor Luigi war eiferſüchtig. Das verträgt keine Frau! Giebt ſie nicht Veranlaſſung zur Eiferſucht, ſo grämt ſie ſich über den Mangel an Vertrauen und den beſtändigen Hader und wird widerwillig geſinnt; und giebt ſie Veranlaſ-

ſung dazu, ſo wird ihr der Eiferſüchtige lächerlich, und einen lächerlichen Mann hat noch Keine geliebt.

Alſo der arme Signor Luigi war mit dieſem großen Fehler behaftet und hatte dabei ein ſo heißes, leidenſchaftliches, liebedurſtendes Herz, daß er die größten Qualen dadurch litt, weil immer ſeine mistrauiſchen Gedanken — zu denen er übrigens immer vollkommen berechtigt war — ihn mitten in ſeinem Liebesglück überfielen und ihn nach drei Tagen mit dem Gegenſtande ſeiner Anbetung entzweiten. Und nun wollte gar jene ſeltſame, unergründliche Macht, welche die Herzen lenkt, daß er ſich aufs heftigſte verliebe in die Simonetta — die reizende, liebliche Sängerin Simonetta.

Wie ſie verführeriſch war mit ihren goldbraunen Locken und ſchillernden Augen, mit ihren roſigen Lippen und ſchneeweißen Armen, mit den flötenden, zitternden, goldenen Tönen, die aus ihrer zierlichen Kehle quollen, ihren Buſen wallen machten und mit ihm den ihrer ſämmtlichen Zuhörer — welche Alle ihre Anbeter waren und ihre Liebhaber zu ſein wünſchten. Welch eine Stille auf den Tauſenden lag, wenn ſie ſang, und welch ein Beifallsorkan losbrach, ſobald ſie ausgeſungen! Die Mitſänger brauchten ſich nicht anzuſtrengen — die Simonetta allein beſchäftigte das

Publicum, und es betrachtete jene nur als die nothwendigen Pauſen, in denen die Simonetta ſich erholen müſſe.

Aber größer faſt als in der Oper waren Neugier, Beifall und Entzücken, wenn ſie auf der Straße oder Promenade am Arm eines Verehrers erſchien. Irgend Jemand von den zahlloſen Nichtsthuern einer großen Stadt erkannte ſie zuerſt, rief: „Die Simonetta!" machte einen langen Schritt und ging hinter ihr drein. Und von Mund zu Mund flog ihr Name, alle Augen wendeten ſich ihr zu, wer ſein Geſchäft aufſchieben konnte, oder wer ſo glücklich war, keins zu haben, folgte ihr nach, bewunderte ihre Anmuth, ſuchte einen Blick, ein Lächeln, ein Wort von ihr zu erhaſchen und rühmte ſich deſſen; kurz, die Huldigung, welche Fürſtinnen empfangen, weil ſie eine Krone tragen, empfing die Simonetta lediglich dafür — daß ſie die Simonetta war. Nur die Männer erwieſen ſie ihr, wie ſich von ſelbſt verſteht.

„Wo iſt denn die Simonetta? Zeigt ſie mir doch!" ſagten die Damen zu ihren Begleitern und thaten, als ob ſie Diejenige nicht kennten, in der ſie doch eine Nebenbuhlerin wußten oder ahnten — folglich haßten.

„Das iſt alſo die Simonetta!" ſprachen Andere

wegwerfend, indem ſie über die Achſel von den wunderſchönen Schultern der Simonetta auf ihre eigenen blickten, die etwas weniger zart und weiß, dafür aber etwas mehr enthüllt waren.

Darüber lachte die Simonetta denn herzlich und betrachtete dieſe Aeußerungen keineswegs als Kränkungen, worin die Männer ſie auch aus allen Kräften beſtärkten.

In dieſe nun verliebte ſich Signor Luigi, jedoch nicht ſo oberflächlich wie ſeine Gefährten, ſondern ſo gründlich, daß er ihretwegen zu den größten Opfern, oder, wie gleichgültige Leute ſprechen würden, Extravaganzen, fähig geweſen wäre. Er dachte ſich das Glück ſo unerſchöpflich, dies ſüße, glänzende, ſingende, flatternde Geſchöpf zu beſitzen, daß ihm das ganze Leben nur gerade lang genug dazu vorkam; und in dieſem Tone ſprach er zu der Simonetta. Das war ihr allerdings ſehr befremdlich. Sie glaubte anfangs, es ſei ein matter Scherz, und der ſchien ihr mit Recht ſehr ſchlecht zu ſein; darum behandelte ſie den Signor Luigi gleichgültig und fachte dadurch, ohne es zu wollen, ſeine Leidenſchaft noch mehr an.

„Wie kann ſie meiner Liebe widerſtehen?“ fragte er ſich ſelbſt in der heftigſten Aufregung.

Ach! sie dachte ja eben so wenig an das Widerstehen, als an das Ewiglieben — die gute Simonetta! Nur war ihr Signor Luigi's ganzes Wesen so durch und durch unverständlich, daß sie gar nicht sich ihm gegenüber zu benehmen wußte und halb eingeschüchtert, halb geschmeichelt war. Alle Tage kniete Signor Luigi zu ihren Füßen, brachte ihr die herrlichsten Geschenke dar und hoffte, sie werde dann von keinem Andern Geschenke nehmen, worin er jedoch sehr irrte. Sie probirte den Schmuck an Busen und Stirn und sprach:

„Heute Abend werd' ich alle Welt darin entzücken."

„Du denkst nicht an mich, Simonetta!" sprach Signor Luigi traurig.

„Auch an Euch, Signor", erwiderte sie unbefangen.

Solche Theilung war natürlich durchaus seinem Geschmacke entgegen. Er wollte der Einzige sein. Das verstand die Simonetta denn doch, und der übermäßigen Zärtlichkeit und unerschöpflichen Freigebigkeit Signor Luigi's wegen hielt sie ihre andern Verehrer in einer Entfernung, die ihr genügend schien, um seine eifersüchtige Laune nicht zu reizen, und eine Weile stellte ihn das zufrieden.

Schaaren von Männern umlagerten ſtets die Simonetta. Eine Sängerin kann nicht einſiedleriſch leben: Proben, Uebungen, Darſtellungen, Alles iſt gemeinſchaftlich und öffentlich. Wenn Signor Luigi nicht an ihrer Seite war, was ſeine Geſchäfte zuweilen erheiſchten, ſo neckten die Männer ſie ſehr mit ihrem eiferſüchtigen Liebhaber und verſuchten nebenbei ein Wörtchen zu eignen Gunſten anzubringen. Aber die Simonetta war unerſchütterlich und ſagte:

„So lange ich mit dem Signor Luigi nicht ganz breche, bin ich ihm treu; denn er brächte mich um mein ſchönes Leben, wenn ich's nicht wäre."

Man ſieht, ſie hatte recht gute Grundſätze, das liebe Mädchen!

Aber Signor Luigi ſann darauf, ſie gänzlich von einer Bahn zu entfernen, die ſeiner Ruhe und ihrer Tugend ſo bedrohlich war. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß täglich tauſend Augen ſich gleich ihm an ihrem Liebreiz weideten, und tauſend Herzen gleich dem ſeinigen in den Silberwellen ihres Geſanges badeten. Er beſchwor ſie, das leichtfertige Sängerleben aufzugeben. Die Simonetta lachte unmäßig und fragte, womit ſie denn die Tage hinbringen ſollte; ſie ſei nun einmal dafür geboren! Das leugnete Signor Luigi und erklärte ihr, ſie ſei geboren, um ſeine Ge-

mahlin zu werden, und das ſolle und müſſe ſie werden, auf immer vor Gott und den Menſchen ihm angehören und aus dem falſchen Opernſaal in die Stille und Würde ſeines Hauſes treten. Die Simonetta wurde ernſthaft und immer ernſthafter, je länger und dringender er ſprach. Endlich hub ſie an bitterlich zu weinen und rief in heißen Thränen feierlich aus:

„Signor Don Luigi, wenn ich wirklich ſo ſehr geſündigt habe, um dafür ſtrenge Buße thun zu müſſen, ſo will ich doch lieber eine Kloſterfrau als Euere Gemahlin werden.“

Signor Luigi erſchrak heftig über dieſen hohen Ernſt. Er hatte nicht geglaubt, daß ihr Widerwille, ſeinen Namen zu tragen, ſo groß ſei. Er beruhigte ſie wegen dieſer übertriebenen Anforderung, und ſie rief erheitert:

„Ich bin die Simonetta und will die Simonetta bleiben! Dieſen Namen täglich von tauſend Lippen feiernd, lobend, bewundernd erſchallen zu hören, daß er wie bunte Schmetterlinge um Blumen mich umflattert — das, Signor Don Luigi, iſt meine Wonne, mein Verlangen, mein Triumph, und das kann ich nur erlangen als die Sängerin Simonetta.“

Signor Luigi war plötzlich wie von einem elektrischen Schlage getroffen; sein Auge strahlte, seine melancholische Stirn erheiterte sich, um seinen Mund spielte das selige Lächeln der tiefsten Zufriedenheit. Er umarmte sie feurig und rief:

„Wolan, Simonetta! wenn ich Dich an einen Ort führe, wo du täglich im Uebermaß diesen Triumph feierst, willst Du mir dann gern folgen und für immer einzig mir angehören?"

„Das ist ja schon jetzt der Fall! Laßt mich doch im schönen, prächtigen Mailand, mein theuerer Luigi", bat die Simonetta.

Und er schien auch sie im schönen, prächtigen Mailand lassen zu wollen, und noch dazu freier als bisher, denn er hatte einen unglaublichen Verkehr mit Baumeistern, Maurern und allen Leuten, die sich mehr oder minder mit dem Bauwesen abgaben, führte sie in das Landhaus, das er eine Stunde von Mailand besaß, ließ Plane und Risse nach seinen Andeutungen und ihrer Einsicht machen, prüfte, zweifelte, wählte und begann endlich einen Bau, den er mit brennendem Eifer antrieb. Niemand wußte, warum dieser Bau — ob er überflüssiges Geld habe, ob er sich vermählen wolle? Er schwieg allen Fragern. Die Simonetta freute sich gutmüthig, daß er eine Beschäf-

tigung gefunden, die ihn so sehr interessirte und beiläufig ihr ein wenig mehr Freiheit ließ.

Nach einigen Monaten bat Signor Luigi, sie möge auf ein paar Wochen vorläufig Urlaub nehmen und ihn, ihrem Versprechen gemäß, begleiten — auf einer Reise. Sie that es gern; sie freute sich sehr zu der Reise, war aber hoch erstaunt, als er sie nur in sein Landhaus führte, Abends nach der Oper, wo man sie mit brausendem Beifall entlassen. Indessen war das Landhaus — ein Mittelgebäude mit zwei Flügeln, letztere neu angebaut — so prächtig erleuchtet, so herrlich geschmückt und ihr Gemach wie auch der Gesellschaftssaal so überaus glänzend eingerichtet, daß sie sich 24 Stunden hindurch mit Bewundern amüsirte. Darauf aber wollte sie bewundert sein und klagte über Einsamkeit.

„Geduld, Simonetta!" sprach Signor Luigi, ersuchte sie, sich herrlich anzukleiden, kleidete sich ebenfalls herrlichst und führte dann die Erwartungsvolle in den Gesellschaftssaal, wo die Kronleuchter strahlten, die Blumen dufteten, und Vorhänge von Purpurseide zwischen den Marmorsäulen und über die Fenster wallten.

„Sind Gäste hinter den Drapperien verborgen?" fragte sie gespannt.

„Singe, theure Simonetta", bat Signor Luigi, ſtatt zu antworten, und ſetzte ſich der großen Hitze wegen auf den Balkon, der von einem Purpurbaldachin überwölbt war. Die Simonetta, nicht wiſſend, ob nicht etwa ein Kaiſer oder wenigſtens ein König incognito gegenwärtig ſei, überwand ein Gefühl des Unbehagens und ſang ſo himmliſch wie die Muſe der Tonkunſt ſelbſt. Kaum war ihre letzte Cadenz verhallt, ſo rief Signor Luigi in die Hände klatſchend:

„Simonetta, brava! braviſſima, die Simonetta!" und ein endloſes Klatſchen und Rufen erfolgte, welches er, ſobald es ſchwächer wurde, wieder anfachte. Die Simonetta ſtand ganz betäubt und zitternd vor dieſem geſpenſtiſchen Lärm in dem großen, einſamen Saale. Signor Luigi eilte zu ihr, ſchloß ſie an ſeine Bruſt und fragte:

„Biſt Du mit der Huldigung zufrieden, mein liebes Leben?"

„Mit nichten, Signor Don Luigi!" ſprach ſie kühl; „ich will Eure Geſellſchaft kennen lernen."

„Wozu, Süße? Du hörſt Dich preiſen als die Sängerin Simonetta, und ich liebe Dich unſäglich — was verlangſt Du mehr?"

„Auf der Stelle nach Mailand zurückzukehren", ſprach ſie erbittert, „wo ich mit Männern zu thun

habe, nicht mit einem Narren.“ Stolz ſchritt ſie die Treppen hinab, befahl den Leuten anzuſpannen, fuhr nach Mailand, verbreitete dort dieſe Begebenheit und machte den armen Signor Luigi ſo lächerlich, daß er ſpurlos aus der Heimat verſchwand. Sein Landhaus behielt den Namen Caſa Simonetta und das berühmte Echo.

Dieſe Geſchichte ſoll den Männern rathen, ſich nicht zu heftig zu verlieben.

In der Gegend zwiſchen Pavia und Mailand liegt ein ſeltſames Gebäude, rieſenhaft, prächtig, einſam, wie ein Tempel in der Wüſte. Vor Jahrhunderten baute es ein Fürſt und ſchenkte es arbeitſamen Männern, mit der Bedingung, es zu vollenden und das moraſtige Land umher urbar zu machen. Sie erfüllten beide Bedingungen, jenes prangte, dieſes blühte, die Männer freuten ſich des Segens, der ihre Arbeit krönte. Da kam ein anderer Fürſt und jagte ſie fort; und weil dies Gebäude die Certoſa, und dieſe Männer Karthäuſer, und dieſer Fürſt Joſeph II. war, und weil die Zeit, als dies geſchah, den Anfang unſerer glorreichen Aufklärungsepoche bildet, ſo fand man dies ganz vortrefflich. Der arme, wohlmeinende, raſche Joſeph ſtarb vor Schmerz, weil ihm das Aufklären nicht recht glücken wollte. Ich denke, wenn er könnte, würd' er jetzt noch einmal ſterben vor Schmerz, ſehend wie es Andern glückt.

Ueber das Schlachtfeld von Pavia, wo Franz I. fanfaronnirte, nahe bei Marengo vorbei, wo Napoleon nicht nöthig hatte zu fanfaronniren, durch zerfallene Städte, ſchmutzige Dörfer und ein bettelhaftes Volk, kommt man an und über den Apennin, ans Meer, nach Genua „la superba". Da ſitzt ſie wie eine Sultanin, ſchön, üppig, ſchmucküberladen, badet die Füße in den Wellen, birgt ihr Haupt in den Hainen von Ölbäumen und Cypreſſen und hüllt ſich ganz und gar in den Schleier der weichen, ſüdlichen Luft mit transparenten Färbungen, wie ihre Weiber ſich hüllen in den langen weißen Muſſelinſchleier, aus welchem die farbloſen Geſichter mit dunkeln Augen morgenländiſch hervorblicken. Aber mehr als ſie, die Stolze, ergriff mich der Anblick des Meeres. Es war nicht die Überraſchung Desjenigen, der zum erſten Male das Meer ſieht — o nein! ich kenne es ſeit meiner Kindheit; allein dies Meer, das, wie eine Reiſekarte von Poſtrouten, ſo von welthiſtoriſchen Fahrten und Zügen überwebt iſt, kam mir ganz anders vor als meine kleine friedliche Oſtſee, größer, tiefer, weiter. Und dann liegt Afrika drüben, und keine Küſte, keine Inſel hemmt den Blick. Rechts und links ziehen ſich die Rivieren hin, aber über den Hafen mit ſeinen Schiffen hinaus, die luſtig flaggen, weil des Königs Ge-

burtstag iſt, breitet ſich der blaue, bewegte, unendliche Meeresſpiegel aus. Ich ſaß oben auf der Acqua sola, und aus den Stralen, welche die untergehende Sonne ins Meer warf, bildeten ſich leuchtende Geſtalten und zogen vorüber, vom fabelhaften Herkules bis zum fabelhaften Napoleon — zwei Menſchen, die viel Ähnlichkeit haben, denen der ewige Zeus die Arbeit auflegte, die Erde von allerlei Mißweſen zu befreien, und die zum Lohn für ihre Sendung den Scheiterhaufen auf dem Öta und auf St.-Helena fanden. Und Alle, welche die Welt in ihren Grundfeſten erſchütterten, Menſchen ſowol als Zeiten, ſind an dieſem Meere geboren oder haben es berührt. Hier zeigte Hannibal mit ſeinem gutafrikaniſchen Römerhaß der eiſernen Roma zuerſt, daß ihr Panzer Fugen habe. Hier trug ein Schiff „den Cäſar und ſein Glück". Hier zogen demüthige Apoſtel und verbreiteten den Namen und die Lehre Desjenigen, der an Paläſtinas Küſte auf den Wellen dieſes Meeres wie auf einem Teppiche ging. Hier zogen glühender, wilder, ſchwertvertrauter die Völker Mohamed's und ſetzten dem Namen Chriſti den ihres Propheten entgegen. Hier ſtreiften blauäugige Normannen umher und bildeten ihr ſchwankendes Wikingsreich zu dem herrlichſten, begehrteſten Königreiche der Chriſtenheit aus. Hier ſammelten ſich die

Flotten der Kreuzfahrer, und dann, als dies Meer genugsam exploitirt zu sein schien und brach lag, da wurde hier, grade hier in Genua der Mensch geboren, der die alte Welt aus ihren Fugen hob, indem er die neue entdeckte. Großer Columbus, meiner Verehrung deines großen Genies kommt nur mein Haß gegen deine Entdeckung gleich. Dich trieb der Genius — ich meine das Bewußtsein der gottgegebenen Kraft zur Vollendung ungewöhnlicher Dinge —, und verhöhnt, gedrückt, verleumdet, mißhandelt, seelengefoltert, hattest du keinen andern Genuß als den, deine Mission erfüllt zu haben. Du armer, hoher Geist! wenn du niederschautest, jetzt, auf jene Welt, zu der Du den Weg gewiesen, wie traurig würdest du dein Auge wegwenden! Wo sind die stillen Völker, welche du vorgefunden? wo ist das Heil, welches du für deinen vaterländischen Welttheil geträumt? Friedliche Naturforscher, mein armer Columbus, sind die einzigen Leute, welche mit Recht die Vortheile deiner Entdeckung preisen, und es wäre wol schade, wenn Humboldt nicht so schön von ihren Savannen und Urwäldern geschrieben. Übrigens aber hat das alte Amerika unwissend an Europa Das gethan, was jener sterbende Centaur seinem Mörder absichtlich that: durch Dejanira gab er dem Herkules ein vergiftetes Gewand; —

durch Goldbeſitz und Goldgier ward raſende Genußſucht das Gift, welches Europa zerrüttet, und dies Fieber gährt in ſeinen Adern. Weil es aber ein gar ſo greiſer, morſcher Wüſtling iſt, das alte üſirte Europa, ſo ſchämt es ſich, die Sache beim wahren Namen zu nennen. Es glüht nicht vor Genußgier, verſichert es, ſondern für die Freiheit, die Wahrheit, die Wiedereinſetzung unterdrückter Rechte! — nun ja! für die Freiheit, unbeſchränkt zu genießen, was die Leidenſchaft begehrt; für die Wahrheit, welche eins iſt mit derber Handgreiflichkeit; für das Recht, welches ein Brevet der Beſtialität ertheilt. Und dann preiſt es Amerika als den Thron der Freiheit, wo alle Menſchen einander gleich ſind — Alle, wohlverſtanden, welche im Beſitz der größtmöglichſten Dollarzahl ſind, Alle, deren Farbe nicht die geringſte Verwandtſchaft mit wilden Halbmenſchen verräth. Amerika iſt die incarnirte finanzielle Speculation, die, weil ſie Glück und Geſchick hat, mit brutaler Geringſchätzung aller andern Inſtitutionen nur in denjenigen Heil ſieht, welche aus dem Handelsgeiſte entſpringen und darauf baſiren. Der Handelsgeiſt iſt durchaus demokratiſch, Erwerb und allgemeiner Wohlſtand ſein Ziel: er öffnet Allen denſelben Spielraum, wenn ſie die Mittel dazu haben. Aber das iſt nur die erſte Stufe. Auf der andern

herrſcht die Ariſtokratie und Oligarchie, und erſt wenn demokratiſche Staaten ſich zu ihr erhoben haben, erreichen ſie ihre Glanzepoche, wie das alte Florenz und Venedig. Amerika hält ſich für die Krone der Civiliſation, weil es von den Erfahrungen, Irrthümern, Vorzügen anderer Staaten für ſeine Organiſation profitirt hat; aber Lehrer zu ſein, ohne die Schulzeit durchgemacht zu haben, iſt kein natürlicher Entwickelungsgang, und daß die Vergangenheit fehlt, giebt noch keine Garantie für die Zukunft. Ah bah! was kümmert mich Amerika! Aber die Büſte des Columbus in der Villetta di Negro, welcher ſo ernſthaft auf ſeine Vaterſtadt herabſieht, machte mich auch ganz ernſthaft. Und dann iſt Genua nichts weniger als eine luſtige Stadt, in der man fröhliche Gedanken haben könnte! Am Hafen geht es zwar recht munter zu; Schiffe, Wimpel, das glänzende Meer, die thätigen Menſchen, die Außenſeite der Stadt, ihre graziöſe Lage halten das Auge auf Genuas Glanzpunkte feſt. Sobald ich aber meinen Balkon verlaſſe und das Innere der weitläuftigen Stadt durchſtreife, ſo ſchwindet der erſte Zauber, und Genua ſieht nicht mehr ſtolz aus, ſondern ſtolzierend, wie Jemand, der einen für ſeine Figur zu langen Schritt macht. Es giebt viele Kirchen und Paläſte mit Marmorſäulen, Gemälden und

Vergoldungen; aber alle haben eine Gepräge der Oſtentation, einen Bombaſt der Pracht, welche mich beunruhigen, um ſo mehr, da es oft ganz abgeriſſen iſt und ohne innern Zuſammenhang, wie eine aus einem Buch entlehnte Floskel im gewöhnlichen Geſpräch. Marmorſäulen z. B. dürfen keine Gewölbe von kahlem weißen Kalk tragen. Den Palaſt Durazzo mit ſeiner ſchwebenden Treppe und den Palaſt Brignoli mit ſeinen ſchönen Gemälden ausgenommen, haben die übrigen ein zerfallendes Ausſehen, welches ſich beim Palaſt Sauli bis zur Ruine geſteigert hat. Gras überwuchert die geborſtenen Marmortafeln des innern Hofes, wildes Geſträuch hängt aus den Fenſtern, ein Theil des Porticus iſt vermauert und zu einer kümmerlichen Wohnung für armes Volk umgeſtaltet, und die zarten weißen Säulen lauſchen rührend aus der Lehmwand hervor wie ein ſchöner Leib aus Bettlerkleidern. Der Palaſt Doria wird bald in ähnlichem Zuſtande ſein. Der alte Andreas Doria, der auf einer Fontaine im Garten als Neptun prangt und ſeinen Trident verloren hat, ſieht ganz deſperat aus mit ſeinem ungeheuern zottigen Kopfe, und die Terraſſen, geſchorenen Hecken und Gänge ſind ſo vernachläſſigt, daß ich ſie ganz ruinirt wünſchte; dann macht man doch keine Anfoderungen mehr! Die Wildniß iſt erhaben

im Gebirge, und wer tiefe Einſamkeit liebt, kann in ihr frei aufathmen. Wer das aber kann in der Verwilderung eines grandios angelegten franzöſiſchen Gartens, dem die ordnende Menſchenhand fehlt, den beneide ich, weil er ſich von den Eindrücken der Umgebung unabhängig erhalten kann. Das kann ich nicht! was mich traurig, oder langweilig, oder irgendwie anſieht, das ſehe ich mit denſelben Augen an. Freilich iſt es immer die Frage, ob von dem Gegenſtande oder von mir der erſte Blick ausgegangen!

Ein Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung ſind Geiſtliche. Ein Mann in rother Mütze, eine Frau im weißen Schleier und ein Geiſtlicher entweder in der Kutte oder im Weltprieſterhabit, ſo iſt die Miſchung. Die Weltgeiſtlichen ſehen gut aus, lebhaft, gewandt, tragen ihre ſchwarzen Mäntel ſo leicht über dem Arme, wie eine Dame an Hoffeſten ihren Manteau; allein die Mönche ſind mir widerlich, beſonders die Kapuziner, welche ſich ſchmutzig und ſtupid, barhaupt und barfuß in Schaaren umhertreiben; wahrſcheinlich ſind ſie Bettelmönche und deshalb ſo viel auf den Straßen. In der Annunziatakirche verrichten ſie den Gottesdienſt; dann ziehen ſie an ihre nackten Füße goldbeſäumte Schuhe und über die garſtigen Kutten glänzende Meßgewänder und fungiren — und dann plötzlich wird

der Schmetterling wieder zur Raupe, aber zu einer Raupe, an deren Pſyche ich nicht glauben kann. Sie ſieht ſo abgeſtumpft, ſo gleichgültig aus in ihrer widerlichen Hülle, als ſei ihr die Unſauberkeit eben recht. Man muß ſich recht elend auf der Welt fühlen, um ſich zu entſchließen Kapuziner zu werden! Ich lobe mir die Mohamedaner, denen die äußerſte Reinlichkeit von der Religion geboten wird. Ich habe kein Vertrauen zu der Seele, die ſich in einen ſo ſchmutzigen Körper logirt; wie leicht nimmt ſie etwas von ſeinen Gewohnheiten an! Das ahnen die armen dummen Kapuziner gewiß gar nicht, daß ſie mit ihren widerlichen Bärten nach der neueſten Mode ſind. Wie kann man nur die Tracht der Kapuziner nachahmen!

Ein zweiter weſentlicher Beſtandtheil der genueſiſchen Bevölkerung ſind Eſel. Da man nur in den allerwenigſten Straßen, vermöge ihrer Enge, fahren kann, ſo ſchaffen ſie die Laſten fort und ziehen in langen Reihen ſäuberlich treppauf, treppab; denn manche Straßen ſind Treppen, und Dächer ſind Gärten, und Brücken ſind Durchgänge — ungewöhnlich iſt Alles. Ein Volk in Ordnung zu halten, das in Neſtern und Höhlen lebt, mag den alten Dogen ſchwer genug geworden ſein; zu ſchwer, daher früh die ausländiſche Obergewalt in Genua. Daher auch der

übertriebene Pomp, der seinerseits eine Schranke ziehen und imponiren will.

Ein Fremder, der Genua befriedigt verlassen möchte, muß im Golf hin und her fahren ohne die Stadt zu betreten; dann wird er nicht von der „superba" entzaubert, sieht nur ihre Kuppeln, ihre schwebenden Gärten, ihre warme Vegetation, nicht den Moder, der unter diesen Marmorgrüften häßlich wuchert — und Entzauberungen sind für mich die Ferse des Achilles; daher möchte ich gern einen Jeden dagegen schützen, der nicht den Beruf oder die Liebhaberei hat, den Lichterscheinungen ihre Schattenseiten abzuringen.

Der Kapuziner.

Ins heitre Reich der Farben und des Glanzes
Bin aus des Nordens Dunkel ich entrückt,
Und mich umblühen Blumen eines Kranzes
Von Wunderpracht, ſo nie mein Aug' erblickt.
Ich ſtehe oft ganz träumeriſch geblendet
Vor der Erſcheinung mir ſo fremd und neu,
Und frage mich: ob auch das Glück geſendet
Im gleichen Maß auf dieſe Fluren ſei;

Ob Einklang waltet zwiſchen Menſchenherzen
Und Schickſal — mit der ſeligen Natur;
Ob Marmorwände gegen tiefe Schmerzen
Beſchützen und verſcheuchen Grames Spur;
Ob Leidenſchaft den Buſen hier zernaget,
Ob Liebe Thränen hier und Trennung kennt,
Ob in der Knechtſchaft hier die Hoheit klaget, —
Ob Alles ſich bei anderm Namen nennt.

In einer Kirche Genuas, der reichen
St.-Annunziata, ging ich ſtill umher,
Erſtaunt ob dieſer Fülle ohne Gleichen
Von Marmor, Bildern, tauſend Schätzen mehr!
Ich rief: „Wie einſt die alten Magier dem Sterne
Von Bethlehem Kleinodien dargebracht,
So werden hier die reichſten Gaben gerne
Demüthig froh dem Altar übermacht.“

Da ſagteſt Du: „Gewiß! die reichſten Gaben!
In buntem Gold ſtrahlt Kuppel und Altar!
Doch ob die ſchönſte ſie geopfert haben,
Und ob ſie Gott die Herzen brachten dar?“ —
Und plötzlich fiel ganz nah in der Kapelle
Mein Blick auf eine ſchaurigſchöne Frau,
Die unbeweglich kniete auf der Schwelle;
Ich ſah ſie ſchon; wo? wußt' ich nicht genau.

Sie trug der Genueſerinnen Schleier
Schneeweiß und zart ums ſchwarze Haar gehängt,
Doch was mir auffiel war das ſeltne Feuer,
In ihrem tiefen Auge eingeengt
Als dunkler Demant; ihre Jugendfriſche
War längſt vor dieſer innern Glut verweht:
Ein Marmorbild in einer dunkeln Niſche,
So lag ſie da im eiſernen Gebet.

Ja, eiſern! denn kein Zug von jenem Frieden,
Der eines Beters Angeſicht verklärt,
War dieſer ſchauerlichen Frau beſchieden.
Sie fragte, ſchien's: Herr, haſt du mich gehört?
Und weder Milde noch Ergebung ſtiegen,
Noch Ruhe oder Kraft zum Sieg herab,
Die Seelenſtarrheit blieb in ihren Zügen,
Die ihr ein geiſterhaftes Anſehn gab.

Ich hätte flehend ihr zurufen mögen:
O weine doch! Ringt ſich die Thräne los,
So nehmen Engel tröſtend ſie entgegen
Und tragen ſorgſam ſie in Gottes Schooß!
O ſchreie doch und klage deine Schmerzen!
Die rechte Klage ſchwebet himmelwärts,
Den Wehelaut aus einem wunden Herzen,
Den leiten Engel an das Gottesherz.

Du beteſt — alſo liebſt du! In die Liebe
Hüll' deine ſtarre Seele ein, auf daß
Erwärmend ſie ſich in der Demuth übe;
Man betet nicht um Rache oder Haß. —
Da ſchlich ein Kapuziner zur Kapelle
Mit langſam ſchweren Schritten ſich heran,
Es war, als ob den Gang zu dieſer Stelle
Mit aller Kraft er mühſam nur gewann.

O welch ein Antlitz! Tiefe Leidenſchaften
Zerwühlten eine hohe Schönheit drin,
Und was nicht ſie zerſtöret hatten, rafften
Verzweiflung, Reue gleich Lawinen hin.
Um Mund und Auge lagen blaue Schatten,
Den hagern Leib umſchlottert' das Gewand,
Der wirre Bart, die nackten Füße hatten
Bequemlichkeit und Pflege längſt verbannt.

Und als er endlich zu des Weibes Seiten
Sich mühſam hingeſchleppt, demüthig, ſtill,
Sah ich ein Lächeln um den Mund ihr gleiten,
Wenn man den Ausdruck lächeln nennen will,
Den die Meduſe Rondanini träget,
Dem Tode lächelnd, höhniſch, grauſig ſchön;
Da wußt' ich auch, was mich zuerſt erreget:
Ich hatte ſie — nie dieſes Weib geſehn.

Nun ſprach der Mönch mit tiefem innern Beben
Und rang die Hände in der Seelenpein:
„Meïna, haſt Du noch nicht mir vergeben?"
Sie ſah ihn lächelnd an und ſagte: „Nein!"
Sie gingen — er zermalmt, ſie kalt — von hinnen.
Ich ſchlug die Hände vor mein Angeſicht;
Die Überzeugung mußte ich gewinnen:
Ein Weib, das alſo blickt, verzeihet nicht.

Am andern Tag war in der Kirch' ich wieder,
Und wieder fiel dieſelbe Scene vor:
Zur Beterin bog er ſich fragend nieder,
Und auf ihr Nein! ſchlich er zurück zum Chor.
Als Beide ich am dritten Tag geſehen,
Erkannt' ich, daß die Buße fort ſich ſpann;
Ich forſchte nach und wußte zu erſpähen,
Weshalb Meïna nicht vergeben kann.

Meïna war ein Mädchen niedern Standes,
Erwarb durch Handarbeit den Unterhalt
Und glänzte vor den Töchtern dieſes Landes
Durch Sittſamkeit und Schönheit der Geſtalt.
Sie war geſchickt die Blumen nachzuahmen,
Sie formte ſie und machte Kränze draus
Und ſah dabei in ihres Fenſters Rahmen
So lieblich wie ein Bild der Flora aus.

Nach dieſem Fenſter zogen viele Männer
— Die hohe, ferne Gaſſe hindert's nicht —,
Denn Schönheit findet überall den Kenner,
Und Schatten rings umher erhebt ihr Licht.
Da ſtanden ſie, und warteten, und gafften,
Und ſchwatzten laut, auf daß ſie blick' empor;
Allein umſonſt! Meïna's Hände ſchafften
Die Arbeit fleißiger noch denn zuvor.

Die Meſſe ging ſie täglich anzuhören,
Und Manche folgten ihr auch dorthin nach;
Doch Keiner wagte ihren Gang zu ſtören,
Denn dieſer Ernſt, der auf dem Antlitz lag,
Die ſtille Ruh' in Haltung und im Weſen
Bezeugten, daß die böſe Eitelkeit
Und die Gefallſucht nimmer hier geweſen —
Und das verſcheucht die Männermaſſe weit.

Die Sage herrſchte zwiſchen ihres Gleichen,
Sie wolle Nonne werden, und die Schaar
Der Vornehmen, der Eiteln und der Reichen
Sah ein, daß nichts bei ihr zu machen war.
So ging ſie kühlen Herzens durch die Tage,
Begehrte weder Huldigung noch Glanz,
Zufrieden mit der engbeſchränkten Lage
Und fröhlich, wenn geglückt ein ſchöner Kranz.

Doch blieb es nicht alſo! Zwei junge Brüder,
Romero und Vitale, reich und ſchön,
Von edelſtem Geſchlechte, kehrten wieder,
Nachdem die Fremde ſie genug geſehn.
Ihr Vater wünſchte Beide zu vermählen;
Die ſchönſten Frauen ihres Standes ſahn,
Voll Zuverſicht, die Wahl könne nicht fehlen,
Mit heißem Wunſch die ſtolzen Brüder an.

Sie blieben ungerührt; denn leider! leider!
Hat ſie Meïna's Schönheit ſo entzückt,
So hingeriſſen, daß die Seele Beider
In ihr allein das Ideal erblickt.
Sie ſahn ſie im Gebet zum erſten Male.
„Vitale!" rief Romero, „ſieh! o ſieh!"
Und in dem Augenblick rief auch Vitale:
„Romero, ſolch ein Mädchen ſah ich nie!"

Und Beide blieben an der Kirche Pforten
Geduldig bis zum Schluß der Meſſe ſtehn.
Meïna naht. Ja, Beide ſtehen dorten —
Wie kommt's, daß ſie den Einen nur geſehn?
Wie kommt's, daß an die ſtille, kühle Seele
Der Liebesſtral wie die Aurora rührt,
Die aus der ſchattenvollen Dämmerhöhle
Den Tag in ſeiner Roſenglorie führt?

Wie kommt's, daß ſie jetzt zitternd jeden Morgen,
Nicht ruhig ſo wie ſonſt zur Kirche geht?
Wie kommt's, daß ſie ſich fühlt ſo ſüß geborgen,
Wenn in der Kirche ſeitwärts er nun ſteht?
Sie hat den Blick nicht zu ihm aufgeſchlagen,
Doch weiß ſie, daß der ſeine auf ihr ruht.
Sie lächelt vor ſich hin; dies ſoll ihm ſagen,
Wie wohl der Sonnenſtral der Blume thut.

Romero und Vitale aber wiſſen
Nicht, wem da gilt der ſcheue, zarte Gruß,
Und ſie entſcheiden ſich dahin: ſie müſſen
Gewißheit haben — wie die Liebe muß.
Ich werde Ruh und Faſſung mir gewinnen,
Spricht Jeder, wenn mir ganz die Hoffnung fehlt.
Doch heiße Hoffnung wohnt in Beider Sinnen
Und hat die alte Freundſchaft unterhöhlt.

Es zittert Jeder vor des Bruders Glücke,
Sie, die ſonſt jedes Glück getheilet treu;
Es ſpähet Jeder bang mit ſcheelem Blicke,
Ob nicht der Bruder ſchöner, holder ſei.
Die Ähnlichkeit, woran in andern Tagen
Sie oftmals ſich erfreuet und ergötzt,
Daß Beide gleiche Farb' und Züge tragen,
Vermehrt die Qual der Ungewißheit jetzt.

„Nun komm!" rief in des nächſten Morgens Frühe
Romero, und ſie gehn zur Kirche hin;
Nach Faſſung ringen ſie mit wilder Mühe,
Nach Kraft und Zuverſicht der ſtolze Sinn.
Da kommt Meïna; auf der heil'gen Schwelle
Erblickt ſie den Geliebten ſchon von fern
Und ſieht in ſeiner wunderbaren Helle
Zum erſten Mal bei ihm noch einen Herrn.

Und Beide, ſcheint es, wollten ihr vertreten
Den Eingang in die Kirche; ernſt und ſcheu,
Auf ihrer zarten Wange Gluterröthen,
Erwartet ſie, daß man ihn laſſe frei.
Doch als die Brüder feſten Schrittes kommen
Und ehrfurchtsvoll ihr bieten dar die Hand,
Da hat die Hand Romero's ſie genommen
Und von Vitale ſich erſchreckt gewandt.

Er ſtand zerſchmettert. Seine Augen blickten
Den Liebenden nicht nach; die Seele nur
Verfolget Schritt um Schritt die Hochbeglückten,
Sowie ein Raubthier folgt der Beute Spur.
Und als er ſich in voraus ſatt getrunken
An ihren Wonnen, wird ſein Durſt entfacht
Zu einer Raſerei, die jeden Funken
Der Seelenkraft zur Dienerin ſich macht.

Warum, denkt er, kränzt dieſe Wunderblüte
Romero's Haupt? Bin ich ihm ähnlich nicht?
O gleich, ganz gleich an Körper und Gemüthe,
An Gang, Geberde, Stimme, Angeſicht!
Bekannte wiſſen ſchwer zu unterſcheiden,
Mit wem von uns ſie reden; aber ſie,
Sie trennt ſo ſcharf, ſo weit, ſo hart die Beiden,
Daß ſie ihm Himmel, Hölle mir verlieh.

Worin hat ſie den Unterſchied gefunden,
Daß grad' auf ihn ihr Götterauge fiel?
Wodurch iſt ihrem Herzen er verbunden?
Iſt Zufall oder Liebe da im Spiel?
Und wenn es Liebe iſt, warum denn ſprühet
Mein ganzes Weſen Flammen für dies Weib,
Das für Romeo's Liebe bangt und glühet
Und ihm zu Füßen ſinkt mit Seel' und Leib?

So peitſchen ihn verſengende Gedanken
Gleich Furien hin und her, und das Warum,
Das er ergründen möchte, bringt nur Schwanken
In ſeine Seele; denn ſein Herz iſt ſtumm;
Denn ihn zerwühlt nur das Vulkanesbeben,
Die Wahnſinnsgier, die den Beſitz erheiſcht,
Und die nur ſelten eines Menſchen Leben
Mit ihrer Eumenidenwuth zerfleiſcht.

An ſeinen Bruder that er keine Fragen
Mit Blick und Wort, verſuchte nie zu ſchaun
Meïna's ſüßes Antlitz; kaum ertragen
Konnt' er's, an ſie zu denken; denn mit Graun
Umfaſſen die Gedanken ſtets nur Bilder
Von ihm und ihr in hoher Liebesluſt,
Sie machen ihn, wie Lanzenſtiche, wilder
Und gießen Gift ſtatt Balſam in die Bruſt.

Und während er ſich vor dem grimmen Geier
Tief in ſich ſelbſt zuſammendrängt und biegt,
Iſt jeder Tag den Liebenden ein neuer
Feſttag, der unverhofft vor ihnen liegt.
Meïna war die aufgeblühte Roſe,
Die kräftig ihre grünen Feſſeln ſprengt
Und ſich in Schönheitsfülle aus dem Mooſe
Mit Ungeduld zum Sonnenſtrahle drängt.

Romero lieben und ihm angehören —
War nur ein Augenblick! doch liebt ſie ihn
So ſtark und tief, daß ſie ſich zu verklären
Im höchſten Sturm der Leidenſchaften ſchien,
Daß etwas ganz Unirdiſches im Feuer
Der Augen glänzet und des Kuſſes brennt
Und um die Stirne weht als Flammenſchleier —
Nichts, wie man ſonſt es bei dem Weibe kennt!

Romero war ihr Leben! doch ein Leben
Ganz innerlich, verborgen vor der Welt;
Er darf ihr nichts von ſeinem Reichthum geben,
Nicht Putz und Schmuck, der Mädchen ſonſt gefällt;
Sie lebt wie ſonſt in ihrem ſchlichten Zimmer,
Gewohnte Arbeit ſetzt ſie ſorgſam fort,
Und nur der Glanz der Blumen und der Schimmer
Der Schönheit ſchmücken dieſen ſtillen Ort.

Allabendlich, wenn Genuas Riviere
Sich darſtellt wie ein dunkler Jaspisſarg,
Worin, entfliehend vor dem Gott der Meere,
Die ſchöne Sonnengöttin ſich verbarg,
Dann ruht Meïna's Arbeit; bei der Cither
Erwartet ſie Romero mit Geſang,
Doch hundertmal eilt ſie ans Fenſtergitter
Und lauſcht und harrt! — wie iſt die Zeit ſo lang!

Und wenn er da iſt, ſchmelzen zum Momente
Die Stunden ein, noch kürzlich mattbeſchwingt,
Wie eines ganzen Gartens Roſenſpende
Nur einen Tropfen Roſenöl darbringt!
Und wenn er da iſt, fühlt Meïna's Weſen,
Sonſt einſam-kühl, ſich überreich und warm,
Als ſei zu großem Werk ſie auserleſen,
Als halte ſie die Welt in ihrem Arm!

Romero, dem die Frauengunſt geſpendet
Schon mannichfache Sorge und Genuß,
Stand anfangs wie im ſüßen Traum geblendet
Vor dieſem weibgewordnen Genius.
Allmälig nur ſieht er, daß eine Seele
Der Quellpunkt iſt, der ihre Flammen nährt,
Wie eine neuentdeckte Demanthöhle
Dem Bergmann ihre Schätze reich gewährt.

Und als er das erkannte, als er fühlte,
Daß tiefer Ernſt in ihrer Liebe lag;
Daß ſie nicht heute mit dem Götzen ſpielte
Voll Andachtsglut, den morgen ſie zerbrach;
Daß ſie fürs Opfer ihres ganzen Lebens
Nichts foderte als nur ſein Herz allein:
Da macht er ſeinen Wunſch zum Ziel des Strebens,
Meïna müſſe ſeine Gattin ſein.

Sie war ein ſchlichtes Mädchen; all ihr Können
Beſchränkte ſich auf Lied und Citherſpiel
Und Handarbeit, und was Gelehrte nennen
Das Wiſſen, war ihr fremd; doch das Gefühl
Der Größ' und Schönheit mit der Liebe tagte
In ihrer Bruſt, ihr Auge wurde frei,
So daß Romero oft erſtaunt ſie fragte,
Durch wen ſie nur ſo tief belehret ſei.

„Durch Dich!" rief ſie und legt' auf ſeine Kniee
Ihr ſchönes Haupt; „wie fragſt Du wunderlich!
Was Du auch fragen magſt, Romero, ſiehe,
Ich hab' die Antwort nur: durch Dich! für Dich!"
Romero dachte, wie die Männer pflegen,
Im Vollgenuß des Glücks der Zukunft doch,
Er wollte Feſſeln ſeinem Glück anlegen,
Der künft'gen Tage Sicherheit fehlt noch.

Meïna aber blickte voll Vertrauen
In ihre Zukunft. „Haſt Du nicht genug
Der Seligkeit", ſpricht ſie, „um bang zu ſchauen
In ferner Tage leichtgeleſ'nes Buch?
Die Zukunft iſt ja ewiglich die Blume
Der Gegenwart; iſt dieſe Knospe ſchön,
So muß aus dem gepflegten Heiligthume
Uns eine goldne Blüte auch erſtehn."

Romero hat nur wenig mit Vitale
In dieſer ſtarkbewegten Zeit verkehrt.
Für Beide war die Welt mit einem Male
Aus ihrem alten Gange aufgeſtört.
Den Einen führt ſie zu dem ſchönſten Throne,
Den Andern in der Wüſte öden Pfad;
Dort trägt das Leben eine Roſenkrone,
Hier iſt es leichenfarbig, welk und matt.

Drum gehen ſie auf weitgetrennten Wegen.
Romero ſchweigt, weil er beſorglich denkt,
Daß, wenn er ſpricht von ſeinem Wonneſegen,
Der Bruder ſich doch heimlich darum kränkt;
Allein, den Vater ſucht er zu gewinnen
Für ſeinen Wunſch; der ſcheint nicht abgeneigt.
Vitale ſchweigt, wie der von ſeinen Sinnen
Verlaſſ'ne Fieberkranke ſchaurig ſchweigt.

Zuweilen möcht' er ſich zu Füßen werfen
Dem Bruder und ihm klagen ſeine Noth,
Wie ſich mit jedem Tag die Qualen ſchärfen,
Wie ihn die Leidenſchaft zerwühlt zum Tod,
Wie er nicht ſterben mag, eh' er beſeſſen
Den Schatz, mit dem kein andrer Schatz ſich mißt,
Und wie die heiße Hand ſich ſo vermeſſen
Nach dem ausſtreckt, was ſeines Bruders iſt.

Wie ein Verdammter um das Leben, möchte
Um dieſes Weib er zu dem Bruder ſchrein.
O, wenn Romero es nur tief bedächte,
Wie ſollte er denn nicht barmherzig ſein!
Doch wehe! weh! was hilft all das Erbarmen?
Aus Gnade kann Romero ferne ſtehn —
Meïna wird aus des Geliebten Armen
Zum fremden Manne nie aus Gnade gehn!

Einſt irrte er, ſowie er oftmals pflegte,
Zu ſpäter Abendſtunde wild umher;
Die Luft war ſchwül, eiſerne Bande legte
Sie ihm um Stirn und Buſen glühend, ſchwer.
Wie Lava floß das Blut in ſeinen Adern,
Und jeder Pulsſchlag war ein Hammerſchlag.
„O", rief er laut, „wer wagt's, mit mir zu hadern,
Daß ich dies Daſein nicht ertragen mag!"

„Ins Meer, du Herz, mit deinen tollen Gluten,
Dort iſt es friſch, du brauchſt ein kaltes Grab!
Das Meer wird Ruhe über dich hinfluten
Und kühlt den Strom des wilden Lebens ab.“
So eilt er vorwärts. Ha! ein Lampenſchimmer!
Meïna's Fenſter! Gott, er iſt ihr nah!
Bedeutet aber nicht der leiſe Flimmer
In ſpäter Nacht, daß der Geliebte da?

Daß Lieb' und Schönheit ſelig ſich vereinen,
Daß ſie in Wonne baden? Nein, o nein!
Heut kann die Lampe nicht ihr Glück beſcheinen,
Romero iſt aufs Land, und ſie — allein!
Die Erde bebet unter ſeinen Füßen,
Die Wolken zittern über ſeinem Haupt,
Ermattet muß er ſeine Augen ſchließen,
Des Athems iſt die enge Bruſt beraubt.

Meïna weiß nicht, daß vor wenig Stunden
Ein Freund Romero's ihn entführet hat
Zu einem Feſt, wo Freunde ſich gefunden,
In ſchöner Villa, außerhalb der Stadt.
Drum harrt ſie ſeiner ſehnſuchtsvoll und lange,
Weit länger als zu der gewohnten Friſt;
Doch endlich löſcht ſie ihre Lampe, bange
Bedenkend, was ihm widerfahren iſt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Und als Vitale aufblickt, iſt die Helle
Verſchwunden, und das Böſe keimt aus Nacht.
„O, nur ein einzig Mal an ſeiner Stelle!“
Jetzt iſt der Wunſch zur Möglichkeit gemacht.
Beſinnungslos pocht leis er an die Scheiben
Und hält am Gitter krampfhaft ſich, verſtört.
Meïna wacht; denn ſchwere Sorgen treiben
Den Schlaf von ihrem Aug'; ſie hat gehört!

„Romero!“ ruft ſie, und die Riegel ſpringen
Bei dieſem Ruf wie durch ein Zauberwort,
Und wie im ſchönſten Traume ſo umſchlingen
Ihn ihre Arme, ziehn ihn freudig fort;
Und wie man, wenn die Nachtigallen ſchlagen,
Nicht weiß, ob Schmerz den Jubellaut durchweht,
So hört Vitale jetzt Meïna ſagen:
„Romero! Süßer! endlich noch! wie ſpät!“

„Was fehlt Dir?“ rief ſie plötzlich aufgeriſſen
Voll Schreck aus ſeinem Arm; „Du zitterſt, ſprich?“
Doch ſie verſtummte unter ſeinen Küſſen,
Die Wellen ihrer Ahnung legten ſich.
Nur als er frühe aufbrach und beklommen
Ins Ohr ihr ſagt: „Meïna frage nie,
Weshalb ich dieſe Nacht ſo ſpät gekommen“,
Da überfiel ein eigner Schauer ſie.

Er floh wie Kain von des Mädchens Schwelle,
Das Antlitz in den Mantel feſt gedrückt.
Was blendet ihn? am Himmel glüht die Hölle?
O nein! er hat ins Morgenroth geblickt.
Was ſehen denn verachtend um die Wette
Die fremden Augen ihn ſo forſchend an?
O nein! der Prieſter denkt an ſeine Mette,
Und an den Fiſchfang denkt der Fiſchersmann

So floh er hin zum heimiſchen Palaſte
Und ſank aufs Lager keuchend, halb entſeelt,
Bis im Gehirn ein Fieber ihn erfaßte
Als Ausbruch dieſer Folter, die ihn quält.
Meïna aber legt mit ſchweren Sorgen
Ihr Haupt in ihre Hand, den ganzen Tag,
Und ſinnet, was Romero ihr verborgen,
Weshalb er ihr nicht Alles ſagen mag.

Der Abend bringt Romero; liebeſelig
Umfängt er ſie, hält ſie auf ſeinem Schooß.
„Nun, Königin der Engel", ruft er fröhlich,
„Mit einem Kuß mach Dich von Feſſeln los!"
„Erſt", ſpricht ſie neckend, „wirſt Du beichten müſſen."—
„Meïna, iſt mein Wunſch Dir noch nicht klar?"—
„O ſchweig!" ruft ſie; „von geſtern will ich wiſſen,
Weshalb Dein Weſen ganz verändert war."

„Ja, gestern", sprach Romero sehr gelassen,
„War ich beim muntern Feste gar nicht froh.
Verzeih, ich konnte Dir nichts sagen lassen,
Es kam zu schnell; ich war bei Paolo."
„Nun", sprach Meïna neckend, unbefangen,
„Dein Doppelgänger war auch traurig hier."
Da sprang Romero auf mit bleichen Wangen
Und stieß sie fort: „Wer, sagst Du, war bei Dir?"

„Du, mein Romero", sprach sie sanft und traurig,
„Du schienst mir anders zwar, doch kenn' ich Dich."
„Ich war es nicht", versetzt Romero schaurig,
„Bei meiner Seelen Seligkeit, nicht ich!"
Meïna bebt zusammen, und ihr Wesen
Nimmt den meduſenhaften Ausdruck an;
Doch sie versteht das Räthsel nicht zu lösen
Und sagt: „Ich kenne keinen andern Mann."

„Du scheinest Keinen recht genau zu kennen",
Versetzt Romero höhnisch, fürchterlich,
„Sonst hättest Du doch wol gewahren können,
Daß sich ein Ungeheuer zu Dir schlich —
Mein Bruder" — „Schweig, Romero, und erbarme
Dich meiner!" schrie sie, fiel aufs Angesicht;
Er aber sagte dumpf: „Weh Dir, Du Arme,
Vitale kennt Dich — und Du kennst mich nicht."

„Romero!“ ſchrie ſie und erhob die Hände,
Doch ohne von der Erde aufzuſtehn,
„Sei gnädig, gnädig! mach der Schmach ein Ende!
Dein Antlitz und das Licht will ich nicht ſehn.“
Und convulſiviſch zucken ihre Glieder,
Der Athem ſtockt in der gequälten Bruſt.
Voll tiefem Mitleid blickt er auf ſie nieder,
Die er ſonſt angeſchaut mit Himmelsluſt.

Welch eine Nacht! Das traulich ſtille Zimmer,
Das Liebe, Frieden, Freude nur umſchloß,
Hört Klagen und Verwünſchung und Gewimmer,
Und all den Jammer, der dem Leid entſproß.
Welch eine Nacht! Nach ſo viel ſüßen Nächten,
Worein die Liebe als ein Stern geglänzt,
Kommt dieſe jetzt mit ihren Höllenmächten,
An deren Qual die Qual der Herzen grenzt.

Und lieblich färbt das Morgenroth die Mauer,
Die Lampe ſtirbt im erſten Morgenſtral;
Da ſprechen Beide mit der herbſten Trauer:
„Leb wohl! leb wohl denn! heut zum letzten Mal!“
Und ſchwere Thränen floſſen aus den Augen
Des Manns, der ſeit der Wiege nicht geweint;
Meïna's kalte Lippen aber ſaugen
Die Thränen ein; ihr Auge iſt verſteint.

„Leb wohl!“ ruft er enteilend; ſie umſchließen
Verzweifelnd ſich, ſowie der Tod den Raub;
Dann ſtürzt Meïna ſich mit tauſend Küſſen
Auf ſeines Fußes Spuren in den Staub.
Dort lag ſie lange Stunden. Aus dem Grabe
Erhob ſie ſcheinbar ſich, als ſie erſtand,
Doch nicht als Engel mit dem Lilienſtabe —
Als irrer Geiſt, der keine Ruhe fand.

In Liebe glühet noch ihr ganzes Weſen
Für ihn, der fern jetzt auf dem Meere ſchifft;
Doch von dem Guten kehrt ſie ſich zum Böſen,
Was Nektar war, verwandelt ſich in Gift.
Wie ſie Romero liebt, der Seligkeiten
Des Paradieſes über ſie ergoß,
So haßt ſie den, der ihr das Thor der Freuden
Durch ſeine Frevelthat für immer ſchloß.

Und in der Sonne heißem Scheideſtrale
Betritt ſie ſtolzen Ganges den Palaſt
Und das Gemach, wo Todesangſt Vitale
Bei ihrem geiſterhaften Anblick faßt.
„Romero“, ſprach ſie eifern, „läßt Dich grüßen;
Ermorden wollt' er Dich! doch ſeine Hand,
Die eines Engels iſt, darf nicht vergießen
Dein teufliſch Blut — drum hat er ſich verbannt.“

„Auch fühlſt Du, hoff' ich, daß der Höllenſchatten
Von Deiner Unthat nimmermehr erbleicht
Und zwiſchen mich ſich legt und meinen Gatten,
Aus meinem Arm ihn in die Welt verſcheucht.
Er iſt ein Engel! Solche Menſchen treten
Nach ihrem Tod in Paradieſeslicht;
Drum will ich glühend ſeinen Tod erbeten,
So glühend wie Dein Leben — Du ſtirbſt nicht!"

„Denn meinen Fluch will ich den Dingen ſpenden,
Die Dir den Tod bereiten könnten! Hör!
Willſt Du Dein Daſein in den Fluten enden?
Den Falſchen ſchaukle lieblich, falſches Meer!
Greifſt Du zum Dolch? O, reiner Stahl behüte
Dich vor entehrter Hand und werde Brei!
Und nimmſt Du Gift? So keime Lebensblüte
Aus Deinem giftverwandten Blute neu!"

„Und ſoll der Schmerz zerbrechen Deine Kette?
Der Schmerz iſt edel, und das ſcheidet Euch!
Nur auf der Erde haſt Du eine Stätte,
Denn auf der Erde iſt des Böſen Reich.
Einſt liegſt du dennoch unterm Leichenſteine,
Doch nimmer wachſe Blume drauf und Moos;
O, gute Erde, ſchleudre die Gebeine
Des Ungeheuers aus dem Mutterſchooß!"

„Und nun erhebe Dich und führ' mich ſchnelle
Zu Deinem Vater, beicht' ihm Deine That
Und ſage ihm, weshalb von ſeiner Schwelle
Sein edler Sohn ſich fortgeflüchtet hat.
Du wirſt die reine Wahrheit ſagen müſſen,
Denn ich, Vitale, bin und bleibe da
Wie ein Geſpenſt, das heißt wie Dein Gewiſſen,
Für Deine ganze Lebenszeit Dir nah."

Gefolgt von ihr wie von dem Furienheere,
Stürzt er zum Vater, wirft ſich vor ihm hin,
Erzählet ihm die ſchauervolle Märe,
Erfüllt mit herben Gram des Greiſes Sinn;
Denn Beide, die ſein theures Weib geboren,
Die er umfing mit tiefer Vaterhuld,
Sie gehen ihm an Einem Tag verloren,
Und eines Sohnes Frevel trägt die Schuld!

Vitale ruft: „Mein Vater wird vergeben,
Meïna, folge ſeinem Beiſpiel nun!
Den Kapuzinern weihe ich mein Leben,
Ich will die längſte, ſchwerſte Buße thun."
„Das ziemt ſich ſo", entgegnet ſie gelaſſen,
„Der Vater muß vergeben, und Du mußt
Nun büßen! aber ich — ich muß Dich haſſen!
So wohnt das Recht in einer jeden Bruſt."

„Doch höre!“ fuhr ſie fort mit tiefem Beben,
„Ich will Dir Hoffnung laſſen! Frage mich
Tagtäglich, ob ich noch nicht Dir vergeben;
Und wenn ich's thue — dann iſt Zeit für Dich
Zum Sterben.“ — „Dank, Meïna!“ jauchzt Vitale
Und drückt die ſchwere Stirn auf ihren Fuß;
Sie ſtößt ihn ſchauernd fort, und aus dem Saale
Eilt ſie hinweg ohn' Blick und Wort und Gruß.

Alſo begann Vitale's Buße. Nimmer,
So viel der Jahre aber auch entflohn,
Zeigt in Meïna ſich der Gnadenſchimmer,
Den ſie ihm zugeſagt mit bitterm Hohn.
Der alte Vater war ſchon längſt geſchieden,
Romero ruhet längſt im Morgenland —
Sie wandelt noch als Rachegeiſt hienieden,
Der täglich eine neue Ruthe band.

Sie hat ihr Daſein an den Mann gekettet,
Der frevelnd ſie zu eigen ſich gemacht;
Was er ſo wild begehrt, davon errettet
Ihn jetzt, wie er auch flehet, keine Macht.
Sie leben grauſig für einander Beide
In Qualen, die kein Friedlicher ermißt,
Bis Gottes Gnade endlich rufet: Scheide!
Barmherziger, als es Meïna iſt.

Auf dem Dampfboot Colombo, zwiſchen Genua und Livorno.

I.

Ich ruhe nun, du blaues Meer,
Auf deiner ſäuſelnden Flut,
Wie auf der Erde Nebeln ſchwer
Der ſchwache Vogel ruht.
Die Sonne breitet Glanz und Pracht
Auf deinem Spiegel aus,
Verzaubert dich durch ihre Macht
Zu einem goldnen Haus.

Du ſollſt bei Nacht ihr Palaſt ſein!
Wenn ſie den Himmel verläßt,
Zieht ſie in deinen Glanz hinein —
Sie hält am Himmliſchen feſt!
So trage mich, du blaues Meer,
Denn weiter, weiter auch,
So weit, wie der Gedanke ſchwer
Nur fliegt, und nie das Aug'.

So trag mich wie einſt der Delphin
Den Dichter durch die Flut,
Fernab von Qualen, Sorg' und Müh'n,
Dorthin, wo Alles ruht;
Wo mich kein Sturmwind aus dem Port
Verſcheucht in Wogendräu'n —
Aus dieſem Erdenhimmel fort
Zum himmliſchen Himmel hinein.

II.

Die Sterne blicken in das Meer,
Sie ſuchen tief, ſie zittern ſehr,
Sie machen mir das Herz ſo ſchwer.
Hat denn am Himmel ſelbſt der Stern
Genügen nicht und möchte gern
In eine ihm verſagte Fern'?
O Sterne, was im Ätherlicht
Euch noch zu eurem Glück gebricht,
Das findet ihr in der Tiefe nicht!

Die Welle ringt die weiße Hand
Sich müde an dem Uferrand —
Sie iſt mit meinem Sinn verwandt!
Sie hat den weiten, ewigen Raum,
Und müht ſich ab und ahnt es kaum,
Und iſt ſich ſelber wie ein Traum.
O Welle, was dich ſo zernagt,
Um was dein ſtetes Seufzen klagt,
Bleibt von der Erde auch verſagt.

Die Ruhe, die du nimmer haſt,
Und die der Stern ſucht ohne Raſt,
Wird nicht in dieſer Welt erfaßt.

In Florenz.

Außer einem prächtigen Sonnenuntergang, der Luft und Waſſer zu Einem goldenwogenden Element machte, und außer einem unnatürlich langen Engländer, der ſich mit ſeltſam flatternden Kleidern wie ein rieſiger geſpenſtiſcher Nachtfalter in die Gallerien des Dampfbootes hing, hab' ich nichts auf der Meerfahrt geſehen; denn es war Nacht und Livorno mit dem Morgen erreicht. Da langweilte ich mich ſehr ein paar Stunden. Für Reiſende, die mit anticommerciellen Neigungen behaftet ſind, giebt es nichts Triſteres als ſolche Handelsſtadt, ſolch monotones Magazin. Und überdies ſchreckten mich bei jedem Schritt die Zwangsarbeiter in ihren ſchmutzig feuerrothen Anzügen, mit ihrem ſchweren, hinkenden Kettenſchritt, welche paarweiſe im Hafen arbeiteten und die Gaſſen kehrten. Auf ihre Jacken iſt mit großen Buchſtaben ihr Verbrechen gedruckt. Einer hatte: „Des Todtſchlags verdächtig", und ein ſo müdes Geſicht, daß

ich großes Mitleid mit ihm hatte. Wenn der Mann Handschuh und einen schwarzen Überrock angehabt, würde ich von seiner Unschuld überzeugt gewesen sein; aber gegen die rothe Jacke hatte mein Herz keinen Muth. Auf allen übrigen Gesichtern lag Verwilderung, mitunter Verthierung. Nie in meinem Leben hab' ich mich in so großer schlechter Gesellschaft befunden! Das Härteste bei dieser Strafe scheint mir die gezwungene Compagnieschaft. Schwere Arbeit, üble Behandlung, beständige Gefangenschaft sind leichter zu ertragen, als schmachvoll sterben zu müssen; aber dies unauflösliche Zusammensein von zwei Menschen, welche nur durch ein Verbrechen aneinandergeschmiedet sind, kommt mir härter als der Tod vor. Wär' ich mit dem geliebtesten Menschen so verkettet, daß ich keine einsame Minute, keine freie Bewegung hätte, so würd' er mir fürchterlich zur Last fallen und mein Leben verbittern; aber nun ein Gleichgültiger, oder Gehaßter, oder Verabscheuter! Indessen, der Lebenstrieb ist groß im Menschen! Als wir außerordentlich schnell durch die gedrängt vollen Straßen von Livorno fuhren, traten sogar zwei dieser Elenden, so rasch sie konnten, bei Seite, um nicht unter die Pferde zu gerathen.

Schon vom bloßen Anblick des unruhvollen, wirthschaftenden Treibens geängstigt, schöpfte ich tief Athem

in Piſa, das in den röthlichen und violetten Bergen wie in einem Irisкranz daliegt. Piſa hat längſt das Schickſal ihrer erſten Überwinderin, Genuas, getheilt und iſt auch an Glanz und Macht verarmt; die getreue Ghibellinenſtadt ſank mit den Hohenſtaufen; aber ſie ſieht würdig aus wie eine Matrone, die ruhig trauernd in die Tage ihrer Jugend und Schönheit zurückblickt, ſie hat nichts von Genuas zerfallender Weltherrlichkeit, und die Monumente ihrer Größe ſind von der Art, daß man Ehrfurcht vor ihrer Vergangenheit hegt.

An dem Marmorkirchlein Maria della Spina auf dem Quai des Arno geht man vorüber. Es ſieht aus wie ein Sacramentshäuschen, das man aus Verſehen nicht in die Kathedrale gebracht. Dann über die Brücke durch viele, viele Gaſſen, an Kirchen vorbei, auch an dem Platz, wo ehedem der längſt niedergeriſſene Thurm geſtanden, in welchem Ugolino della Gherardesca mit Söhnen und Enkeln verhungerte, kommt man endlich auf einen großen grünen Raſenplatz, den Wege durchſchneiden, und auf welchem ſich vier Gebäude erheben, der Dom, das Battiſterio, der Glockenthurm und das Campo Santo. Es war heller Mondſchein, als ich ſie zum erſten Mal ſah. Wie das zauberhaft war, all dieſer Marmor im Mondlicht! Der

Dom, wie ein alter König aus der Patriarchenzeit, würdig, ruhig, vertrauenerweckend; in ſeinem Schutz iſt man geborgen vor den quälenden Anfechtungen der Welt. Und die graziöſe Rotunde des Battiſterios daneben, wie ein Kind aus fremden Landen, das hier eine Heimath gefunden. Und der Campanile mit ſeinen acht Marmorſäulenreihen übereinander, die ſich ätheriſch in den dunkelblauen Nachthimmel hineinheben, obgleich der Thurm ſich ſchauerlich auf die eine Seite neigt. Dieſer Mißſtand macht ihn zwar ſehr merkwürdig, aber ſehr widerwärtig, wenn man nicht den Punkt aufſucht, wo er am wenigſten auffällt. Nicht als ob ich wegen dieſer Senkung für ſeine oder meine Sicherheit ſorgte — er ſteht ſeit Jahrhunderten ſo —; aber ſchiefen Thürmen wie ſchiefen Menſchen fehlt das Ebenmaß, was der Schönheit die Ruhe und mir in ihrem Anblick Befriedigung giebt. Der Baumeiſter muß mehr noch als der Maler und Bildhauer die Gabe des Ebenmaßes haben, da ohne ſie ſeine Schöpfungen ſogleich rettungslos ins wirre Gebiet des Chaos fallen, indeſſen jenen das gute Menſchenantlitz zu Gebote ſteht, womit ſie uns beruhigen oder blenden können, wenn die Geſtalt auch verfehlt iſt. — Aber endlich das Campo Santo! Da iſt Ruhe, ſogar die ewige! Es war ehedem ein Gottesacker, und die Erde

iſt vom gelobten Lande in mehren hundert Schiffsladungen gebracht. Jetzt iſt der Boden mit Raſen bedeckt, Cypreſſen ſtehen in den Ecken, ganz eingewickelt in ihre dunkeln, tiefſinnigen Gedanken, träumeriſch wie verzauberte Philoſophen, und in der Mitte erhebt ſich ein Kreuzlein umwuchert von Schlingpflanzen. Das Ganze bildet ein längliches Viereck und iſt mit einer Halle umgeben, welche nach innen offen iſt, indem die innere Mauer aus lauter wunderſchönen, ſcheibenloſen gothiſchen Bogenfenſtern beſteht, die aufs zarteſte durchbrochen und nur durch ganz dünne Pfeiler getrennt ſind. Fresken aus dem 14. und 15. Jahrhunderte bedecken die Hinterwände, und außerdem ſind Grabmäler alter und neuer Zeit an ihr aufgeſtellt, wie auch antike Sculpturen, welche die Piſaner von Kriegs- und Handelszügen aus Griechenland und der Levante heimbrachten. Das Alles konnte ich aber an jenem Abend nicht deutlich ſehen, und ich begehrte es auch nicht. Der Eindruck des Ganzen war ſo magiſch, daß er durch hervortretende Einzelheiten nur geſtört worden wäre. Das Mondlicht legte den Schatten der Arkaden, dunkel und zierlich getuſcht, auf die weißen Marmordallen des Fußbodens; die Bildwerke ſtanden dämmerlich verhüllt da, wie Schatten aus einer längſtverſunkenen Welt; die Fresken, auch bei Tage ſchwer zu

erkennen, ſchienen geſpenſtiſch fortzuhuſchen, je nachdem die Figuren durch Beleuchtung oder Malerei mehr und minder fühlbar wurden; Alles — Schatten! Die Generationen, welche dort unten in der geweihten Erde ſchlummern, wie die Gebilde der Kunſt, welche einige befähigte Hände für kurze Zeit in die Welt hineinzaubern, Alles — Ruinen und Aſche! und wohl dem, der im Stande iſt, die Spur des Genius in dem Staube zu erkennen! Ich ſollte vielleicht ſagen: wohl dem, der eine ſolche Spur dem Staube einzuprägen vermag. Aber — ein paar Menſchengeſchlechter, und ſein Name iſt verſchollen; und noch ein paar Menſchengeſchlechter, und ſein Werk zerfällt in Staub, zergeht in Luft; die getreuen Elemente nehmen ihre Kinder, den Menſchen und ſeine Gebilde, in ihren Schooß zurück. Wer dem Fußtritte des Genius nachgehen mag, der hat in ſeiner Seele ein Glied der elektriſchen Kette, welche durch die Geſchöpfe zum Schöpfer läuft, und wo ein hoher Zauber und eine tiefe Schönheit ihn berühren, da denkt er an Ihn; und an Gott denken heißt wiſſen, daß der göttliche Geiſt nicht aus der Welt geſchieden iſt; und dieſes Wiſſen giebt Ruhe. Darum betrübte es mich auch nicht, daß die üppige Schlingpflanze das Kreuz ſo wild umkletterte; ſie kann es nicht erſticken, als ob es ein Baum wäre. Sie wächſt und gedeiht,

ſie umrankt, was ſie vermag, und wenn ihre Zeit aus iſt, welkt ſie und ſtirbt dahin. Allein ich konnt' es doch nicht laſſen, ihr einige Zweige abzubrechen.

Ein himmliſcher Abend! Es war der 4. October zwiſchen 9 und 10 Uhr, die Luft ſo warm, ſo weich. Im nördlichen Klima weiß man gar nicht, was weiche Luft iſt, denn wenn es auch heiß iſt, ſo fühlt ſich doch immer etwas Schweres, Rauhes darin, nicht dieſe ſanfte Schmiegſamkeit, die dem Menſchen wohlthut, die freundlich ſeine Wangen ſtreichelt wie eine zarte Hand. Zum erſten Mal fühlte ich mich ganz und gar in Italien, umringt von der glorreichen Vergangenheit, von der melancholiſchen Gegenwart und der tröſtenden Natur. Als ich am andern Morgen im hellen Sonnenſchein wiederkam, war mir, als habe ich das Campo Santo geſtern im Traum und heute in der Wirklichkeit geſehen. Die Wirklichkeit hat ihre Vorzüge, berichtigt, hebt Schönheiten vor, ſtellt Alles genau in Reih' und Glied; allein der Traum hat ſeine unerklärliche Magie und wirkt eben durch dies Geheimniß ſtärker auf die Seele. Im Grunde iſt Alles unerklärlich, Traum und Wirklichkeit, Leben und Tod, Himmel und Erde; aber der Menſch hat ſich ſo an die Finſterniß um ihn her gewöhnt, daß er die Dinge erklärbar nennt, welche er mit dem Laternchen ſeines

Verſtandes ſchlecht und recht beleuchtet, und nur die unerklärlich, für welche dies Laternchen zu ſchwach iſt.

Wer die Maler ſind, welche all dieſe Fresken gemalt, wiſſen die Gelehrten genau, d. h. Jeder weiß etwas Anderes, und daher wird es den Ungelehrten ſehr ſchwer, irgend etwas zu wiſſen. Übrigens iſt es bei denen, welche die Wand der Eingangsthür bedecken, faſt unmöglich, eine Geſammtdarſtellung zu erkennen; der Seewind hat ſie vernichtet. Die ganze lange Wand gegenüber hat Benozzo Gozzoli mit bibliſchen Geſchichten geſchmückt, und die ſind zu erkennen, ſowie auch das Weltgericht von Andrea Orcagna, das mir durch ſeinen hohen feierlichen Ernſt ſehr auffiel. Wären überhaupt die Fresken nur beſſer erhalten, ſo würd' ich ſie unbedingt den Ölgemälden vorziehen; erſtens, weil ſie nicht den widerlich ſtörenden Firniß haben, und zweitens, weil die ſtumpferen Farben der Form und dem Ausdruck den Vorrang laſſen. Aus dieſem Grunde zieh' ich auch Cartons den Ölgemälden vor, und ich denke, Maler würden über dieſen Geſchmack ſehr mitleidig lächeln.

Bei dem Grabmal Kaiſer Heinrich's VII. verweilte ich lange. Giovanni Piſano hat es ihm ſchön mit den elf getreuen Apoſteln geſchmückt Man braucht nur das edle, ſchwermüthige Antlitz des Kaiſers zu ſehen,

um zu wiſſen, daß kein anderes Gift als der Gram ihn getödtet. Er lebte und ſtarb wie Don Quixote, und wirklich für dieſelbe Sache, denn Kaiſerthum und Ritterthum, wie Beide es dachten und es herſtellen wollten, gehen Hand in Hand. Warum klingt Don Quixote den Leuten ſo lächerlich? Das hab' ich nie begreifen können. Mir iſt es ein unſäglich melancholiſches Buch: die Seelenhoheit im Kampf mit der Gemeinheit und Beſchränktheit der Welt und traurig hinſterbend an der Erkenntniß, daß dieſe Feſſeln nicht zu ſprengen ſind. An dieſer unheilbaren Krankheit ſtarb auch Kaiſer Heinrich, und Piſa gab ihm die letzte Ruheſtatt. Wie ſie doch endlich Alle zur Ruhe kommen, die unruhigen Seelen! Im Palaſt Lanfranchi am Lung' Arno hat Lord Byron einige Zeit gelebt.

Es wurde mir ſchwer, Piſa zu verlaſſen. Überhaupt bringt mich eine ſolche Überblicksreiſe, wie ich ſie nenne, ziemlich um all mein Vergnügen, denn *ſehen* iſt meine Freude, aber *beſehen* iſt mir ein Abſcheu; jenes macht mich lebendig, dieſes todt. Beim Beſehen macht ſich die Seele ganz paſſiv und hat andere Gedanken, indeſſen die armen Augen ſich umſonſt abmatten. Man wird mir rathen, dies zu vermeiden; aber wie ſoll ich das anfangen? Ich kann nicht in voraus wiſſen, welche Dinge des Sehens oder Be-

ſehens werth ſind, und da meine Reiſezeit beſchränkt iſt, ſo darf ich keine Rückſicht auf meine Stimmung und Luſt nehmen; ich muß handwerkern, damit ich nichts verſäume. Gott weiß aber, wie mir das zuwider iſt! Hier habe ich einige Wochen, und die erheiſcht Florenz, wenn man ſich nicht an der kahlen Überſicht mag genügen laſſen.

Die Stadt iſt ungewöhnlich ernſt, die Gegend ungewöhnlich lieblich; dieſer Contraſt erfriſcht, der Wechſel ruht aus. Ein Ort, der die reichſten Kunſtſchätze enthielte, dem aber die Natur ſtiefmütterlich geſinnt, würde mich nie feſſeln. Umgekehrt wol! Der Himmel, die Berge und Bäume, die Wolken, die Lichteffecte ſehen mich mit andern Augen an als die Götter und Heiligen. Umherzuſtreifen, Lieblingspunkte aufzuſuchen, den Unterſchied zwiſchen Morgen- und Abendbeleuchtung zu finden, was gerade ſo verſchieden iſt als ein holdes Antlitz, das traurig lächelt oder ſelig weint, iſt mir immer ein neuer und reicher Genuß. In der Luft zerflattern alle ſchweren Gedanken, und die Stimmung wird lichtblau wie der friſche Morgenhimmel. In den Muſeen hab' ich auch meine Lieblinge, mit denen ich manches Wörtchen plaudere und in gutem Verhältniß lebe; dennoch giebt es Stimmungen, wo der Marmor mich fröſteln macht, und wo ich ſtatt eines

Gemäldes nur bemalte Leinwand ſehe. Solche ungünſtige Momente kommen, man weiß nicht woher, wie ein Regentag im Gebirg! Man muß ſie geduldig vorübergehen laſſen.

Ein großer Reiz von Florenz beſteht darin, daß, was an andern Orten eine Kunſt, ein Schmuck oder ein Machwerk, hier eine Natur iſt, nämlich die Architektur. Nicht Laune und Geſchmack des Einzelnen, nicht die Phantaſie der Baumeiſter ſchuf dieſe wunderbaren Gebäude, ſondern die immer unruhige, mißtrauiſche, neidiſche Republik geſtattete nur ſolche, die zwiſchen Feſtung, Bürgerhaus und Palaſt mitten inne ſtanden, ihren Bürgern. Sie mußten feſt ſein, um im Nothfall gegen den ſturmlaufenden Plebs zu ſchützen; ſchlicht, um nicht eine mißfällige Aufmerkſamkeit zu reizen; grandios, um unwillkürlich zu imponiren, und um dem Beſitzer zu geſtatten, im Innern alle Pracht und Bequemlichkeit zu entfalten, zu denen ſein Reichthum ihn berechtigte. Dies waren die nothwendigen Erfoderniſſe. Aus dem Bedürfniß des Einzelnen und des Ganzen ging dieſe Architektur hervor; man baute ſo zu ſagen von innen heraus, darum war man originell und zweckmäßig zugleich, wie die Natur. Der toscaniſche Bauſtyl — ich meine, man nennt ihn auch stilo rustico — iſt die Natur der

florentiniſchen Republik. Einen größern Contraſt als zwiſchen den Paläſten der Genueſer und Florentiner kann man ſich nicht vorſtellen. Dort Marmor von innen und außen, Terraſſen und ſchwebende Gärten, Treppen und Balkons, Säulen und Portiken, wie eben ein Doria oder Balbi es begehrte; hier ein Viereck von grauen behauenen Quadern, zwei Etagen, neun Fenſter Fronte. So iſt der Palaſt Strozzi, ein Haus, wenn man will, aber ſo impoſant durch das vollendete Ebenmaß ſeiner gigantiſchen Verhältniſſe und durch die Grazie der ſparſam angebrachten, doch nicht kargen Verzierungen, daß man es Palaſt nennen muß, weil es vornehm ausſieht. Dem Palaſt Riccardi, welcher früher das Haus der Mediceer und von Cosmus, dem Vater des Vaterlandes, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erbaut war, hat ſpäterer Anbau das urſprüngliche Ebenmaß geraubt; doch ſieht man deutlich, wo jener beginnt. Der Palaſt Pitti, deſſen Bau der übermüthige Luca Pitti um dieſelbe Zeit aufgeben mußte, weil er vor der ſteigenden Sonne der Medici ſank, iſt zwar die Reſidenz der Großherzoge worden, aber unvollendet geblieben und macht mir einen ſeltſamen Eindruck von Zerfloſſenheit, indem nur die Mitte des Gebäudes ein zweites Stockwerk hat und das erſte wie überlange Arme an der Anhöhe

heruntergreift. Meine eigentlichen Lieblinge ſind drei Gebäude aus dem 13. Jahrhunderte, der Bargello, welcher der Gerichtshof war, der Palazzo Vecchio, wo die Signoren wohnten und die Rathsverſammlungen ſtattfanden, und endlich der Palaſt Ferroni an der Trinitàbrücke, jetzt den Reiſenden als Hôtel de l'Europe bekannt. Sie ſehen ſo ritterlich behelmt aus, die alten grauen Koloſſe mit ihren crenelirten Mauern, und dominiren ſo ihre Nachbarn durch ein gewiſſes ehrenfeſtes, vertrauenerweckendes Anſehen, daß ich, wenn ich an ihnen vorübergehe — und das geſchieht täglich einige Mal —, immer denken muß: beſſer Ritter, als Handelsherr. Wie ich in dem erzdemokratiſchen Florenz zu dieſen ariſtokratiſchen Geſinnungen komme, weiß der Himmel! Ich habe ſie zwar immer; allein ſollte dieſe prächtige Republik ſie nicht erſticken? Im Gegentheil, ſie weckt ſie auf! Ich bin nicht im Stande, mit dieſen Wollhändlern zu ſympathiſiren mit dieſem Kaufmannsſtaat, der weder einen Feldherrn noch einen Staatsmann hervorbrachte, bis die Oligarchie der Mediceer der Demokratie doch zuletzt das Ende bereitete, welches ihr unausweichlich bevorſteht: Despotie des Einzelnen, wenn auch in ſo anmuthigen Formen, wie Lorenzo il Magnifico ihr zu geben wußte. Piſa, Genua, Venedig, waren auch Handelsſtaaten

allein ihre Flotten, ihre Züge über das Meer, ihre Colonien und Eroberungen brachten ein kriegeriſches Element in das rechnende hinein, neben dem Gewinn am Wechſeltiſch ſtanden eben ſo bedeutend Ruhm und glorreiche Siege, und die Nothwendigkeit, ferne Eroberungen zu ſchützen und zu erhalten, veranlaßte den Mutterſtaat zur Entwickelung feſter Inſtitutionen, durch welche Venedig groß wurde, bis es im Übermuth des Mißbrauches durch Willkür ſie untergrub und ſich ſomit ein ſchmachvolles Ende bereitete.

In Florenz war alles Volk Bürger. Die Überbleibſel der altadeligen Geſchlechter, welche nicht verbannt worden, mußten ihre Namen verändern und Gewerbe oder Handwerk treiben; dann durften ſie hoffen, auf zwei Monate in die Signoria gewählt zu werden. Auf ſo kurze Zeit war dies Amt beſchränkt. Wahrſcheinlich hielt man es für unmöglich, in zwei Monaten dem Staat von der Regierung, oder beſſer geſagt, Verwaltung, Schaden zugefügt zu ſehen. Nur vergaß man, daß man ihm in zwei Monaten auch nichts nützen, keinen Plan durchführen, kein Geſetz feſtſtellen konnte; denn obgleich die Ariſtokraten früh unterdrückt wurden, ſo iſt Florenz doch die Stadt der Factionen par excellence, und Guelfen und Ghibellinen, Buondelmonti und Uberti, Weiße und Schwarze

ſtehen ſich immer feindlich gegenüber, laſſen den Kampf der Parteien nicht ruhen und treiben einander die Staatsverwaltung wie einen Ball zu, obgleich Jeder ſuchte ihn für die ſeinige wiederzuhaſchen. Dazwiſchen taucht dann bisweilen ein Fremdling, wie der Herzog von Athen oder der Prinz von Neapel, als Dictator auf, den alle Parteien auf gewiſſe Zeit wählen, damit er unparteiiſch ihre Zerwürfniſſe heile und allgemeine Ruhe ſtifte, und den ſie vor der Zeit abſetzen, weil er nicht ihren Erwartungen entſpricht, bald zu tyranniſch iſt, bald zu ſchwach, und immer einer Partei mehr als der andern zugethan. Ein ſcheueres Volk iſt gar nicht zu denken, und es gehörte in der That der höchſte Grad von Mäßigung, Vorſicht, Ruhe und anſcheinender Sorgloſigkeit dazu, verbunden mit der freundlichſten Wohlthätigkeit, um es ſo zu bändigen, daß es ſich das ſtupende Übergewicht der Familie Medici ſeit Johann und Cosmus gefallen ließ, dem kränklichen Piero ſich beugte und Lorenzo den Prächtigen gern als ſeinen Fürſten betrachtete. Nach deſſen frühem Tode, 1494, erwachten die alten Factionen, und die vertriebenen Medici kehrten erſt nach einer Reihe von Jahren mit dem Herzogshut zurück, den Karl V. ſeinem Schwiegerſohn Alexander Medici aufgeſetzt. Hatte ich aber keine ſonderliche Sympathie für die Republik Florenz,

ſo hab' ich nicht die geringſte für das Herzogthum Toscana. Ich liebe die Geſchichte der Völker, nicht die der Cabinette, und mit der Reformation verſchwinden allmälig die Völker und machen den Fürſten Platz. Die geiſtige Macht, welche den Fürſten bis zu dieſer Epoche, wenn auch nicht immer die richtige, ſo doch irgend eine Schranke geſetzt, war zerbrochen, der Abſolutismus faßte Fuß, und in ihm ſchlummert der Keim der Revolutionen, die weniger ein friſches, erwachendes Leben bezeugen als die gewaltſamen widerlichen Zuckungen eines abgeſtorbenen Körpers, der die Mora bekommt.

Da es in Florenz keine Ritter gab, ſo fehlt das eigentlich kriegeriſche Element, welches die Feldherren und großen Helden erzeugt; aber die gewaltig gährenden Kräfte fanden die Form, in welche ſich das wogende zerſchmolzene Metall des Genies gießen ließ, und die alten Künſtler ſtehen da wie Giganten von Erz, an deren Knie das heutige Geſchlecht reicht und ſich drängt. Die Kunſt des Mittelalters erhebt ſich ſo friſch aus und auf ihrem eigenthümlichen Grund und Boden, daß die Antike ganz durch ſie in Schatten geſtellt wird. Weder die Niobe mit ihren ſchönen Kindern, noch der Apollin, noch die Venus haben großen Eindruck auf mich gemacht; ſie kommen mir wie Eindringlinge vor; ich

mag nicht die Griechen zwiſchen den Florentinern ſehen, der Vergleich beeinträchtigt beide Theile: dieſe erſcheinen ſehr häßlich und jene ſehr fremd; denn etwas Häßlicheres als Benvenuto Cellini's kurzbeiniger Perſeus in der Loggia de' Lanzi iſt kaum zu denken, und etwas Fremdartigeres, Unverſtändlicheres auch nicht als die Aufſtellung der Niobiden rings an den vier Wänden eines Saals. Es iſt gut, daß Jeder, der ihn betritt, die Geſchichte der Niobe kennt, denn in dieſer Aufſtellung iſt ſie nicht zu erkennen. Auch ſind Figuren dabei, die unmöglich zur eigentlichen Gruppe gehören können, nämlich die zweite weibliche Statue zur Rechten der Niobe, welche ſich ganz paſſiv verhält, und der alte ſonderbare Mann, der Niobe gegenüber, der ſich ſehr entſetzt. In dies Schickſal, welches dieſe Mutter mit ihren Kindern trifft, hat der Grieche mit ſeinem Takt nie den Vater verflochten, wohl fühlend, daß der nur die zweite Rolle ſpielen würde; es iſt alſo durchaus nicht anzunehmen, daß der Bildhauer einen Vater hat vorſtellen wollen. Und wie kann man einen Fremdling hier einſchieben? Man wird Gründe für dieſe Aufſtellung haben, und hoffentlich beſſere als den, welcher mir angegeben wurde: man habe den alten Mann bei den übrigen Statuen gefunden; dennoch zweifle ich, daß die beſten Gründe mit ſeiner Anwe-

ſenheit verſöhnen. Ich weiß nicht, ob er mich ſtörte, oder ob es das merkwürdig verfehlte rechte Bein der jüngſten Tochter, oder was ſonſt war, genug ich konnte mich nicht ſo recht innig mit der edeln Familie befreunden. Der Venus und des Apollin, geſtehe ich, bin ich ein wenig ſatt! Ich habe ſie wol hundert Mal in Abgüſſen und Copien geſehen und kann mir bei ihren ſchönen Geſtalten durchaus nichts denken, als daß es eben ſchöne Geſtalten ſind. Hingegen iſt eine ganz unvergleichliche Statue in der Tribüne, welche der Schleifer heißt und einen Mann darſtellt, der knieend ein breites Meſſer ſchleift, indeſſen ſein Antlitz todtmüde aufwärts gerichtet iſt. Dieſe Müdigkeit, dieſe unſägliche Erſchöpfung der Seele mehr als des Körpers hat etwas Herzzerreißendes. Ich hätte ihm die Arbeit abnehmen mögen, und doch iſt es eine leichte Arbeit nur! Aber dem Sklaven wird auch die leichte Arbeit ſchwer, weil er in ihr ſeine Knechtſchaft fühlt. Die tiefe Wahrheit und tiefe Poeſie dieſer Bildſäule feſſelte mich unbeſchreiblich; ſie iſt die einzige unter den florentiner Antiken, der ich ins Herz geleſen.

Die Malerei iſt es hier vorzüglich, deren Knospe, Blüte und Verfall man Schritt vor Schritt verfolgen kann. Sonſt kam mir Rafael immer vor, wie ein urplötzlich über alle Grenzen der Menſchheit emporgeriſ-

ſener Künſtler; hier ſehe ich, daß er nur die höchſte Stufe auf der Himmelsleiter der Kunſt erſtieg, und daß dieſe ganze Leiter mit Künſtlern beſetzt iſt, die ihn nothwendig machen und zugleich ſeine Vollkommenheit vorbereiten. Ich kann mich für nichts in der Welt gegen meine Herzensmeinung enthuſiasmiren, alſo auch nicht für die Gemälde von Cimabue und Giotto; ich finde ſie ganz ungemein häßlich; dennoch betrachte ich ſie nicht ohne Intereſſe, denn ſie kommen mir vor wie der herbe, farbloſe Kern, aus dem die glänzende Frucht ſich hervorhob. In der Kirche Sta.=Maria Novella iſt eine Madonna mit dem Kinde von Cimabue, die bei den Zeitgenoſſen als ein Wunder galt. Sie hängt noch in derſelben Kapelle, wohin ſie aus des Künſtlers Hauſe in feierlicher Proceſſion getragen wurde, und als der König von Neapel zu derſelben Zeit hier war, wußte man ihm kein größeres Vergnügen zu bereiten, als ihn zu dieſer Madonna zu führen. Ich kann dieſen ſteifen Formen keinen Geſchmack abgewinnen, denn ich fühle noch kein Leben in ihnen pulſiren. Bei Andrea Orcagna, deſſen Weltgericht im Campo Santo in Piſa mir ſchon ſehr auffiel, macht ſich das Leben unter der Mumienhülle der ſteifen Form Platz. In eben der Sta.=Maria Novella iſt eine große Freske von ihm, das Paradies, wo die Engel, die Heiligen und

Seligen zwar in Reih' und Glied wie Regimenter aufgeführt, aber die Köpfe doch sehr bestimmt und mitunter sehr anmuthig und ausdrucksvoll sind. Ein großes gemaltes Fenster, welches diese Wand beleuchtet, macht es höchst schwierig, das Gemälde deutlich zu sehen. Überhaupt ist die schlechte Beleuchtung etwas ganz Ärgerliches. Der Chor dieser Kirche ist mit zwei großen und gewiß wunderschönen Fresken von Dominico Ghirlandajo geschmückt, welche die beiden ganzen Seitenwände einnehmen; nun besteht aber die Hinterwand aus einem einzigen immensen, prächtig gemalten Fenster, und dadurch wird es für mein Auge unmöglich, etwas Zusammenhängendes zu erkennen. Solche Fülle, welche eine Schönheit durch die andere ohne Rücksicht beschattet, ist nur für die Unersättlichkeit des Gedankens angenehm; in der Wirklichkeit wünscht man sie zweckmäßiger geordnet.

Nach diesen alten, strengen Malern, zu denen noch gar viele andere gehören, theils der Zeit, theils der Schule nach, die ich aber nicht aufzählen mag, weil ihre Nomenclatur eben so langweilig als die Beschreibung ihrer Gemälde sein würde, kommen einige, denen die Bilder aus dem Pinsel wie Blumen aus dem Stengel blühen. Es stralt darin eine ganz lichte, goldene, selige Welt, ein wahrer Christbaum von in-

nerer Freudigkeit, etwas ganz Unweltliches von Liebe und Glanz und Glück. Man muß aber ſehen die Bilder von Giovanni da Fieſole und Gentile da Fabriano, um zu verſtehen, was ich meine; denn heutzutage hat man gar keinen Begriff von ſolcher Malerei, die nichts iſt als eine nach Außen gekehrte Seele, ſchon deshalb, weil man von ſolchen Seelen keinen Begriff mehr hat, deren Hoffnung nie von Troſtloſigkeit, deren Glaube nie von Zweifel getrübt ward. Ich muß immer lächeln, wenn ich die Bilder von Fieſole anſehe, ſowie man zuweilen im Schlaf lächelt über die Herrlichkeiten des Traums. Fra Giovanni da Fieſole war ein Dominicanermönch hier im Kloſter zu St.-Marc. Bei ſeinem Leben ſchon wurde er ſeiner engelgleichen Seele wegen genannt Angelico und nach ſeinem Tode Beato. Er malte immer und immer, doch nie für Geld; malen war ihm eins mit beten, denn er ſtellte nur heilige Geſchichten dar. Er malte gewöhnlich auf Goldgrund und verzierte die Gewänder und Teppiche mit den ſauberſten goldenen Arabesken, die ſich auf den hellen heitern Farben, die er vorzugsweiſe liebte, wunderfreundlich ausnehmen. Seine Köpfe ſind wie Miniaturen fein und zart-behandelt; viel Abwechſelung haben ſie nicht, denn von Leidenſchaft wußte er nichts, und ſelbſt der Schmerz verlor ſeinen

Stachel durch den tröstenden Hinblick auf die dereinstige ewige Seligkeit. In die Angst des Lebens, in die unruhige Qual der Welt, in die Sehnsucht des unendlichen, unbefriedigten Verlangens hatte er aus seinen Mauern nie geblickt, viel weniger sich hinein gewagt; er kannte nur den Himmel, die Erde nicht; darum sind seine Bilder sehr einseitig, und was ihm am besten gelingt sind Paradiese, Krönungen der Jungfrau, Versammlungen von Heiligen und dergleichen. Ein holdseliges Paradies ist in der Akademie, stralend im rosigen Freudenglanz wie das Morgenroth, durchwebt von zahllosen, süßen Engelsköpfen. Auch die ganze Geschichte Christi auf vielen kleinen Tafeln. Aber wo heftige Gemüths- und Körperbewegung stattfindet, z. B. wenn Petrus dem Malchus das Ohr abhaut, ist es gar nicht derselbe Meister, sondern ein kleiner ungeschickter Schüler; und nun gar sein zürnender Christus, der sich im Weltgericht grimmig gegen die Verdammten wendet — ist eine Fratze; er hat nur den segnenden Christus begriffen.

Etwas, nicht weltlicher gerade, aber weltvertrauter ist Gentile da Fabriano, und daher auch freier, individualisirender, weniger einseitig. Seine Anbetung der Könige in der Akademie glänzt von Andacht, Liebe und Pracht wie eine Weihnachtsbescheerung, und der

ſchöne junge König, der ſich demüthig die Sporen abſchnallen läßt, iſt eine freie ritterliche Geſtalt.

Auf einmal tritt Fra Filippo Lippi mit derber Weltlichkeit und gemeiner Sinnenluſt dazwiſchen! Er war auch Mönch, doch früh dem Kloſter entflohen, in Liebesabenteuer verwickelt, bei Vornehmen wohlgelitten, die Erde verſtehend, den Himmel nicht, und ſo auch malend, kräftig, naturwahr, aber auch gemein, Engel und Madonnen mit breiten begehrlichen Geſichtern, in denen die irdiſche Luſt hübſch Platz hat, gerade wie ſein eigenes Portrait, das er auf einer Epiphania in der Akademie angebracht.

Den Übergang zu Leonardo's hinreißender Grazie macht Lorenzo di Credi. Seine Geſtalten ſind nicht kindlich-ſelig wie die von Fieſole, und nicht irdiſch begnügt wie die von Lippi; ſie tragen den Stempel edler Menſchlichkeit, das Selbſtbewußtſein, und in dieſem Bewußtſein die Feſſel und die Glorie des menſchlichen Weſens, eine Schwermuth, welche nichts iſt als Sehnſucht nach Vollendung.

Lebhaft contraſtirt mit ihm Dominic Ghirlandajo durch die Verſchiedenheit der Auffaſſung, welche bei Letzterem ganz kräftige Andacht, voll herzlicher Innigkeit, doch ohne jenen Anſtrich von Trauer iſt, der auf Credi's Bildern wie Mondlicht liegt. Ghirlandajo's

Bilder ſind wie der Tag ſo gut, ſo wahr, ſo glänzend und ſo ganz prächtig gemalt. Seine Anbetung der Hirten in der Akademie und der Könige in der Kirche degli Innocenti ſind wahrhaft herzſtärkend. — Wenn ich nun noch Perugino nehme, obgleich er kein Florentiner war, der in ſeinen beſſern Bildern, wie z. B. die Grablegung, im Palaſt Pitti, ohne Haſchen nach Effect und voll edler Einfachheit iſt, ſo iſt hiermit eine Periode der Kunſt abgeſchloſſen, welche durch ihre Seelenfriſche, durch ihre Herzenslebendigkeit, durch die Gewalt, welche ſie allmälig über die Form gewinnt, und durch die Kraft, womit ſie ins Reich der Schönheit eindringt, ohne daß man ihr das mühſame Studium anſieht, einen eben ſo erquickenden Genuß gewährt, als wenn man im Frühling durch einen blühenden, duftenden Garten geht. Darauf kamen zwei Männer, die das Höchſte in der Kunſt der Malerei leiſteten, Leonardo und Rafael, und um ſie gruppiren ſich Viele, die Tüchtiges leiſteten, und die wahrſcheinlich ihre Bewunderer haben; doch in meinen Augen iſt der Zauber erloſchen, welcher um den Pinſel jener alten Meiſter ſchwebt. Die ſpäteren ſtudirten und berechneten, ſetzten zuſammen, ahmten nach, ſuchten zu übertreffen; unbefangen aus ſich ſelbſt heraus ſchuf keiner mehr. Aber es iſt ein ungeheuerer Unterſchied zwiſchen

einer Schöpfung und einem Machwerk, und unmittelbar nach Rafael's Tode verfiel die Kunſt in dies troſtloſe Gebiet. Die Zeiten hatten ſich inzwiſchen auch ganz verändert. Die Reformation hatte in ihren Wirkungen auch Italien reformirt, die Glut des Glaubens gelöſcht, die Macht heiliger Traditionen erſchüttert, die Blüte der Andacht abgerupft; und gerade dieſer Heerd hatte mit ſeinem ſanften, unterirdiſchen Feuer die alte Kunſt genährt und erleuchtet. Man hatte jetzt gelernt, Alles vor das Mikroſkop der Speculation und unter das Meſſer der Forſchung zu bringen. Man wollte den alten dumpfen Glauben lichten und reinigen, und man zerſetzte ihn ſo lange ſäuberlichſt, bis nichts mehr für ihn noch von ihm übrig war. So machte man aus den Märtyrern anatomiſche Studien und aus den weiblichen Heiligen reizende Phrynen, wie das an Correggio's Magdalene und Carlin Dolce's Santa-Roſa beiſpielsweiſe zu ſehen iſt. Die Päpſte, kunſtliebend und ſchlau, verſuchten dem ewigen Rom eine neue Glorie zu geben und beförderten auf alle Weiſe das Studium der Kunſt und Wiſſenſchaft, indem ungeheuere antiquariſche Nachforſchungen und Ausgrabungen gemacht wurden, an deren Spitze faſt ein halbes Jahrhundert lang Michel Angelo ſtand, der, ein ſehr hochmüthiger und ſehr unterrichteter Gelehrter,

aber des ſchöpferiſchen Genies ermangelnd, ſich und ſeine Zeit in das Studium der Antike hineinſtürzte und die Fähigkeit daraus zurückbrachte, die Sehnen, Knochen, Muskeln eines Körpers aufs genaueſte darzuſtellen, aber nicht die Gabe, aus dieſem anatomiſchen Präparate ein ſchönes, lebenvolles Ganze zu bilden; denn das Erdreich, in welchem die Kunſt gedeiht, iſt Begeiſterung, von tiefen Meditationen alimentirt. Michel Angelo iſt mir in der tiefſten Seele zuwider, ſowol in den Werken, die ich hier von ihm geſehen, als in ſeinem Streben, und als auch in ſeiner äußern Erſcheinung. Ein ſo abſtoßendes, wildes, hartes, geſpanntes Geſicht habe ich ſelten geſehen. Die zwei Zimmer voll Malerportraits in der Galerie der Uffizien ſind ſehr intereſſant. Es iſt wunderbar, welch eine Übereinſtimmung zwiſchen den Portraits dieſer Leute und ihren Werken herrſcht! Aber freilich das Antlitz trägt das Gepräge des innern Menſchen, und ſeine Werke tragen es auch; ſo kann die Übereinſtimmung nicht fehlen, um ſo mehr, da die Portraits von Jedem eigenhändig, folglich in ſeiner Manier gemalt ſind. Ich würde gewiß Gian Bellin, Carlin Dolce, Salvator Roſa, Perugin, Titian erkannt haben. Rafael iſt zu knabenhaften, kränklichen Anſehens, als daß ich ihn ſchön finden könnte. Unvergleichlich ſchön hingegen iſt

Leonardo da Vinci; ſeine Augen ſehen zwiſchen den andern Augen aus wie Märchen zwiſchen Tagesgeſchichten. Wie ein Zauberer blickt er mich an, tiefſinnig, wunderbar freundlich. Er hat eine edle Naſe, zarte Lippen und langes weiches kaſtanienbraunes Haupt- und Barthaar. Iſt er alt, iſt er jung? Ich weiß nicht. Ich mein', er müſſe wie ein Jupiter- oder Chriſtuskopf von unvergänglicher, keinem Lebensalter unterworfener Schönheit ſein. Von meinen alten lieben Meiſtern exiſtiren keine Portraits. Das von Maſaccio, eine Freske, iſt das älteſte und ein höchſt melancholiſches Geſicht; er ſoll in jungen Jahren geſtorben ſein, doch nicht zu früh für ſeinen Ruhm, denn die Fresken aus dem Leben Petri in Maria del Carmine ſichern ihm die Unſterblichkeit. Die Sammlung wird noch immer fortgeſetzt, ſogar lebende Künſtler ſind aufgenommen, z. B. Benvenuti, der die Begräbnißkapelle der Medici in San-Lorenzo mit Deckengemälden ſchmückt, oder nicht ſchmückt — ich weiß nicht recht. Deckengemälde ſind für mich unerreichbare Schätze, ich werde nervenſchwach, wenn ich ſie betrachte. Aber dieſe modernen Maler ſind unausſprechlich komiſche Geſtalten, ſo geziert, ſo preziös, daß es ein Vergnügen oder ein Jammer iſt! Der Eine hat ſich gemalt in voller Uniform, prächtig geſticktes Hofkleid, Orden im Knopfloch,

Palette in der Hand. Ein Anderer, wahrſcheinlich ein berühmter Blumenmaler, hat um einen Felſen einen mächtigen Kranz gehängt; in der Mitte hat der Fels einen Spalt, und da guckt ſein Geſicht heraus. Liotard iſt im türkiſchen Coſtüm. Mengs geberdet ſich wie ein Feldherr und die Meiſten wie Affen. Der alte ſchlichte Graſſi iſt erquickend dazwiſchen; der muß es verſtanden haben, Portraits zu malen! Zwiſchen all dieſen abgeſchmackten Männern ſehen die Frauen zu meiner Freude recht verſtändig aus. Madame Lebrun zeigt ſehr anmuthig ihre weißen Zähne, und Angelica Kaufmann, „der ein Engel den Namen, den Pinſel und die Seele gegeben", hat ihre gute, ſtille Geſtalt ziemlich ruhig hingeſetzt. Aber ich bin ganz von Michel Angelo abgekommen! Er hat ein unruhiges Geſicht und zwar deshalb, weil er durchaus etwas Extraordinaires leiſten wollte, und nicht ſowol um ſeinen eigenen Anfoderungen an ſeine eigenen Gaben zu genügen, als vielmehr um Alles, was bereits geleiſtet und bewundert war, in Schatten zu ſtellen. Die himmliſche Anmuth Rafael's ſuchte er durch ſeine Kraft zu ecraſiren, und dabei verfiel er in die Brutalität der Maſſe; neu und originell wollte er ſein, dabei verfiel er in Willkür. Vor dem Palazzo Vecchio ſteht ſein David. Wer vor der Statue etwas Anderes denken kann als: „Das iſt ja

recht ein derber ungeſchlachter Burſche!" den beneid' ich um ſeine glänzende Phantaſie. Aber wo iſt der triumphirende oder der kampfbereite Hirtenknabe? Originell kann die Darſtellung eines Gegenſtandes nur genannt werden, wenn ſie denſelben in einer neuen, ſeinem Charakter entſprechenden Anſchauung auffaßt; widerſpricht aber dieſe Auffaſſung durch und durch dem Charakter und ſämmtlichen Eigenſchaften des Gegenſtandes, ſo iſt ſie zwar neu, aber keineswegs originell, ſondern nur willkürlich, und das iſt Michel Angelo auf eine empörende Weiſe bei den zwei berühmten Grabmalen des Julian und Lorenzo di Medici geweſen. Auf dem einen Sarkophage liegen die Statuen von Tag und Nacht, auf dem andern von Aurora und Dämmerung, erſte und letzte unfertig; doch iſt der Tag zu erkennen, d. h. eigentlich nicht zu erkennen, denn dieſer bärtige, wildblickende Mann, mit ſeltſam verſchränkten Beinen, der trotzig über die Schulter blickt, iſt doch gewiß nicht der Tag, der Jedem hell ins Auge ſchaut; aber Michel Angelo muß einen andern Tag haben als die übrigen Menſchen. Und nun gar die Nacht! Ich will nichts davon ſagen, daß ſie in einer durchaus gezwungenen Stellung ſchläft, nichts davon, daß die Muskeln an ihrem linken Bein auf eine Weiſe hervortreten, die eines Reiters würdig, aber bei einer ſchönen

Frauengeſtalt, die der Schlaf noch weicher macht, unmöglich iſt; nur Eins will ich ſagen: er hat die ſtille, geheimnißvolle, ſich und die Welt verhüllende Nacht nackt dargeſtellt, was ungefähr denſelben Effect macht, als ob Einer die Madonna nackt darſtellte. Ich war ganz faſſungslos vor Schreck, ſowol darüber, daß ein Künſtler dieſe — ich habe kein anderes Wort als Caricaturen — für etwas Schönes ausgegeben hat, als im Grunde noch mehr darüber, daß es Leute giebt, welche dies auf 'Treu' und Glauben als etwas Schönes betrachten. Die Dämmerung auf dem zweiten Sarkophag iſt gar nicht ausgearbeitet; ihre Stellung ſchien mir am ungezwungenſten. Die Aurora ſieht äußerſt ſchläfrig aus und liegt etwas aufgerichtet ſo disgraziös wie möglich auf dem rechten Elbogen, indem ſie die rechte Schulter faſt bis ans Ohr hinaufzieht. Indeſſen man kann ſo liegen; unmöglich aber kann die Muskel unter dem heraufgezogenen Arm zu einem ſo widerlichen Auswuchs anſchwellen. Michel Angelo hat ſich ſo in das Gewaltſame, Übertriebene hineingearbeitet, daß er ſich aus dem Labyrinth der Muskeln und Sehnen nicht befreien kann, was denn freilich ſeiner Darſtellung weiblicher Körper nicht ſehr vortheilhaft iſt. Der geſchundene Marſyas in den Uffizien mag wol eine ſehr richtige und mühſame Arbeit ſein; Anatomen

müſſen das beurtheilen. Ich ſeh' aber nicht ein, warum die Kunſt nur das leiſten will, was auch die Wiſſenſchaft leiſten kann. Hier iſt eine ſehr berühmte Sammlung von anatomiſchen Präparaten in Wachs gearbeitet, gewiß eben ſo richtig als mühſam und künſtlich; aber es gewährt doch einen unbehaglichen Anblick, die ſchöne Menſchengeſtalt dermaßen zerfleiſcht und zerſetzt zu ſehen, bis die Maſchinerie ihrer wundervollen Harmonie zum Vorſchein kommt. Es iſt ja gerade das ſchöne Vorrecht der Kunſt, die Maſchinerie vergeſſen zu machen und der todten Maſſe eine lebendige Seele einzuhauchen; es iſt ihr Triumph, daß ſie in eine Sphäre emporreißt, die man ohne ſie nimmer betreten könnte. Wie wunderlich muß der Künſtler ſein, der ſeinen Rechten entſagt und im fremden Gebiet ſich auszuzeichnen ſucht, wo ihm ein Handwerker die Palme ſtreitig machen darf!

Ich höre, daß Michel Angelo noch immer den Künſtlern als Studium dient, und daß man ihn grandios nennt. Vielleicht werd' ich ihn in Rom in ſeinen Fresken als grandios kennen lernen; hier find' ich ihn nur brutal, und das Ölgemälde der heiligen Familie in der Tribüne der Uffizien übernatürlich garſtig. Das iſt keine Madonna mit dem Chriſtuskinde, das iſt kein derbes Bauerweib mit ihrem tüchtigen Buben, ſondern ein Brett, worauf Gliederpuppen gemalt ſind!

O genug von Michel Angelo! Warum ſprech' ich nicht von Rafael, der wie ein Sonnenſtral in mein Auge und Herz leuchtet? Aber von der Schönheit iſt eben nichts Anderes zu ſagen, als daß ſie die ewige Schönheit iſt, wie man auch für den Ausdruck des Glücks ſo arm, und für den des Elends, des Jammers und der Verzweiflung ſo reich iſt. Rafael und Michel Angelo ſtehen ſich einander gegenüber wie der Genius des Lichts und der Bote der Finſterniß, und ich denke, ſie müſſen ſich herzlich gehaßt haben. Der Maler der Schönheit hat einen natürlichen Widerwillen gegen den der Unſchönheit, und Michel Angelo's ehrgeizige Seele muß verzweifelt ſein über den Ruhm Rafael's. Wenn ich ein Gemälde von Rafael nennen ſoll, daß mir vorzugsweiſe gefällt, ſo iſt es die ſogenannte Madonna del Gran Duca im Palaſt Pitti und das Portrait Leo's X. zwiſchen zwei Cardinälen ebenda, und die Fornarina, welche aber nicht die wahre Fornarina ſein, ſondern ihren Namen uſurpirt haben ſoll, in der Tribüne der Uffizien; das iſt Alles ſo rein und klar in der Auffaſſung, ſo beſtimmt, edel und natürlich in der Darſtellung, ſo ungemein einfach gedacht und daher ſo impoſant, und ſo wunderbar ſchön gemalt, weich und kräftig, daß man vor Entzücken ſchauert über ein ſolches Menſchenwerk. Und doch iſt es nicht eigentlich

dieſer oder jener Vorzug, nicht eine beſtimmte Eigenſchaft, oder etwas, das man nennen oder loben möchte, was den Zauber dieſer Gemälde ausmacht; ſie ſind auch keineswegs alle gleich vorzüglich; an manchen mißfällt mir Manches (z. B. auf der Madonna del Baldachino, die freilich unfertig, ſchauen die Heiligen ſeltſam verſchmitzt drein); es iſt eben die Rafael'ſche Seele, welche ſie durchgeiſtet, verklärt und zu einem Ganzen verſchmilzt, es iſt die Entwickelung eines hochbegnadigten Genius, der ſtets ſeiner Beſtimmung eingedenk war und die ſchöne Form ſich aneignet, weil ſie das einzig paſſende Gewand für ſeine Gedanken iſt. Und dadurch ſind ſie ohne Gleichen in der Vor- und Mitzeit; denn die alten Meiſter ermangelten der Selbſtändigkeit, der techniſchen Fertigkeit, blieben blöd und zart wie Kinder; aber er beherrſchte Form und Farbe, war frei wie ein Mann und mißbrauchte dennoch dieſe Freiheit nie, was all ſeine Zeitgenoſſen hundert Mal gethan. Was ſoll ich ſie neben ihm nennen? Die Gallerien ſind voll ihrer Werke, Jeder kann hingehen und ſehen und vergleichen. Sollte aber irgend Jemand allzu traurig ſein, daß er hinter die Berge in Deutſchland gebannt iſt und nimmer dieſe Schöpfungen des wunderbarſten Kunſtmenſchen ſehen kann, der gehe nach Dresden, in der Madonna Si-

ſtina erblickt er die Glorie Raſael's. Ein ſolches Bild hab' ich noch nicht in Italien gefunden.

Nach Raſael's Tode, unmittelbar, durch ſeine Schüler, den frechen Giulio Romano à la tête, beginnt die Zerſtörung. Sie wollen ſich ſeine Erbſchaft theilen; der Eine wirft ſich auf die Grazie, der Andere auf die Gruppirung, Dieſer auf die ſchöne Zeichnung, Jener auf die Ausführung. Weil Raſael gründlich die Antike ſtudirt hatte, ſtudiren ſie auch die Antike; weil er der König im Reiche der Schönheit war, legen ſie ſich auch auf Darſtellung der Schönheit; aber Alles das ohne den gewaltigen innern Drang und Durſt der Seele, welche ſich ſelbſt genügen und ihre Ahnungen der Vollkommenheit offenbaren möchte. Sie wollen Effect machen oder gefallen, und darin haben ſie an Michel Angelo einen Anführer. Einzelne tauchen mit einzelnen Gemälden aus der Bilderſündflut empor; ich will nicht abſichtlich ungerecht ſein! Da iſt in den Uffizien Saſſoferrato's holdſelige Madonna im dunkelblauen Schleier, die mild und traurig wie ein Stern aus Wolken blickt. Da iſt Guercino's Sibylla Samia, zart und vollendet wie eine Perle; aber dennoch nicht ächt ſibylliſch, nicht ſtark genug, um das Gewicht der Offenbarung zu tragen; ſie wird von der Gegenwart erdrückt werden, wenn keine irdiſche Hand ihre Thrä-

nen trocknet; aber eine Sibylle darf wie ein Prophet nur von Gott getröſtet werden. Dann iſt da die ganze venetianiſche Schule, Titian, Tintoretto, Veroneſe; die ſind mir, in ihrer Art und mit ihrer Portraitrichtung möcht' ich ſagen, ſehr angenehm; ſie haben ſich mit ihrem köſtlich natürlichen Pinſel ſo behaglich heimiſch gemacht in der Luſt und Herrlichkeit der Welt, daß ich ſie zuweilen recht beneide um ihre Anſchauung der Erde, die ihnen ſo reich und bunt vorkommt. Da iſt nichts als Glanz und Pracht und Macht, Wein und Früchte, Gold und Sammet, ſchöne Weiber und verliebte Ritter, Bacchus- und Liebesfeſte, Hochzeiten von Kana, die wie ein Schmaus beim Dogen ausſehen, und Anbetung der Könige, die einer Huldigung des Dogen gleicht. Zuletzt langweilen mich dieſe ewigen Feſte denn doch, denn ſie ſind für die Dauer unwahr; das Leben iſt kein beſtändiges Bacchanal und kein beſtändiger Laurentiusroſt; und wenn ich bei den Venetianern nach Erhebung ſuche, ſo werd' ich freilich nicht ſo befriedigt, als wenn ich Amüſement begehre, und eine Kunſt, die nur das ſinnliche Leben verherrlicht, genügt mir nicht. So war aber die Richtung der Zeit! Über den Trümmern des alten Glaubens hielt die Genußſucht ihre Feſte, und der Abglanz der Schönheit des erweckten Alterthums warf einen gol-

denen Schleier über das, was ohne ihn nur brutal gewesen wäre. Weil es aber doch ganz unmöglich ist, daß ein ächter Genius unzugänglich bleiben sollte für die Magie der geistigen Schönheit, so hat denn auch Titian Einmal ein Bild gemalt, das nicht blos schöner als seine sämmtlichen Venusbilder, sondern auch schöner als die der ganzen venetianischen Schule, und überhaupt eins der ersten auf der Welt ist, ich meine den Christus mit dem Zinsgroschen in der dresdener Gallerie. Ich habe nie ein Christusbild gesehen, das meiner Idee mehr entsprochen hätte! Dieser Christus trägt den Schmerz der Welt auf seinem edlen, melancholischen und wunderbar geistreichen Antlitz, und ist so klar und fest in seiner Seele, daß nicht ein Schatten von, ich weiß nicht, welcher Herzensweichlichkeit, worein die meisten Maler gerathen, ihn den übrigen Menschen gleich stellt. Und diese Übereinstimmung zwischen der reinen, schlanken, vom Irdischen abgewendeten Hand und dem Gesicht; und dann wieder Hand und Antlitz des Phariſäers, gierig gekrümmt und gemein, doch nicht carikirt; und über dem Allen der Zauber von Titian's unerreichbarer Farbe! Wie ich mich in die Bilder vertieft habe, oder eigentlich in die Maler, denn ich suche immer die Menschen hinter der Leinwand, seine Werke kommen mir vor wie seine Thaten, und aus den Bil-

dern möcht' ich Charakter und Sinnesart ergründen. Und die Bilder können am Ende ebenso trügen als die Thaten; es miſcht ſich ſo viel Fremdes, Falſches, Äußerliches hinein, zwiſchen den Gedanken und die Ausführung ſchlüpft eine ſtörende Sekunde, das Gewollte iſt kaum mehr zu ahnen im Geleiſteten, und unverſtanden, in Wolken gehüllt bleibt uns das innerlichſte Weſen einer bedeutenden Perſönlichkeit! Ach, die Menſchen ſind große Thoren, die ihre Hände zu etwas Anderem brauchen, als zum Säen und Dreſchen! Die ſich damit beſchäftigen, gehen begnügt und unangefochten durch die Welt, indeſſen die Andern raſtlos umgetrieben von äußern und häufiger noch von innern Qualen ſind. Dafür heißen ſie denn nach Jahrhunderten die Großen! die Ewigen! und ſie, die bei Lebzeiten oft keinen Stein hatten, auf dem ſie ihr Haupt ruhen durften, bekommen prächtige Monumente. Da, auf dem Platze an der einen langen Seite des Doms, vor einem modernen Hauſe, liegt ein platter weißer Stein, der Saſſo di Dante. Da hat er oftmals geſeſſen, der alte Dante, das Kinn in die Hand geſtützt, und den Arbeiten am Campanile zugeſehen, die damals Giotto, zum Theil nach ſeinen Anordnungen, leitete. Solch ein wildes, heißes, mächtiges Herz hat auch ſelten in einem Menſchenbuſen geſchlagen. Würd'

er glücklicher geweſen ſein, mäßiger von Empfindung, ruhiger von Wünſchen, wenn ihm die Flamme des Genies nicht über der Stirn gelodert hätte, wie der Stern zu Haupt des Dioskuren? Vielleicht! Vielleicht aber hätte ſich ſein wildes Herz dann in unfruchtbarer Verzweiflung aufgezehrt, und jetzt hat er doch die momentane Erleichterung gehabt, einen Klageſchrei auszuſtoßen, der durch die Jahrtauſende klingt wie der der Propheten. Das Brot der Gnade mußte er freilich eſſen lernen und fern vom geliebten Florenz, in Ravenna, ſterben! Nun prangt ſein Cenotaph in Santa-Croce, wo Florenz das Andenken ſeiner großen Männer ehrt. Aber im linken Flügel im Hofe des Palaſtes Pitti, am äußerſten Ende, iſt ein Monument, das mich gegen die in Santa-Croce und überhaupt gegen alle merkwürdig gleichgültig macht; es iſt einem Eſel geſetzt, der beim Bau des Palaſtes vorzugsweiſe viel Baumaterial herbeigeführt hat. Ein Basrelief verewigt ſeine Geſtalt und eine lateiniſche Inſchrift ſeine Verdienſte. Das iſt ganz allerliebſt, ſolche demüthige Meriten müſſen auch anerkannt werden; doch wenn ich jetzt an die großen Männer in Santa-Croce denke, ſo fällt mir ſogleich der kleine Eſel im Palaſt Pitti ein. Es iſt kläglich, in welche Beſchränkung der Menſch ſich fügen muß! Um begeiſterte Lieder

auszudrücken, in denen der höchste Jubel, der tiefste Schmerz und all die Geheimnisse ertönen, die in der Seele schlummern und sich regen, für seine heiligsten Inspirationen hat der Dichter nichts als das arme, tausendmal durch Lüge entweihte Wort. Um ihre ganze Liebe, das Aufgeben ihrer Selbständigkeit, das stets sich erneuende Opfer ihres Wesens auszudrücken, hat das Weib nichts als die dürftige, tausendmal gemißbrauchte Umarmung. Und um die glorreichste Menschenerscheinung zu ehren, hat man nichts als eine Huldigung, die dem Esel wie dem Genie zu Theil wird.

Die Monumente in Santa-Croce sind weder geistnoch geschmackvoll. Auf Michel Angelo's Sarkophag sitzen in ganz unglaublichen Attitüden drei Gestalten, die wahrscheinlich Malerei, Sculptur und Architektur vorstellen sollen, aber eben so gut als drei Parcen, oder drei Grazien, oder drei Ungeheuer figuriren können. Galilei hat ein schwerfälliges, buntmarmornes Gebäude mit seiner Büste. Auf Macchiavell's Sarkophag hält eine sehr kindisch aussehende Geschichte sein Medaillon. Über Alfieri's beugt sich trauernd die Tragödie oder Italien — ich kann es nicht erkennen, wie mir das häufig mit Canova geht. Dante sitzt oben auf seinem Sarkophag, zusammengekauert, Elbogen

auf dem Knie, und unten ſteht eine ſchmerzgebeugte Geſtalt und eine ſehr martialiſche mit einem Sterne über dem Haupte; ſie zeigt auf den Alten und ſpricht: „Ehrt den hohen Dichter!" Dieſe Worte ſind in Gold darauf geſetzt; ich denke mir, daß ſie dieſelben ſprechen ſoll. Die übrigen Monumente im Hauptgebäude der Kirche intereſſirten mich nicht, ſie ſind ohne Geſchmack gelehrten Leuten geſetzt, die mir gänzlich unbekannt. In einer Nebenkapelle ſteht das des Grafen Michel Oginski, deſſen Polonaiſen ihm einen europäiſchen Ruf bereitet haben; er hat ſich aber keineswegs nach Vollendung derſelben erſchoſſen, ſondern iſt hier vor einigen Jahren als Greis geſtorben. Ihm gegenüber befindet ſich das Denkmal der Gräfin Albany, weniger dadurch bekannt, daß ſie die Gemahlin des letzten Stuart, als daß ſie die Frau war, die Alfieri ſo unſäglich geliebt hat.

In dem nüchternen Saale der franzöſiſchen Schule in der Uffiziengallerie fiel mir ein weibliches Portrait ungemein auf, theils weil es merkwürdig gut gemalt, theils weil die Perſon von einer Schönheit iſt, die ich liebe, und die ich die romantiſche nenne. Ich kann nicht genau definiren, worin ſie beſteht, ſie iſt die Eſſenz einer Perſönlichkeit voll Geiſt und Anmuth und liegt weniger in der Form als im Ausdruck.

Dieſer feſſelte mich ſo, daß mich ihr gepudertes Haar und die ſteife Tracht des vorigen Jahrhunderts nicht ſtörten. Ich ſah nur zwei liebliche braune Augen unter ſchwarzen Augenbrauen in einem blumenzart colorirten Antlitze und einen bezaubernden Mund, der ganz wenig die Zähne ſehen läßt. Man kann nicht ſagen, daß er offen ſei; das klingt viel zu plump! aber er ſchließt nicht ganz, und dadurch kommt eine Nachläſſigkeit, eine ſorgloſe Unbefangenheit, ein graziöſer Muthwille in dies Geſicht, deſſen Augen doch beweiſen, daß es den Schmerz gekannt, d. h. die Augen ſelbſt ſind klar, aber in der Höhle über den breiten Liedern liegen dunkler Gram und tauſend Thränen. — Dieſem gegenüber hängt ein männliches Portrait von demſelben Meiſter, Fabre aus Montpellier. Welch ein Kopf! röthliches Haar, große, hellblaue, hochgewölbte Augen, ſchmale Lippen, die Färbung der Haut, welche untrennbar vom rothen Haar und der Männerſchönheit nicht vortheilhaft iſt, kurz, Elemente zu einem ſtupiden Ausſehen, aber der Ausdruck eines Moſes, der mit unermeßlicher Trauer in das geliebte, unerreichbare Kanaan hinüberſieht. Dieſe Melancholie hab' ich nie in zwei Menſchenaugen gefunden! Die Stirn iſt durchfurcht von mächtigen Leidenſchaften, von eiſernen Gedanken, der ſchmale, kühn geſchwungene Mund feſt

geſchloſſen, der ganze Kopf von ungewöhnlicher Willenskraft, die Hand ſchlank und weiß, ungekrümmt von Gier, unverbraucht von Arbeit; ein Ring mit dem Danteskopfe ſchmückt die Linke.

Ohne zu wiſſen, wen die Portraits darſtellten, hatte ich ſie ſchon öfter mit Theilnahme betrachtet, bis ich zufällig von andern Beſchauern die Namen hörte. Es iſt Vittorio Alfieri und Aloyſie Stolberg, Gräfin Albany, zur Zeit als dies Bild gemalt iſt, nämlich 1794, bereits Wittwe von Karl Eduard Stuart, dem letzten Prätendenten. Er hatte in frühern Jahren ihr und ſich ſelbſt königliche Ehren geben laſſen, doch die Engländer haben ſie nur genannt: „Königin der Herzen". Für Alfieri iſt ſie eine ſolche geweſen. An ſie knüpft ſich das Erwachen und die Entwickelung ſeines Genius; ſie gab ſeinem brauſenden Herzen Befriedigung, ſeiner ſtürmiſchen Seele Raſt; ſie ſtand liebend und erwärmend und tröſtend ihm zur Seite, im Mittelpunkte ſeines Lebens, ſeine Muſe, ſeine Geliebte. Das Leben ſeines Geiſtes ward durch ſie angeregt, darum lebte er auch für ſie, ihr wie einer Göttin wiederbringend, was er von ihr empfangen. Sie theilten fünfundzwanzig Jahre lang alle Sorgen, Mühen und Beſchwerden und alle Wonnen des Daſeins. Kommt mir eine Frau beneidenswerth vor, ſo iſt es

dieſe! Sie war der Pulsſchlag in ſeiner Seele, nicht eine abſtracte, leichenkalte Idee, wie z. B. Laura für Petrarc war. Laura wohnt im Tintenfaß! wenn Petrarc die Feder eintaucht, ſchöpft er die Laura heraus und führt verwunderliche Geſpräche mit ihr. Er drappirt ſich in ſeine Liebe und Anbetung, er ruft ſie an, wie man Apoll und die neun Muſen anruft, in jedem Sonett, jeder Canzone wird zierlichſt, pflichtſchuldigſt ihrer erwähnt, und ſind die Verſe geſchrieben, ſo ſteigt ſie geduldig ins Tintenfaß zurück. Dadurch iſt ſie freilich eben ſo unſterblich geworden als ihr Dichter, und ſeit fünfhundert Jahren ſprechen die Leute von Petrarca's Liebe und von Laura's Triumph. Ich meines Theils wohne lieber im Herzen als im Tintenfaß — der Geſchmack iſt verſchieden! — und die Gräfin Albany ſcheint mir tauſendmal glücklicher geweſen zu ſein, obgleich Alfieri in all ſeinen Schriften kaum ihren Namen mag genannt haben. Nur in ſeiner Lebensbeſchreibung erwähnt er comme de raison häufig ihrer und nennt ſie „la mia donna", Bezeichnung, welche Herrin, Frau, Geliebte, Dame umfaßt. Ich weiß nicht, ob dies von ihm ſelbſt beſchriebene Leben in Deutſchland bekannt iſt. Wenn nicht, will ich es überſetzen. Alfieri's hoher Geiſt und hohes Herz müſſen überall willkommne Erſcheinungen ſein. Starr iſt

er, das iſt wahr, ſchroff, wild, unzugänglich und ſeelenſtolz wie Einer! aber eine ſanftere Färbung würde ſeine eiſerne Willenskraft geſchwächt haben. Von den Fehlern unſrer Vorzüge machen wir uns am ſchwerſten los. Und dann war er ſo einſam in ſeiner Seele, zwiſchen ſeinen Genoſſen und in ſeiner Zeit — das macht ſchroff; und ſo zergrämt über Italiens Schickſal — das macht melancholiſch; und Alles aus ſich ſelbſt geworden, durch ungeheure Anſtrengung und Überwindung — das macht gleichgültig gegen die kleinen Marionettentänze der Welt. Er hat das Leben raſch verbraucht. Immenſe Reiſen, von Liſſabon bis Petersburg und von Neapel bis Upſala, und raſende Leidenſchaften füllen es, oder üſiren es, bis in ſein achtundzwanzigſtes Jahr. Dann kam ſeine Liebe für die Gräfin Albany, die ihm mehr Wonn' und Weh bereitete als all ſeine frühern Neigungen, und zugleich eine ununterbrochene geiſtige, meiſt ſchöpferiſche Thätigkeit. So iſt es ziemlich natürlich, daß bei 54 Jahren die Spannkraft zuſammenbrach. Er ſtarb hier in Florenz, wo er ſeit 11 Jahren mit der Gräfin Albany etablirt war, am 8. October 1803. Sie hat ihn um 20 Jahre überlebt.

Meine Liebhaberei für Kirchen findet hier gar keine Nahrung, ſie ſind ſämtlich unſchön und unvollendet.

Sogar der immenſen Santa-Maria della Fiore fehlt die Façade, und unter der Kuppel iſt eine Partie unbekleidet von Marmor geblieben. Sonſt hat ſie ein ganzes marmornes Kleid an, wie auch der Campanile und das Battiſterio, welches letztere ein alter Tempel des Mars ſoll geweſen ſein. Dieſe drei Gebäude erinnern durch Zuſammenſtellung, Größe und Pracht an die ähnlichen in Piſa, ſtehen aber nach meinem Geſchmacke weit hinter denſelben zurück, weil ſie etwas Schwerfällig-Kaſtenhaftes haben. Es fehlt ihnen der Schmuck der Säulen. Der Campanile in Florenz iſt ein viereckiger Thurm, oben gerade ſo breit als unten, mit einer wahrhaften Marmormoſaik, mit Basreliefs und Statuen geſchmückt. Ich ſehe wol, wie prächtig das Einzelne an ihm iſt, dennoch macht mir das Ganze den Effect eines Futterals. Der Campanile in Piſa hingegen, nach oben ſich zuſpitzend, mit den lichten, offnen Säulenhallen, wäre ein Wunder von Grazie ohne ſeine unſelige Senkung. Der Dom in Florenz mit ſeiner ungeheuern Mutterkuppel und ihrer kleinen Kuppelnfamilie iſt ein enormer Marmorberg und inwendig ganz ſchwerfällig und unſchön, Wände und Gewölbe mit weißem Kalk übertüncht und die Pfeiler von einem grünlichgrauen, theefarbenen Stein, der etwas ſehr Kaltes hat und ſich hart abſchneidet von dem

widerlichen Kalk. Dies gemeine Material ſtößt mich ab; es iſt mir, als faſſe ich eine harte, grobknochige, haarige Hand an. Und ſo ſind hier alle Kirchen, und außer dem Dom die übrigen troſtlos kahl äußerlich, ohne Marmorbekleidung, von grobem Backſtein, dürftig wie im Hemd. Die Zeit, wo man ihnen herrliche Gewänder anzog, ging während des Baues vorüber, gerade wie bei den gothiſchen Kirchen; hier brach man in der Breite ab, dort in der Höhe.

Die Kirche Santiſſima-Annunziata wird durch einen intereſſanten Vorhof mit einem beſſern Kleide angethan. Andrea del Sarto hat Fresken hineingemalt, Scenen aus dem Leben des heil. Filippo Benizzi und vor Allem einen Zug der heiligen drei Könige, welcher ungemein anmuthig iſt. Die Ölgemälde dieſes Meiſters haben etwas Steifes, Starres, ich weiß nicht, was für gerade Arme und Beine; aber ſeine Fresken, und beſonders dieſe drei Könige, welche ich auch der berühmteren Madonna del Sacco vorziehe, ſind ungleich weicher und zarter; oder läßt die mattere Färbung der Freske die Geſtalten nur weicher erſcheinen? Das verſtehe ich nicht zu beurtheilen. Andrea del Sarto malt ganz beſondre Augen, indem er die Höhle niedrig wölbt und dunkel färbt; das giebt ihnen etwas Stechendes; aber der junge lieblichſchöne König, der aus

dem Bilde heraus den Beſchauer anſieht, hat einen ſo innigen, warmen Blick dadurch bekommen, daß ich mich ein paar Mal darauf ertappt habe, ihm wie einem lieben Menſchen zuzunicken. In dieſer Kirche iſt auch ein Wunderbild, welches immer von Kerzen, Lampen, Gold und Blumen funkelt. Der Maler, der es anfertigen ſollte, konnte durchaus nicht in ſeiner Seele das Urbild zum Madonnenkopfe finden und ſchlief tiefbetrübt bei ſeiner Arbeit ein. Erwachend, fand er die Madonna gemalt! ein Engel mußte ſich ſeiner erbarmt haben! Ich habe nie das Bild erkennen und die Kunſtfertigkeit des Engels kritiſch beäugeln können. Aber es iſt auch nicht meine Weiſe, ſolche Engelerſcheinungen zu kritiſiren; dem armen, geängſtigten Maler war die unbekannte Hand gewiß die eines Engels. — Ferner iſt eine prachtvolle Orgel in dieſer Kirche. Wenn nur nicht ſo erſchrecklich weltliche Muſik mit ihr gemacht würde! ihr feierlicher Klang iſt ſo beſchränkt in den liſpelnden Fiorituren der Operntändelei, und ſoll donnern wie der Sturm, auf dem der Ewige dahinbrauſt. „Brülle zart, Löwe", ſpricht Zettel.

Aber die Gegend iſt lieblich und lockend zu Spaziergängen! Eine anmuthige Heiterkeit iſt über das ganze Land gebreitet; es glänzt von Wohlſtand. Doch

giebt es viel Bettler und ſehr unbequeme, denn mit klimpernden Sparbüchſen laufen ſie oft ſtraßenweit mit. Zuweilen ſind ſie recht poſſierlich; ein gewiſſer alter Bettler ruft immer: „Una carità, per l'amor di Diavolo!“ und ein Weib bettelt für ihren Sohn, der vom Teufel beſeſſen iſt, und der ganz friedlich an der Mauer lehnt und Armbewegungen macht, als ob er fliegen wolle. Im Ganzen ſcheint mir aber das Volk fleißig und arbeitſam; unzählige Seidenfabriken beſchäftigen es. Begegnet man Weibern, ſogar kleinen Mädchen, außerhalb der Stadt, ſo gehen ſie immer entweder mit der Spindel, oder häufiger Stroh flechtend zu den florentiner Hüten, die ebenfalls ein glänzender Handelszweig ſind. Von der Schönheit der toscaniſchen Bäuerinnen, die ich habe preiſen hören, iſt mir aber nichts vorgekommen. Wüſtes ſchwarzes Haar und gelbe Geſichter! Die Genueſerinnen haben viel ſchönere Augen und ſehen nicht ſo fatiguirt aus — wahrſcheinlich weil ſie weniger arbeiten.

Die Menge der Villen, Campagnen und Dörfer rund um Florenz den Apennin hinan iſt überraſchend, wirklich wie beregnet ſieht das Land aus. Alle Häuſer ſind weiß oder mit hellen Farben bemalt; dadurch funkeln ſie förmlich im Sonnenlicht und ſpringen wie Blumen aus dem Liliduft hervor, der immer auf

den Hügeln ſchwebt. Vom Kloſter Montoliveto, das ſich unterhalb Florenz am ſüdlichen Arnoufer erhebt, überſieht man die ganze Ebene und die Berge, welche ſie umſchließen. Belloſguardo iſt ein höherer Punkt, von dem man zugleich die Stadt gut überſieht. Aber am maleriſchſten präſentirt ſich dieſe vom Kloſter San-Miniato oberhalb Florenz, wohin man durch einen Cypreſſenhain bei dem Franziskanerkloſter vorbeigeht. Da liegt Florenz mit ſeinen weichen Kuppeln und geraden Thürmen, nicht ſteinern langweilig wie eine große Stadt, ſondern ſeltſam phantaſtiſch durch die originellen Formen ſeiner Gebäude, die mir ganz wie ſteingewordene Pinien und Cypreſſen vorkommen. Sogar San-Miniato, das friedliche Kloſter, trägt den unruhigen, fehdebereiten Charakter der Stadt; ein mächtiges, crenelirtes Gebäude neben der Kirche verkündet, daß es als Feſtung gedient, und wirklich hat Michel Angelo bei der Belagerung von 1529 neun Monate lang ſie behauptet. Ich meine, Michel Angelo muß beſſer Fortificationen gebaut als Bilder gemalt haben! Die Kirche iſt ein altes, hohes, ehrwürdiges Gebäude, aber ſehr verlaſſen, ohne Altäre, mit zerſtörten Fresken. Das Chriſtusbild iſt auch nicht mehr da, das zu folgender Legende Anlaß gegeben.

Ritter Gualberto ritt von Florenz nach San-Mi-

niato. Auf dem einſamen Wege begegnete ihm ein arger Feind ſeiner Familie, der auch ſeinen Bruder erſchlagen und ihm viel Böſes zugefügt hatte. Jetzt zu Fuß und waffenlos, warf er ſich vor Gualberto nieder und bat um Gnade. Der Ritter gewährte ſie ihm; aber nachdenklich ritt er weiter und ſann, ob er auch recht gethan, ſeines Bruders Blut nicht zu rächen, und der Zweifel beklemmte ſein Herz. Geängſtigt kam er nach San-Miniato, warf ſich in der Kirche vor einem Kruzifix nieder und flehte zum Himmel um Erleuchtung; und das Chriſtusbild neigte mild und bejahend das Haupt gen Gualberto. Sein Zweifel ſchwand; aber in tiefſter Seele gerührt durch die große Huld und Gnade des Heilands, that er das Ritterkleid ab, entſagte der Welt, ging in die Einſamkeit von Valombroſa, ſtiftete dort das Kloſter, das noch jetzt beſteht, und ward ein großer Heiliger.

Florenz hat noch einen Heiligen gehabt, Zenobio den Biſchof. Eine kleine weiße Säule ſteht auf dem Domplatze zum Gedächtniß eines ſeiner Wunder, das Ridolfo Ghirlandajo, Dominic's Sohn, durch ein herrliches Gemälde in den Uffizien auch für Profane unſterblich gemacht hat. San-Zenobio, von Volk und Geiſtlichen umgeben, erweckt das einzige Kind einer Mutter vom Tode. Die Glorie, welche Schmerz,

Glaube und Zuverſicht über dies prächtig gemalte und gruppirte Gemälde breitet, iſt unbeſchreiblich.

So hat hier jeder Stein ſeine Erinnerung; und wenn die Kunſt ihn berührt und ihm ihre goldne Faſſung verliehen hat, ſo wird er zum Diamant.

Über die Schönheit eines Gartens läßt ſich eben ſo gut disputiren wie über jede andre; alſo auch über die des Gartens Boboli, der, zum Palaſt Pitti gehörend, an zwei Wochentagen dem Publicum geöffnet iſt. Hecken, Terraſſen, Statuen, Baſſins — was man einen franzöſiſchen Garten zu nennen pflegt; aber Hecken von Myrten und Lorbeer endlos ſich durchſchneidend, hoch, duftend, ſchattig, weitläufig wie ein Labyrinth, ſo daß alles Beängſtigende und Kleinliche ſchwindet, daraus beſteht dieſer Garten, der freilich mit einem engliſchen Parke nicht die geringſte Ähnlichkeit hat. Ich mag ihn gern, denn es iſt mir eine Freude, die fremdländiſchen Bäume ſorglos unter freiem Himmel zu ſehen, die ich ſonſt zu dieſer Jahreszeit nur in Glashäuſern geſehen. Mehr als die Myrten- und Lorbeerhaine intereſſiren mich aber Cypreſſen, Pinien, Cedern, dieſe vom Libanon in den Occident verſetzte melancholiſche Familie, auf deren dunkelm feſten unbewegten Gezweig noch die ganze träumeriſche Stille des Morgenlandes ruht. Wenn ich durch die langen,

ſchweigenden Cypreſſenalleen gehe, denk' ich immer, ſie werden mich führen nach Balbeck oder Palmyra. Keineswegs! zu einer Inſel mit Roſen, Orangen und Fontainen! zu einem Pavillon mit fröhlicher Ausſicht! — Im Norden, unter Schnee und Eis, würden ſie einen geſpenſtiſchen Eindruck machen; hier ſtimmen ſie nur nachdenklich. In der großen Promenade der Caſcinen, welche täglich von Wagen, Reitern und Fußgängern wimmelt, ſind die Pinien von ganz beſondrer Schönheit dadurch, daß ſich ihr Stamm bis zum Beginn der Zweige in ein dickes Kleid von Schlingpflanzen gehüllt hat und eine Säule bildet, und daß ſie dieſe mit ihrer weichen, ſonnenſchirmähnlichen Kuppe überwölben. Nichts iſt maleriſcher als dieſe ſanften Formen gegen den roſenrothen Abendhimmel. Dazu hat die Pinie eine ſchöne, ſaftgrüne Farbe, nicht ſo ſchwärzlich wie die Cypreſſe und die immergrüne Eiche. Das Laub rieſelt herab von Ahorn und Akazie, Kaſtanie und Katalpa — es iſt Ende October; allein die immergrünen Bäume haben hier die Oberhand, und die Sonne ſcheint ſo warm und funkelnd auf die reiche Erde herab, als wolle ſie es beweiſen, wie lieb ſie Italien hat.

In Rom.

Das iſt wahr, die alten deutſchen Kaiſer hätten herbe Mühſeligkeiten auf ihren Römerzügen zu erdulden, aber doch keine Fahrt mit dem Vetturin, die Glücklichen! — Doch erſt eine Frage. Wär' es nicht möglich, die italieniſchen Regierungen zu beſtimmen, daß ſie die Räuber, welche grade jetzt ſehr impertinent ſein ſollen, öffentlich und unbefangen in Schutz nähmen und auf der Grenze von den Reiſenden ein Gewiſſes erhöben, z. B. 2 Procent. Dadurch hätte man Ruhe, könnte unbeſorgt ſein Reiſegeld mit ſich führen, das man ſich jetzt von Stadt zu Stadt auszahlen läßt, und auch noch Vortheil, indem die Banquiers es nicht unter 3 Procent thun.

Schritt vor Schritt, Hügel auf Hügel ab, durch unendliche Öden, verfallne Städte, ſchmutzige Dörfer, über einen vulkaniſchen geängſtigten, ſchlechtbebauten Boden geht vier und einen halben Tag der Weg über

Siena nach Rom. Ich war in Verzweiflung über dieſe unerklärbare, tödtliche Langſamkeit, da unſer Wagen gar nicht ſchwer bepackt war und der Vetturin bei dem geringſten Maulwurfshügel, alſo wenigſtens drei Viertheile des Weges, zu ſeinen drei Pferden noch zwei andere ſpannte. Hier löſte ſich mir das Räthſel. Die Vetturine dürfen nur eine gewiſſe ſehr geringe Meilenzahl täglich fahren, um der Poſt nicht zu ſchaden.

Der ſchöne Dom von Siena war der Lohn für die erſte Tagereiſe. Er iſt nicht groß, aber von glücklichen Proportionen und vollendet, außen und inwendig mit Marmor, ſchwarz und weiß geſtreift, bekleidet. Rein gothiſch iſt er nicht, glaub' ich; in den Verzierungen ſind wol Willkürlichkeiten; gegen die ſchweren und doch ſo dürftigen florentiner Kirchen aber, in denen ich gar keine Ruhe finden konnte, gab er mir Heimatsgefühle. Seine Libreria iſt ſehr berühmt, theils wegen der Meßbücher mit Miniaturen, theils wegen der Fresken von Pinturicchio, die in großen Feldern die Wände bedecken, ſehr wohl erhalten ſind und das Leben des Papſtes Pius' II (Äneas Sylvius Piccolomini, eines Sieneſen) darſtellen. Eins dieſer Gemälde iſt die Kanoniſation der heiligen Katharina von Siena, derjenigen, die auf ſo viel lieblichen Bildern den Ver-

lobungsring vom Chriſtuskinde empfängt, Kloſterfrau und eine Sieneſin war. Die heilige Katharina mit dem Rade war aus Alexandrien und litt das Martyrthum, und ein Jahrtauſend trennt die Namensſchweſtern. — Auf einem andern Gemälde vermählt der Papſt Kaiſer Friedrich III. mit Eleonore von Portugal. Der Kaiſer iſt in vollem Coſtüm, hat aber einen Stiefel und einen Pantoffel an. Warum nicht zwei Pantoffeln? ſein ganzes Leben war ein Gang in ſchleifenden, matten Pantoffeln. Dieſer eine choquirt mich. Wo einer iſt, hab' ich mir ſagen laſſen, da gebührt er der Frau. — Eine graziöſe Marmorkanzel von Nicolo Piſano erinnerte mich an das unvergeßliche Piſa und eine ähnliche von ihm im Battiſterio dort.

Von den jetzt folgenden drei und ein halb Tagen hab' ich gar keine Erinnerung; ſie ſind aus meinem Leben geſtrichen, geſtohlen; denn ſobald das Einerlei über mich einbricht, verfalle ich in Apathie, in eine Art von geiſtiger Starrſucht — ein recht erbärmlicher, ſchmachvoller Zuſtand! Hätte ich mich nicht freuen können, ſo lange in der Erwartung Roms zu ſein? oder hätte ich mich nicht vor Räubern fürchten können? oder dem Himmel demüthig danken für dieſe Übung meiner übungbedürftigen Geduld? oder irgend etwas? — Aber nein! ich verſank in bodenloſe Schwermuth über

die unendliche Monotonie des Lebens, das für uns in allen fünf Welttheilen oder zwiſchen unſern vier Wänden immer daſſelbe bleibt. Dazu erinnerten mich der graue Himmel, der Nordoſt, der ſcharf über den Apennin ſtrich, und die dürftige Vegetation ſo lebhaft an Norddeutſchland, daß ich mir ſelbſt ganz thöricht vorkam, ein paar hundert Meilen zu fahren, um das zu ſehen, was ich mit der größten Bequemlichkeit aus meinem Fenſter ſehen konnte. Mit einem Male ſang eine Lerche und ein ſchmaler Sonnenſtral fiel auf eine Pinie. Es war bei Viterbo, am 31. October. Das leichte Tiriliren und das blaſſe Licht fiel in meine Seele hinein wie eine Sternſchnuppe. Ich dachte:

Unter den Kränzen von Dornen, von Roſen
Furcht ſich die Stirn und ermattet die Hand;
Möge die Welle hier lispeln, dort toſen,
Jegliches Schifflein erreichet das Land.

Biſt du der Freuden ſatt, oder der Thränen,
Endlich doch ſinket die Bürde herab;
Ob der Genuß dich beglückt, ob das Sehnen —
Einerlei iſt's, wenn du ſchlummerſt im Grab.

Haſt du die Erde voll Unruh durchſtrichen,
Meere durchſchiffet, erklommen die Höhn,
Oder du biſt nie der Heimat entwichen —
Hier wie dort haſt du nur Schatten geſehn.

Jauchze im Jubel und zürn' in der Klage,
Beides verhallt wie ein Harfenaccord;
Einer ruft Antwort, ein Andrer die Frage,
Ach, und die Wahrheit ſchwebt mittendurch fort.

Fern aus dem Himmel und nah auf der Erde
Ringſt du nach Grüßen von Frieden und Glück;
Sitzen ſie endlich bei dir an dem Heerde,
Bebſt du vor welken Geſtalten zurück.

Über den Pinien wie über den Eichen
Singet die Lerche ihr fröhliches Lied,
Während der Menſch unter Pinien und Eichen
Nimmer den Feſſeln des Schmerzes entflieht.

Oder ſollte es keine Lerche geweſen ſein, ſondern ein Käuzchen? — Um dieſe einſame Pinie gruppirten ſich Weinberge, und die ſehen hier ganz anders aus als in Deutſchland. Ich kenne nichts Langweiligeres als die deutſchen Weinberge, wo die Stöcke neben einander ſtehen, gerade, ſteif, wohlgeſchnürt wie Soldaten bei der Parade, und wo jeder Berg einem Frauenkopfe gleicht, der ganz friſch aus den Händen des Coiffeurs auftaucht, ein Löckchen wie das andere gedreht, gleich kurz, gleich lang, gleich glatt; das macht mich gähnen. Die italieniſchen mit ihren rankenden und ſchwankenden, muthwillig kletternden, nach-

läßig herabhangenden Reben ſind unfriſirte Köpfe voll natürlicher Anmuth und ſehr maleriſch.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter erhob ſich die Kuppel von St.-Peter wie ein Berg über den Leichenacker der Campagna. Ich ſage Leichenacker, nicht weil ſo viele Millionen in Krieg und Sieg hier gefallen ſind, nicht weil das Unbewohnte, Menſchenleere der Gegend den ſchauerlichen Eindruck der Abgeſtorbenheit giebt, ſondern weil wirklich die Campagna ganz genau wie ein immenſer Leichenacker von Hünengräbern ausſieht; Hügel reihet ſich an Hügel, und die ſind mit nichts bewachſen als mit Gras und niedrigem Geſtrüppe. Im Frühling ſoll dies Gras prächtig, mannshoch, mit Blumen durchwebt ſein und große Viehheerden ſollen es durchirren, von Hirten bewacht, die melancholiſche Lieder ſingen; aber jetzt, abgemäht oder verdorrt, hatte der Erdboden die welke, bräunliche Farbe, die das letzte Stadium des Herbſtes bezeichnet und bei uns dem Schnee vorhergeht. Und über dieſen trüben, erdgewordenen Wellen hob ſich die Peterskuppel wie ein Pharus in die Wolken, und das ganze große, weitläufige Rom, mit ſeinen unzähligen Kirchen und Paläſten, lag wie ein Kartenhaus daneben oder darunter; und ich wollte, ich hätte ſie nie anders als in der Entfernung von zwei Meilen geſehen. Denn die Peters-

kirche iſt wie ein großer Mann! Beide müſſen aus der Ferne beurtheilt werden, ſie des Raums, er der Zeit wegen, da verſchwinden Beider Eitelkeiten, Schwächen und Flecken, und nur die Größe bleibt. Ich aber breitete wie ein echter Pilger, todtmüde, ſehnſüchtig die Arme nach ihr aus.

Das Erſte, was ich that, als ich Rom erreichte, war, daß ich vierzehn Tage krank war, ich, die nie krank bin (unberufen! muß ich aus alter abergläubiſcher Gewohnheit ganz raſch und beſchämt hinterher ſagen); denn der Sirocco wehte! Der Sirocco iſt mein Vampyr, ein geſpenſtiſches Ungeheuer, das mich langſam umbringt. In der afrikaniſchen Wüſte heißt er Samum und ſoll auf der Stelle tödten, wenn man ſich nicht mit dem Geſicht auf die Erde wirft. Ich weiß nicht, ob das Übertreibung iſt, aber ich traue dieſem Winde, ehe der Atlas und das mittelländiſche Meer ſeine ächt afrikaniſche Wuth abgekühlt haben, alles Bösartige zu. Genug, er wehte hier, und wenn er mit ſeinem fieberheißen Krankenhauche ſo viel eiſenfarbige Wolken zuſammengetrieben hatte, daß ſie handgreiflich die Atmoſphäre erfüllten, ſo regnete es, wieder ganz kränklich-lau; dann ſchien die Sonne ein wenig, als wollte ſie all die Trübſeligkeit Lügen ſtrafen, und verſchwand plötzlich von Neuem vor dem Sirocco. Grade

dieſer zwiſchen Herbſt und Winter ſchwankende Monat ſoll vorzüglich von ihm beherrſcht werden. Weſſen Nerven nicht geſtählt ſind gegen den Einfluß des Wetters, darf nie in dieſer Zeit herkommen, ſie werden fürchterlich deprimirt. Doch vertheidigte ich mich herzhaft dagegen und ging anfangs überall umher, weil ich immer fürchte, daß die Nerven mich tyranniſiren möchten, wenn ich ihnen nicht zuvorkomme; und ſo ſchleppte ich mich hin, bis eine Krankheit ausbrach. Darauf iſt es gut geworden und beſſer als zuvor. Eine Krankheit iſt nie zu fürchten; ſie hebt Leib oder Seele aus verroſteten Angeln; aber das Kränkeln ſehr, weil es eben dieſen Roſt anſetzt.

Und nun bin ich in Rom, dieſer merkwürdigen Stadt, wo das Todte lebt und das Lebende todt iſt. Zuweilen läßt man ſich Perſonen beſchreiben, für die man ſich intereſſirt, und die man gern kennen lernen möchte, haarklein, von Kopf zu Fuß, ihre Manieren, ihre Gewohnheiten, und danach arrangirt man ſich ein Bild. Dann ſieht man ſie, und, es iſt wahr! ſie haben ſolche Augen, ſie ſtehen ſo, ſie reden ſo; allein der unfaßbare, unbeſchreibliche Hauch des Lebens, den kein Wort wiedergeben kann, macht, daß die Beſchreibung uns gar nicht für den Gegenſtand zu paſſen ſcheint. Ich hatte mir von Menſchen, Bildern und

Büchern ſo viel von Rom erzählen laſſen, daß ich tout bonnement glaubte, ich ſei ſo gut darin zu Hauſe als in Berlin oder Dresden. Ich hab' auch Alles ganz richtig gefunden, das Coliſeum, das Pantheon, die uralten Obelisken, die geſchwätzigen Fontainen, Alles! aber Alles ganz anders, ſchärfer, beſtimmter, Manches grandioſer, Vieles kleiner. Wer nicht geliebt hat, weiß nichts von Liebe, und hätte er tauſend Liebeslieder geleſen; wer nicht in Rom war, hat keine Vorſtellung von Rom.

Es iſt ein Perſepolis, ein Königsgrab, ein rieſenhaftes Monument für alle Kronen, welche von den bleichen Stirnen Derjenigen gefallen ſind, die ſeit den tiefſten, fabelhaft-dunkeln Jahrhunderten in allen Richtungen der Entfaltung menſchlichen Weſens hier geherrſcht haben. Wenn ich im Forum unter den Bäumen gehe, die neben der Via Sacra der alten Triumphatoren eine magere Promenade bilden, auf welcher vorzüglich Kinder, Prieſter und Reiſende zu finden ſind; wenn die todten Blätter mit ihrem welken, papiernen Schalle von den Zweigen mir vor die Füße rieſeln, ſo denk' ich immer an all die Kronen, welche der Sturm oder der Hauch der Zeit alſo in den Staub geworfen hat. Und was für Kronen! Das Diadem des Königs, die Binde des Prieſters, der Kranz des

Bürgers, der Lorbeer des Helden, der Dornenkranz des Märtyrers, die Aureole des Heiligen, die Tiare der Päpſte, die Kaiſerkrone und wieder ein Lorbeerzweig, aber ein anderer, der friedliche des Künſtlers, der mit Roſen und Neſſeln durchflochten ſein ſollte — Gott, welch ein Muſeum! und dazu das der Trophäen, welche dieſe Kronenträger errangen — darin iſt gut Geſchichte ſtudiren! — Und wohl dem, der es kann, der es mag! der Nachforſchungen darüber anſtellt, ob der Tempel des capitoliniſchen Jupiters links vom Capitol unter dem Palaſt Caffarelli, oder rechts vom Capitol unter der Kirche Ara Cöli geſtanden! Der hat doch ein kleines Amüſement, eine Zerſtreuung, was weiß ich! Aber ich ſetze mich im Forum auf irgend ein Getrümmer und hänge zwei traurigen Hauptgedanken nach: der eine iſt eine unermeßliche Sehnſucht nach dem alten Griechenland, denn das Schönſte, was Rom hat, ſind Überbleibſel und Nachahmung helleniſcher Kunſt; und ein unermeßlicher Widerwille gegen dies mark- und thatloſe Jahrhundert, das nur gelehrt iſt und nur thätig, und ſich mit all ſeinem Witze und ſeiner Wiſſenſchaft neben der Vergangenheit ausnimmt wie ein Tertianer neben einem Heros. — Hier, däucht mir, könnt' ich Alles verſchmerzen, das Liebſte entbehren; ſo gleichgültig wird man gegen die Gegenwart,

ſo ſchrumpft ſie ein vor dieſen Zeugen der Jahrtauſende, ſo dürftig erſcheint das eigene enge Leben, in welchem nichts groß iſt als der Durſt nach Größe, nach fremder oder eigener — einerlei! aber nach Größe. Es iſt ein melancholiſcher Ort, Rom. Und wie glorreich einſt, als all dieſe Tempel ſtanden und ihre Götter hatten! Wo waren aber die Häuſer, die Wohnungen der Menſchen? Die Kaiſer und Götter, ſeh' ich wol, ſind gut verſorgt. Ach wir, mit unſern hunderttauſend häuslichen Bedürftigkeiten, welche Jeden einſam in ſeine vier Wände ſchließen und ihn fremd und gleichgültig machen für das Leben der Welt, wir begreifen gar nicht dieſe rege, bewegte, mittheilſame Zeit, wo Keiner vereinzelt ſtand, wo Alles in lebendigſter Wechſelwirkung war und, wie die Berührung von Stein und Stahl, Flammen hervorrief, wo das Leben eines Mannes eine That und ſein Haus das Forum war! — Wol braucht das Schickſal immer Flammen, um die verdorbene Atmoſphäre der Welt zu reinigen; aber mir kommt vor, als würden ſie jetzt aus der Reibung von faulem Holz hervorgerufen. — In der großen Zeit Roms — nur die Republik verſteh' ich darunter — war der Mann auf dem Forum zu finden, und das Weib brauchte kein großes Haus, es machte ſich nicht breit, es war beſchränkt glücklich und darum mit der Enge

zufrieden. In der Kaiſerzeit deſertirten die Männer vom ernſten Forum in die weichlichen Thermen und gaben den Weibern das Beiſpiel und das willkommene Recht der Üppigkeit, und dann, um die Nerven zu ſtärken und das Blut zu erfriſchen, begegneten ſich beide Geſchlechter bei den wuthzitternden Spielen der Amphitheater.

Trajan hat auch ein Forum gebaut, worauf die prächtige Säule mit ſeinen Siegeszügen prangt. Was das aber für einen andern Charakter hat! Es macht mir den Eindruck einer Parodie des alten. Was konnte denn hier verhandelt werden? Ein paar Rechtsfälle! Was konnte hier geſchehen? Man konnte ſprechen. Sogar die Ruinen dieſes Forums ſehen glatt, anſtändig und wohlerzogen aus, wie ſich das für gehorſame Unterthanen ſchickt. Sie müſſen eine doppelte Colonnade gebildet haben, denn vier Säulenreihen ſtehen gleichmäßig einander gegenüber, alle ungefähr in der Mitte des Schaftes abgebrochen, einige drüber, die meiſten darunter, und die trajaniſche Säule erhebt ſich in ihrer ganzen Höhe hinter ihnen, ſtatt der Statue des Kaiſers die von St.-Peter tragend. Mir fallen dabei immer die Zöglinge der Propaganda ein, die paarweiſe vor ihrem Lehrer her und ſpazieren gehen. Es iſt ſeelenlos, dies Forum. Hingegen das alte,

das lebt und webt! Da donnerte Tiberius Gracchus, da überredete Cicero, da bezauberte Cäsar! Da rollten die Scipioniſchen Siegeswagen, da ging Jugurtha, der gefangene numidiſche Löwenkönig, und aus den Feſſeln des Triumphzuges in die nahen mamertiniſchen Gefängniſſe, zum Hungertode. Da ging die ſtolze Zenobia, gefangen, an goldenen Ketten, doch nicht in den Tod, ſondern in eine heitre Villa, wo ſie ihre ferne Heimat und den Verluſt Palmyras verſchmerzte. Es iſt wunderbar, wie gering Frauen eine Krone achten! Dido tödtete ſich wegen der Treuloſigkeit des „frommen Äneas"; Lucrezia, um mit ihrem Blute ihre Schmach abzuwaſchen; Arria, um ihrem Manne Muth zu geben; Porcia, um eine Welt zu verlaſſen, in der Brutus nicht mehr war; um den Verluſt einer Krone hat ſich nie eine Frau getödtet; aber was man verſchmerzen und entbehren kann, das braucht man nicht! wofür wir nicht bereit ſind unſer Leben zu laſſen, das gehört uns nicht.

Ja, die mamertiniſchen Gefängniſſe, welche ſchon Ancus Martius bauen ließ, mit ihrer Treppe der Gemonien, auf die man die Leichname der Hingerichteten warf, die ſchützten auf der einen Seite das Capitol, und auf der andern drohte der tarpejiſche Felſen. Strenge herrſchte gegen Feinde und Verräther. Aber

als die Kaiſerpaläſte ſich in unbeſchreiblicher Herrlichkeit drüben auf dem Palatin erhoben und höhnend in das alte Forum hinunterſahen, als Antonin in daſſelbe einen Tempel der „göttlichen Fauſtina" errichten ließ, da hatte bereits in der unterſten Höhle jener Gefängniſſe der arme alte Fiſcher aus Paläſtina mit ſeiner göttlichen Sendung geſchmachtet und auf dem Janiculus den Kreuzestod, aus Demuth mit dem Kopfe nach unten, erlitten; da fingen die Katakomben an die Stadt der Welt zu unterminiren, und das Reich der Welt baſirte nur noch auf einem Vulkane.

O kommt ins Coliſeum, es iſt ganz nah, man geht vom Forum durch den Triumphbogen des Titus, deſſen Basreliefs die Zerſtörung Jeruſalems, den ſiebenarmigen Leuchter aus dem Tempel, die Vernichtung des alten Geſetzes zeigen; das konnte Rom noch überwinden, das neue nicht mehr. Die Bluttaufe, welche das Chriſtenthum dort im Coliſeum empfangen, hat es ſtark gemacht zur Beſiegung der Welt. Ja, damals hatte es die Welt überwunden und in den Maſſen gezeigt, welche Stärke der Einzelne durch die Gotteskraft empfängt, die Glaube heißt. O! für eine Idee zu ſterben iſt leicht, und in Martern zu ſterben iſt nicht ſchwer! aber gehöhnt, aber verachtet, aber mit Füßen getreten zu werden, und nicht einen Moment

das Gefühl ſeiner Würde zu verlieren, nicht einen Moment zu zweifeln an der Hoheit ſeiner Natur und der Gerechtigkeit ſeiner Sache, und in den Tod zu gehen wie ein feſter, ſiegesfreudiger Held, nicht wie ein zitternder Sklave oder ein trotziger Verbrecher, die ſich in einem Rauſche Standhaftigkeit getrunken haben, das iſt ſelten! ſo ſelten, daß man z. B. jetzt, wo man ſich aus Deſperation über ſeine innere Leere in eine unauslöſchliche Lachſucht wirft und alle Dinge lächerlich zu machen ſucht, die man nicht nachahmen kann oder mag, auch über dieſe alte Glorienzeit des Chriſtenthums gelacht hat. Thut nichts! Märtyrer behalten immer recht.

Aber das Coliſeum? — Alle Welt kennt es, Veſpaſian's immenſes Amphitheater, nicht wahr? ſo viel Fuß lang, ſo viel Fuß breit — ich kann nur Jahrszahlen, keine Rechenzahlen behalten — mit den drei Säulenordnungen und ganz oben mit korinthiſchen Pilaſtern, um die äußere Mauer herum, die von Arcaden durchbrochen iſt. Drinnen iſt's lebendig, und wie, das kann Niemand wiſſen, der nicht in der Mitte auf den Stufen des Kruzifixes geſeſſen und mit eigenen Augen Alles geſehen hat. Die untern Arcaden bilden die Behälter für die thieriſchen und menſchlichen Kämpfer, zwei mächtige Eingangshallen ausgenommen.

Da brüllt der Löwe, da fletſcht der Tiger die Zähne, da hofft der Gladiator, da betet der Chriſt. Darüber, in der erſten Balkonreihe, etwas zurückſpringend, ſitzen der Kaiſer, die ſtolzen Senatoren, die zarten Veſtalen; auf der zweiten die Ritter, auf der dritten und vierten das Volk. All dieſe Balkons treten je höher nach oben deſto mehr zurück und geben dadurch dem innern Raume herrliche Freiheit und Weite. All die Köpfe übereinander wogen wie eine ſteigende Meerflut; dann, wenn die Kämpfe beginnen, werden ſie unbeweglich, athemloſe Spannung herrſcht, in hunderttauſend Augen hat ſich der Ausdruck des Lebens concentrirt, wildes, glühendes, wahnſinniges Verlangen nach Blut! Geduld! es fließt ja ſchon in Strömen! der Löwe wird gleich Sieger und der Gladiator eine zerfleiſchte, formloſe Maſſe ſein. Freut euch, er iſt's! der Menſch ſchwimmt in Blut, ſeine Glieder zucken, ſeine Eingeweide rauchen, Knechte ſchleppen den erſtarrenden Leichnam hinweg; die Beſtie triumphirt. Brüllt ihr Beifall, und daß andre Kämpfer kommen!

„Welche ſittliche Entartung! Welche freche Verderbtheit, um an dem blutigen martervollen Tode eines Menſchen ſich zu weiden! Der Roheſte in unſrer Zeit würde ſich empört wegwenden! Barbaren, die Römer!" Ja wol! Ihr habt ganz recht: Barbaren; mitten in

ihrem Luxus, in ihrer Verfeinerung, in ihrer Herrſchaft, in ihrer Genußſucht, in ihrer Kunſt — Barbaren! ungefähr ſo, wie man es heutzutag iſt, aber nicht ganz ſo arg. — „Welche Übertreibung, immer exagerirt bis zum Halsbrechen! wo denn, wie denn, heutzutage?" — In die Sixtiniſche Kapelle, ich bitte! Geſtern war der Jahrestag von Pius' VIII. Tode, und es wurde ihm eine Seelenmeſſe geleſen in Gegenwart des Papſtes und aller Cardinäle; während der dabei gebräuchlichen Ceremonien hub eine Vocalmuſik an. Alle Welt weiß, wer dieſe Sänger ſind. Sie ſangen! Ich kenne längſt, von der katholiſchen Kirche in Dresden her, dieſe Stimmen, welche mich wie die Glocken einer Harmonika mit eiſigem, ſchneidendem Schauer durchrieſeln. Aber dort ſind zwei oder drei ſolcher Leute; ſie ſingen mit prächtiger Inſtrumentalbegleitung und in einem Chor von Knabenſtimmen, das bricht ihren Effect. Hier ſie, ſie allein — der Baß natürlich daneben, wie ein Troſt, wie eine Stütze. Wenn man ſich die Ader ſchlagen läßt, ſo giebt die Berührung der Lanzette zwar keinen eigentlichen Schmerz, aber eine peinliche, nervöſe Empfindung; dann, wenn das Blut fließt, wird es mir leicht und lieblich zu Sinn. Als der Geſang anhub mit ſchneidender, unirdiſcher Klarheit, griff eine Kralle mir in die Bruſt

bis aufs Blut; es floß, und die Seele ward frei und verſank in die Töne. O dieſe Töne! dieſer Wechſelgeſang von Verzweiflung und Wonne, wie ſpricht er die Geheimniſſe jedes Menſchenherzens aus! Bald ſchweben die Töne aus den Chören des Himmels herab, bald gellen ſie empor aus den Qualen der Verdammten! Jetzt flehen ſie um einen glorreichen Platz im Paradieſe, jetzt ſchreien ſie nach der verſiegten Herrlichkeit der Erdenwelt! und dann, wenn ſie ſich beſinnen, welch eine unendliche Klage in dem zitternden Aufſchwung, welch eine tantaliſche Sehnſucht in dem langen, gehaltenen Tone, der wie ein Lichtſtral durch die Finſterniß dringt! Und welche Bilder zogen auf dieſen Klängen vorüber! In ſolchem Ringen und Verlangen lag Franziscus, als er die Wundenmale empfing, und Thereſia, als der Engel ihr Herz durchbohrte, und Alle, Alle, die das Ewige ſuchen und vom Vergänglichen ſich umſchlungen fühlen, oder, wenn ſie es zerriſſen haben, zu jenem Frieden übergehen, von dem nicht zu ſagen iſt, ob er der Schwermuth der Entſagung oder der Schwermuth des höchſten Glückes entkeimt. Denn auch ſolche Töne erſchollen, aus dem Grabe oder über dem Grabe des Herzens, ſüßmelancholiſch wie der Tod oder wie die Seligkeit.

Ob die Muſik auf alle Zuhörer ſolchen Eindruck

gemacht, kann ich freilich nicht wiſſen; doch wenn wieder Meſſe in der Sixtiniſchen Kapelle ſein wird, wird der Zulauf eben ſo groß und in der heiligen Woche unerträglich ſein. Man wird ſich drängen, ſchieben, ſtoßen, voll Ungeduld, voll Neugier und Erwartung, wie die Römer in ihrem großen Amphitheater, ſo wir in der engen Kapelle. Sie erniedrigten die Menſchen zu ihrem Vergnügen; wir thun daſſelbe. Wo iſt da der Fortſchritt der moraliſchen Veredlung? Sie tödteten die Menſchen, wir verachten ſie; mir däucht, wir ſtehen tiefer. Kann nicht eine Römerin bei jenen Spielen ihre Gedanken von Kampf und Sieg und Glorie gehabt haben, ſo gut wie ich die meinen hatte während des Geſanges? Aber wir hüllen uns in die roſenrothe Raffinerie der Kunſt und wollen bei unſern ſublimen Genüſſen keine Gemeinſchaft haben mit der handgreiflichen Barbarei des Alterthums. O, wir ſind ſaubre, geſittete Leute, ſo fein, daß ich in das Coliſeum zurückfliehe.

Ich bringe auch wirklich die Hälfte meiner Tage darin zu. Bei Sonnenuntergang muß man es ſehen, wenn das röthliche Geſtein ganz blutroth übergoſſen iſt, und das Gebüſch in den zerfallenen Bogen und Gängen wie grüner Sammet mit goldenem Schimmer glänzt, und die langen Sonnenſtralen neben den

mächtigen Schatten liegen, und die einzelnen Arcaden Rahmen um kleine Bilder ausmachen. Eins ist ganz besonders lieblich: drei Cypressen vom Cölius stehen darin, weiter gar nichts, und der reine blaue Himmel bildet den Hintergrund. Ein kleines wunderschönes Monumentchen! — Aber im Mondlicht muß man auch das Coliseum besuchen: dann erscheint es vielleicht am riesenhaftesten; dann hebt sich die gewaltige Masse förmlich erdverfinsternd gegen den vaporösen Himmel empor und streitet wie ein böser Dämon mit dem zarten Mondlichte; dann ist Busch- und Mauerwerk einfarbig, schwärzlich-grau; dann liegt, ich weiß nicht welche Desolation wie ein zerrissener, profanirter Trauerschleier über dieser Stätte, und sie kommt mir vor wie ein Sarg, um den man wüste Orgien gehalten. Es war kalt neulich Abends, so kalt, daß ich mich fröstelnd in meinen Mantel wickelte. Der Mond nahm zuweilen eine regenbogenfarbige Wolke wie einen Fächer vors Gesicht; dann wurde es beängstigend dunkel. Ich fürchtete mich, so unbestimmt, vor Allem, denn Finsterniß und Kälte sind die Heimat des Bösen. Und plötzlich tauchte der Mond auf mit hellem, beinah grellem Schein, der ohne Kraft und ohne Wärme ist und mich immer berührt wie ein Leichenfinger. Der Mond ist nur gut, wenn man Liebesgedanken hat,

weil er die ganze Welt blaß überhaucht und blos das geliebte Auge verklärt; und gerade dies begehrt man. Aber zur Beleuchtung allgemeiner Gegenstände iſt er mir zu mattherzig.

Einmal waren wir im Coliſeum, als ein Kapuziner darin predigte. Vierzehn Altäre mit den Leidensſtationen Chriſti ſind nämlich im innern Raume errichtet und ſtehen im Oval rings an der Mauer zwiſchen Bruchſtücken von Säulen, die von oben herabgefallen ſind und ihre koloſſalen Trümmer, zum Theil mit graziöſer Arbeit geſchmückt, im Staube liegend ausbreiten. Die vierzehn Altäre mit ihren blaſſen Fresken ſind ganz unſcheinbar, man bemerkt ſie nicht, oder man vergißt ſie. Mich haben ſie nie geſtört. Auch das Kreuz in der Mitte nicht; aber dafür macht es auch nicht den Eindruck wie das Kreuz im Campo Santo zu Piſa, wo Alles zur Ehre und Verherrlichung deſſelben gebaut und gebildet und von Anfang an mit ihm in Harmonie war. Hier mag es wol bedeuten ſollen, daß ſich das Kreuz triumphirend da erhebt, wo man verſucht hat es zu zerbrechen; allein dies nämliche Wort wird uns von ſtummen, gewaltigen Zeugen, von den Ruinen einer Welt, ſo eindringlich zugerufen, daß die kleine äußere Mahnung nichtsbedeutend iſt. Unſichtbar muß das Kreuz über den

Stätten und Tempeln der Götter ſchweben, und es iſt an manchen Orten eben ſo lächerlich als abſtoßend, zu ſehen, wie der geiſtliche Hochmuth und die barbariſche Frömmigkeit ſich bemüht haben, gerade das Gegentheil zu bewerkſtelligen. Da iſt z. B. auf dem Forum, oder, wie es jetzt heißt, Campo Vaccino, der Tempel der Fauſtina geweſen; ſechs korinthiſche Säulen tragen den Fries, worauf noch ihr und Antonin's Name deutlich zu leſen, und eine zierliche Arabeske mit Greifen läuft an den langen Seiten hin. Dieſe armen Säulen ſind zum Periſtyl einer kleinen plumpen odiöſen Kirche gemacht, die immer albern und ſchwerfällig ausſehen würde, doch jetzt wirklich wie eine Kuh in einem Tempel. Das berühmte Zeitalter der renaissance war keine Wiedergeburt, ſondern eine Mißgeburt des guten Geſchmacks.

Der Kapuziner predigte in der Todtenwoche, welche mit dem Tage Aller-Seelen beginnt, und zwar zum Beſten der armen im Fegfeuer ſchmachtenden Seelen. Es war ein junger Mann mit einem wunderſchönen Organe, der ganz langſam und tönend ſprach, drum konnt' ich ihn ſehr gut verſtehen. Er ſagte: „O ihr Barbaren! Wenn euer Bruder im Waſſer läge und euch anflehete, ihm die Hand zu ſeiner Rettung zu reichen, würdet ihr ſie ihm nicht augenblicklich und

freudig geben? Warum gebt ihr denn nicht eine Kleinigkeit von eurer Habe zur Rettung der armen Seelen, die euch anbitten, anflehen und anschreien. Gehört denn mehr Barmherzigkeit dazu, einen Obolus, als die Hand zu reichen? O ihr Leichtsinnigen und Barbaren! Zu euren Festen und Freuden verschwendet ihr übermüthig das Eure, und an die armen verschmachtenden Seelen, deren Zustand ihr durch eine Kleinigkeit erleichtern könntet, denkt Keiner! Keiner!" — Es ist unglaublich, aber wörtlich so hat er geredet! Höchstens drei Dutzend Menschen hatten sich um ihn versammelt, und ich bemerkte nicht, daß ein Einziger durch diese Ermahnungen bewogen wurde, sein Scherflein in die Sparbüchse zu werfen, welche ein Vermummter von der grauen Brüderschaft schüttelte. Warlich! ein Gladiatorenkampf würde unsrer Zeit nicht fremdartiger sein als diese Predigt. In jener Woche hatten verschiedene Kirchen Ausstellungen für denselben Zweck gemacht, z. B. Moses, der aus dem Felsen das Wasser schlägt und dergl. Dahin war ein ungeheures Gedränge, und da wir zufällig an einer solchen Kirche vorübergingen, traten wir neugierig hinein; doch eine uns unbekannte Heiligengeschichte von schauerlichen Wachsfiguren erbaute uns nicht sehr. Die Menge gaffte mit großer Theilnahme, und die Almosen be-

wieſen ihre Zufriedenheit; der Klang der geſchüttelten Sparbüchſen war ſchwer. Für dieſen Ertrag werden allgemeine Seelenmeſſen geleſen.

Geſtern war ich im Coliſeum und ſaß wie gewöhnlich auf den Stufen des Kreuzes. Leute vom Volk gingen vorüber, und eine Frau ſagte zu zwei kleinen Kindern, ſie ſollten hingehen und das Kreuz küſſen. Da eine Art Böſchung ſich über den zwei Stufen erhebt und den Fuß des Kreuzes umgiebt, ſo war es ziemlich mühſam für die winzigen, vielleicht dreijährigen Geſchöpfe. Das kleine Mädchen beſonders ächzte vor Anſtrengung, eh es einen herzhaften Kuß appliciren konnte. Aber es war gar nett anzuſehen, wie ſie ſich Beide ſo redlich abmühten! Drei, vier Jahr — das mögen wol die beſten Glaubensjahre ſein; denn warum ging die Mutter nicht ſelbſt hin, das Kreuz zu küſſen? Hätte ſie es mit ihren Kindern gethan, ſo wär' es ein wunderſchöner Anblick geweſen. Allein ſie ging weiter, und die Kleinen, nachdem ſie mich mit ihren dunkeln, ſchlauen, ächt römiſchen Augen verlegen angeſtarrt, galoppirten ihr nach.

Aber kann ich mich denn gar nicht aus dem Coliſeum herausfinden? — O ja, ſogleich! denn der ſchwarze Mann kommt und verſcheucht mich. Der iſt buchſtäblich ma bête noire! Sobald ein Fremder im Coliſeum

erſcheint, ringelt er ſich langſam heran, zieht ein Päck-chen aus der Bruſttaſche, wickelt es los und bietet „antike Moſaik“ zum Verkauf an. Dieſe Moſaik ſind einzelne bunte Steine, groß wie ein Nagelkopf. Daß Jemand ſo unverſchämt ſein kann, dergleichen verkaufen zu wollen, iſt hier begreiflich, wo die Unverſchämtheit der Habgier zu Hauſe! Wie aber Fremde ſtupid genug ſein können, ſolchen Plunder zu kaufen, begreift ſich ſchwer. Genug, dies Weſen in einem ſchwarzen geiſt-lichen Anzuge ſchlich unermüdlich jedesmal herbei und wickelte ſein Papier los; ich erblickte es nicht immer gleich, ich habe dort andre Dinge zu ſehen; aber auf das Knittern des Papiers war ich eingeübt, und wenn das anhub, ſo ergriff ich die Flucht. Himmel! die bête noire hat mir Ärger gemacht! Wer Handel und Wandel treiben will, lege Magazine und Bazars an, ſo lang und breit wie ganz Rom; die kann man ver-meiden! aber dies Nachſchleichen auf jeden Schritt, dieſe Lobeslitanei über Erbärmlichkeiten ſind unerhört läſtig für den Fremden.

Dieſe Klage wäre ein guter Übergang in das mo-derne Rom, aber ich will noch in dem alten bleiben. Es iſt meine Manier, den beſten Biſſen immer zuerſt zu eſſen, das ſchönſte Gemälde in einer Gallerie immer

zuerſt zu beſehen; was mir mißfällt kommt zuletzt oder gar nicht an die Reihe.

Es iſt ein großes Vergnügen, ohne Zweck umherzuſtreifen. Hat man beſondre Abſichten bei den Streifereien, Studien oder dergleichen — ade das Vergnügen! das Herz wird matt, das Auge kalt! In Florenz, glaub' ich, hatte ich vage Ideen von Studien; wenigſtens fühlte ich mich unbehaglich dürr, wie der Fiſch auf dem Trocknen. Hier hab' ich ſie gänzlich aufgegeben, denn es iſt mir wirklich zu gleichgültig, alle römiſchen Kirchen zu beſuchen und alle Inſchriften im Vatican zu leſen. Drum hab' ich hier viel mehr Zeit zu Streifereien und herrliches Vergnügen. Aber wenn man mir das nachmachen will — Frauen mein' ich —, ſo muß man gerade dieſelbe Liebhaberei haben; denn durch Roms ſchlechtgepflaſterte, verwickelte, unendliche, faſt immer feuchte Straßen zu gehen, iſt an ſich kein Spaß. Und das thue ich doch! Ich nehme mein Kleid auf und gehe. Fahren iſt nur gut, wenn man zu beſtimmter Zeit einen Ort erreichen will, oder wenn die Wege langweilig ſind, z. B. vom ſpaniſchen Platz nach dem Vatican. Schlendert man nur ſo — Himmel! was hat man für Überraſchungen. Von den herrlichen Fontainen will ich ſchon gar nicht reden, die

man auf jedem Platze zwiſchen Obelisken, Säulen und Statuen findet; auch nicht von der Menge der Paläſte, die alle mehr oder weniger geſchmückt ſind und auf einen flüchtigen Blick recht ſtattlich ausſehen; und von der Kirchenunzahl nun gar nicht, denn die ſind ſämmtlich nicht nach meinem Geſchmack; doch welche Überraſchung, wenn man plötzlich vor das Pantheon hintritt! Klein, rund, lieblich und vollkommen wie eine Roſe — aus welchem geſegneten Erdreiche iſt ſie gekeimt? Man hat dieſem holdſeligen Gebäude wenig zu Leide gethan, als ob man Reſpect gehabt vor ſeiner Schönheit, wie vor der einer Nonne. Die ſchönen Säulen der Vorhalle ſtehen auf ihrem Platze; der Fronton iſt freilich leer, doch beſſer ſo als geſchmacklos decorirt; inwendig aus den Caſſetten der Kuppel hat man die Bronze herausgenommen und zu St.-Peters Hochaltar verbraucht; allein Form und Verhältniſſe ſind unangetaſtet geblieben, die Altäre in den Niſchen, die einſt den Göttern gewidmet waren, ſind es jetzt den Heiligen, und der ewige heilige Himmel blickt durch die Öffnung der Kuppel eben ſo ſegnend als vor 1800 Jahren in den geweihten Raum. Warum ſchließt man bei modernen Kirchen die Kuppel? Keine Freske, keine Sculptur macht den Effect, den der Himmel mit ſeinen fliehenden Wolken macht. Hier

iſt Rafael begraben. Wie zur Huldigung dem Meiſter der Schönheit, wurde ihm das ſchönſte Grabmal gegönnt.

Was für ein großes, hohes, von Zeit, Rauch und Schmutz geſchwärztes Rundgebäude! Spuren von Säulen und architektoniſchem Zierrath ſind in den obern Regionen zu entdecken; unten haben ſich lärmende Handwerksſtätten, ſchmutzige Buden und ekelhafte Trattorien eingeniſtet, wie Würmer in einen großen Käſe. Es war das Theater des Marcellus, das Auguſtus dem geliebten und liebenswürdigen Neffen erbauen ließ. Marcellus ſtarb in blühender Jugend; Livia wußte ihrem Sohne Tiber Platz zu machen.

Nahe der ſchachernden Betriebſamkeit des Ghetto und dem ſtinkenden Gewühle des Fiſchmarktes ſtehen Säulen und Arcaden ſtolz und ſtill, als bekümmerten ſie ſich nicht um all die Gemeinheit. Es ſind die Überbleibſel vom Porticus der Octavia, den gleichfalls Auguſtus bauen ließ und ihm den Namen ſeiner Schweſter gab. Sie war die oft und hart gekränkte Gemahlin des Marc Antonius, eine der wenigen Römerinnen jener Zeit, deren Name fleckenlos auf die Nachwelt gekommen; drum freute ich mich recht, ihre Säulen noch ſo hoch zu ſehen, wie ſie ſelbſt war.

Weiter hinunter am Tiber ſtehen 20 ſchlanke Säulen wie griechiſche Tänzerinnen im Rund beiſammen. Man hat ſie mit einem ſchlechten Ziegeldach bedeckt und die Zelle in ihrer Mitte der heiligen Jungfrau geweiht. Einſt war dies ein Tempel der Veſta — auch einer heiligen Jungfrau, die mit ihrem Olymp und dem ganzen ſie anbetenden Volke untergegangen iſt. Ob nach abermals 2000 Jahren ein künftiges Geſchlecht eine dritte heilige Jungfrau hier anbeten wird? — Ein Tempel der Fortuna, deſſen Säulen und Zelle noch gut erhalten ſind, liegt dem Veſtatempel nah; als Ruinen würden beide unvergleichlich ſein; jetzt, als Kirchen, ſehen ſie delabrirt aus. Gegenüber iſt das ſogenannte Haus des Cola di Rienzi, ein kleines, unförmliches, aus antiken Trümmern zuſammengeſetztes Gebäude. Er liebte und verſtand das Alterthum, er hatte die Seele dazu. In minder verworfenen Zeiten würde er ſich den Gracchen an die Seite geſtellt haben; in der ſeinen — äffte er ihnen nach, ſowie dies Haus auch ein nachgeahmtes iſt. Er war ein Mann der Theorie, wie überhaupt die Modernen. Seit 500 Jahren iſt aus Revolutionen und Reformationen ſtets etwas ganz Andres geworden, als was man Anfangs bezweckte. Die Urheber derſelben verſtanden die Maſſen aufzuregen, nicht

ihnen die Richtung zu geben, wie z. B. Moſes und Lykurg.

Mitten in der Stadt erhebt ſich eine grandioſe Säulenreihe, die einſt zum Tempel des Marc Aurel gehörte. Die Säulen ſind ſo hoch, daß man ein Haus von drei Etagen hineingebaut; ihr Fries läuft unter dem Dache hin. Dies iſt die Douane. Alle Reiſende ſollen gleich bei ihrer Ankunft vom Thor dahin fahren, um die Koffer viſitiren zu laſſen. Mit einem Piaſter kauften wir uns auf der Stelle von dieſer Unbequemlichkeit los; nur mußte unſer Wagen in das Gebäude am Thor hineinfahren und im Hofe deſſelben umwenden, als ob die Koffer hier von den Unterbeamten durchſucht worden wären. Ich weiß nicht, welcher Aufſeher durch dieſe Farce getäuſcht werden ſollte.

Drei prachtvolle Säulen gehörten zu einem Marstempel im Forum des Auguſtus und ſtehen jetzt ganz gerade in einer Straße. Zwei zierliche, cannelirte, mit ſauberm Architrav und Basrelief am Fries, ſind wol zur Hälfte eingeſunken und ſtehen ſo vor einem kläglichen Steinhaufen von Haus oder Stall oder Keller — weiß Gott, was es iſt! Und über das, was es einſt war, iſt man auch nicht recht ſicher; die Alterthumsforſcher können tiefe Kenntniſſe in Rom an den Tag

legen. Kürzlich hat man ein neues Monument bei der Porta Maggiore entdeckt, wo fleißig gegraben und Schutt weggeſchafft wird, damit es aus der Verſunkenheit und mittelalterlichen Umbauung hervortrete. Ich bin recht neugierig, wofür man es erklären wird. Ich finde, daß es die größte Ähnlichkeit mit einem koloſſalen Ofen hat, und da auf dem obern Basrelief Säcke gewogen und Brot gebacken wird, ſo muß wol das Bäckerhandwerk auf irgend eine Weiſe dabei intereſſirt ſein. Merkwürdig! ſeit 300 Jahren hat man Rom förmlich durchackert nach antiken Monumenten, und noch immer iſt die Fundgrube unerſchöpft!

Über einer Thür im Hintergrunde eines Hofes ſteht mit großen Buchſtaben: „Mausoleo d'Augusto". Man ſteigt viel Stufen hinauf und ſieht ſich oben in einem großen Circus unter freiem Himmel ſehr getäuſcht um, denn dies iſt nichts weiter als der Platz, wo Kunſtreiter ihre Vorſtellungen geben, und wo früher Stiergefechte ſtatt fanden. Dann wird man mit einer Fackel in unterirdiſche Gewölbe geführt, wo der Aſchenkrug des Auguſtus gefunden ſein ſoll. Ich habe kein rechtes Vertrauen zu dieſem Mauſoleum, das man jetzt die Corea nennt.

Das ſind, denk' ich, die bedeutendſten antiken Überreſte mitten in dem modernen Rom, welches ſich

vom Capitol bis zur Porta del Popolo ausdehnt; ſie ſind alle umringt vom Gewirr und der Betriebſamkeit des Lebens und gleichen jugendlich-friſchen, längſt verſchollenen Gedanken, die zuweilen in einem abgenutzten, üſirten Kopfe auftauchen. Die großen Monumente, das Coliſeum, die Thermen des Diokletian, Caracalla und Titus, die Kaiſerpaläſte, mehre Tempel und Triumphbogen liegen zwar alle innerhalb der alten Ringmauer, welche Beliſar nach der Invaſion der Gothen wieder aufrichten ließ, aber dennoch in wahrhaften Wildniſſen — theilweiſe —, zu denen man auf ungepflaſterten Straßen mühſelig gelangt. Z. B. vom Lateran nach dem Anfiteatro Caſtrenſe war nach einigen Regentagen der Weg ſo ſchlecht, daß der Wagen umzuwerfen drohte, und nachdem wir doch endlich sains et saufs angekommen, fanden wir im Amphitheater gar nichts als einen Wein- und Kohlgarten; die Ringmauer mag antik ſein. Mönche arbeiteten darin, die zur Baſilika della Croce gehören, denn hier haben die meiſten Kirchen ihre Klöſter, von denen ſie bedient werden; und ſie geſtanden achſelzuckend ein, dies ſei wenig, aber jenſeit der Kirche wären wunderſchöne Ruinen des Tempels von Venus und Cupido. Was ſo lieblichen Gottheiten zur Ehre gebaut iſt, verdient doch wol einen Blick — meinte ich; und ſo

folgten wir dem Mönch durch einen Hof, den das liebe Federvieh des Kloſters geſellig mit Schweinen und Ziegen bewohnte, durch einen moraſtigen Krautgarten, vor ein zerfallenes, halbrundes Backſteingemäuer: das ſollte der Tempel ſein. Ich war nicht angenehm überraſcht. Darauf fuhren wir, immer auf denſelben ſchlechten Wagen, zum Tempel der Minerva Medica. Glücklicher Weiſe wurde ein großes Thor geöffnet, als wir Einlaß begehrten; ich ſah wieder einen Krautgarten, wieder einen Moraſt, wieder eine halbrunde zertrümmerte Mauer, auf der oben einiges Grün von Moos und Schlingpflanzen wucherte, und fuhr ohne auszuſteigen befriedigt weiter. Für Architekten mag es ſehr intereſſant ſein, nach ſolchen Bruchſtücken das ganze Gebäude ſich zu conſtruiren; da ich das aber nicht kann, ſo amüſirt mich die genaue Beſichtigung auch nicht, und ſchön iſt der ordinaire rothe Backſtein keineswegs! Bewundernswerth, wie ſo ſchlechtes Material überhaupt ſo lange exiſtiren kann! Steine, dünn wie Chocoladetafeln, durch Mörtel verbunden, dachlos, allem Wetter, allen Zerſtörungen ausgeſetzt, beſtehen nach ſechszehn oder ſiebzehn Jahrhunderten! Urſprünglich ſind ſie wohl mit Travertin bekleidet geweſen, wie das Coliſeum und das Grabmal der Cäcilia Metella, oder gar mit Marmor.

Von den Thermen, dieſen Orten des raffinirteſten Luxus, wo man bei Ausgrabungen die herrlichſten Statuen, Moſaikfußboden, Säulen und Vaſen gefunden, iſt nichts zu ſehen als dies ewige, enorme Mauerwerk. In denen des Titus iſt eine Pulverfabrik; doch erkennt man noch einige Deckenmalereien al fresco; die des Caracalla umſchließen eine höchſt unelegante Vigne und allerlei Gartenwerk; die des Diokletian müſſen von ſtupender Größe geweſen ſein! Die Kirche Maria degli Angeli liegt auf dem Emplacement, im griechiſchen Kreuz mächtig groß von Michel Angelo erbaut, das dazu gehörende Kloſter, eine Caſerne, die Villa Strozzi, ein großer Platz mit Bäumen bepflanzt, eine Oſteria und noch Anderes. Die ovale Vorhalle der Kirche ſoll das Veſtibül der Thermen geweſen ſein. Im Kloſterhof ſind 100 antike Säulen gleichfalls ihnen entnommen. „Kann man ſie ſehen?“ fragten wir den Pförtner. „Si, si!“ ſagte der bereitwillig, „ma non le donne.“ Es iſt auf Reiſen recht unbequem, kein Mann zu ſein! Bisher hab' ich nie gefunden, daß die Männer es beſſer auf der Welt haben, oder, wenn ſie es beſſer haben, daß ſie doch gar nicht beſſer ſind als die Frauen; alſo iſt's doch warlich nicht der Mühe werth, ſie zu beneiden. Aber auf Reiſen, wenn's etwas zu ſehen gilt, da ſind ſie wirklich

beneidenswerth! Erſtens wegen ihres großen Stehtalents. Ich will meilenweit gehen, Regen ertragen, Hunger und Durſt, aber nicht gern zwei Stunden ſtehen; und wie ſchnell verſtreichen zwei Stunden in Muſeen und Gallerien! An all ſolchen Orten ſehen die Frauen auch immer ganz fatiguirt aus und ſetzen ſich ohne Umſtände auf Sarkophage und Stufen, oder wo ſie ein Bänkchen erhaſchen können, während die Männer ſtehen und ſtehen. Solche Körperkraft iſt beneidenswerth. Zweitens haben die Männer an Orten Zutritt, die uns verſchloſſen ſind. Das Kloſter von San Marco zu Florenz beſitzt die lieblichſten Gemälde von Fieſole, der darin Mönch war, und man darf ſie ſehen, „ma non le donne". Die unterirdiſche Kirche von St.-Peter hier, die vielleicht intereſſanter iſt als die obere, darf man beſuchen, „ma non le donne". Bei den Meſſen in der Sixtiniſchen Kapelle dürfen die Männer in die innere Abtheilung, wo ſie, unmittelbar hinter den Cardinälen, Alles aus der erſten Hand ſehen. Wir ſitzen wie ſehr ſchädliche wilde Thiere in der äußern Abtheilung hinter einem fein carrirten Gitter, ſo daß wir die ganze Ceremonie hinter ſich kreuzenden Strichen wie ein Stickmuſter erblicken. Kurz auf Reiſen hat eine Frau allerlei Avanien zu erdulden.

Einen großen Theil der alten Kaiſerpaläſte nimmt die Villa Mils, Beſitzung eines Engländers, ein. Das Haus iſt nicht ſonderlich geſchmackvoll und der Garten ſehr einfach, aber lieblich durch die unglaubliche Roſenmaſſe, die ihn anfüllt. Roſen klettern in die Pinien hinein, Roſen überweben die hohen Mauern wie mit einer Tapete, Roſen bilden Bogengänge, durch welche man alte Trümmer erblickt oder die troſtloſe Öde der Campagne. Es iſt wirklich ſeltſam ſolch ein Umſturz der Dinge, daß dieſelbe Stätte, die einſt von der größten Weltherrlichkeit geſtrotzt hat, jetzt ihren höchſten Schmuck von der kleinen, unſcheinbaren immerblühenden Roſe empfängt! Am andern Ende des Gartens ſchaut man hinab in den alten Circus maximus, der am Fuß des Palatins ſo angelegt war, daß die Kaiſer von ihren Fenſtern den Spielen zuſehen konnten. Er iſt mit Küchengärten angefüllt.

Einen andern Theil der Kaiſerpaläſte nimmt eine weitläuftige Villa Farneſe ein. Wir hielten ſie für die Farneſina und fragten nach Rafael's Galatee und Pſyche. Ein Cuſtode führte uns über naſſe Grasplätze und verfallene Stiegen, durch Felder von ungeheuern Kohlköpfen nach einem Gartenhaus, zu dem man, wie zu einem Schiff, auf einem ſchwankenden Brett gelangt, und zeigte an der Decke einige ſchmutzige Farbenkleckſe,

jedoch mit dem beſcheidenen Zuſatz: ſie wären nicht von Rafael. Davon waren wir auch vollkommen überzeugt! Was dieſe modernen Ruinen — nein, den ſchönen melancholiſchen Namen verdienen ſie nicht! — dieſe Verfallenheiten für einen widerwärtigen Eindruck machen, kann ich nicht beſchreiben! Bei den großen antiken Ruinen wundere ich mich nicht und betrübe mich nicht, daß ſie eben Ruinen ſind; ſie hatten ihre große Vergangenheit, das Gedächtniß eines Gottes oder eines Heros, eines Wohlthäters oder eines Zerſtörers des Menſchengeſchlechts knüpft ſich an ſie, ſie behaupten einen würdigen Raum in der Weltgeſchichte, deren eine Epoche des erſten Kaiſers Namen wie ein Diadem an der Stirn trägt, und ihre Zeit iſt vorüber. Sie war glorreich; das genügt, um befriedigt unterzugehen, und dieſe Befriedigung haucht in die Seele des Beſchauenden Ruhe und Stille. Aber dieſe Gebäude des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren ungeheuern Prätenſionen und ihrer prachtvollen Geſchmackloſigkeit, mit ihrem Mangel jenes Tactes, der den Pomp ſichtet, ſtatt ihn zu häufen, ſtehen miſerabel da, wie plötzlich gealterte Koketten, und Niemand hat Reſpect vor ihnen. Das iſt aber ein großes Unglück für den Menſchen wie für den Stein, ſolch ein unehrwürdiges Alter! Und warum ſind ſie überhaupt ſchon ſo gealtert?

Drei Jahrhunderte ſind nichts für ein Kunſtwerk. Rafael's Galatee iſt jung und holdſelig heute wie damals, als Auguſtin Chigi, der reiche Banquier aus Siena, ſie malen ließ und in ſeiner Farneſina dem Papſt Leo X. glänzende Feſte gab. Aber eben dieſe oberflächliche Genußſucht, aus der ſie entſprangen, iſt ein allzu ſteriler Keim, um einer tüchtigen Pflanze Leben zu geben.

Und das ganze moderne Rom mit ſeinen Kirchen und Paläſten, Villen und Muſeen, Gemälden und Statuen iſt eine enorme Seifenblaſe, welche die Oſtentation aus ihren vollen Backen gepumpt hat; iſt eben das Lebendige, was todt iſt, weil kein geiſtiger Hauch es durchweht. Das ging ſo zu.

Als Conſtantin Chriſt und Byzanz die Hauptſtadt des Römerreichs war, floh mit den alten Göttern der alte Glanz von dem greiſen, in verzweiflungsvolle Üppigkeit und vergoldete Erniedrigung verſunkenen Rom. Sogar den occidentaliſchen Kaiſern wollte ſie nicht mehr als Reſidenz paſſen; ſie gingen nach Ravenna und dort unter in eigener Schwäche und im Kampf gegen die nordiſchen jugendſtarken Barbaren. Rom ſank zu einer Provinzſtadt herab, indeſſen aus den ſtillen Katakomben, aus den geheimnißvollen Grabſtätten der zahlloſen verfolgten und hingeopferten Chriſten all-

mälig eine Macht hervorging, vor welcher dereinſt, wie vor dem alten Kaiſerreich, die Erde zittern ſollte. Doch zu der Zeit hatte ſie weder weltliches noch geiſtiges Übergewicht; dieſes disputirte ihr der Patriarch von Byzanz, jenes Gothen und Longobarden. So gingen Jahrhunderte hin. Wie die junge Saat in Gewittern gedeiht, ſo gedieh das Papſtthum in Kämpfen und Stürmen. Der Patriarch von Byzanz erkannte den Vorrang der unmittelbaren Nachfolger Petri auf dem Biſchofſitz zu Rom an, und dieſe Biſchöfe mußten darauf bedacht ſein, ihre Heerde und deren Gebiet gegen die kriegeriſchen Eroberer Italiens zu ſchützen, denn die troſtloſen morgenländiſchen Kaiſer waren es nicht. Auf dieſe Weiſe faßten die Päpſte feſten Fuß. Karl der Große verlieh ihrer geiſtigen Macht eine Glorie. Der mächtigſte Monarch der Chriſtenheit, als ſolcher, Schirmherr der Kirche, der von Deſiderius' und Wittekind's Stirnen die Kronen wirbeln ließ, kam demüthig nach Rom, um die der alten Cäſaren, gleichſam geheiligt durch die Berührung des Nachfolgers Petri, zu empfangen.

Und nun beginnt der ewig denkwürdige Kampf zwiſchen Papſt- und Kaiſerthum, die ſich gegenübertraten wie gigantiſche Athleten, Himmel und Erde bewegend, Jeder in ſeinem Lager umringt von den Sei-

nen und beſchützt, der Eine vom Krummſtab und dem Schwert des Cherubs, der Andere von der Kriegerlanze und dem Schwert des Cherubs; Jener der Statthalter Chriſti auf Erden, Dieſer der Geſalbte, der Geheiligte, der König von Gottes Gnaden. O, das war ein titaniſches Ringen, in welchem die wunderbarſten Erſcheinungen auftauchten, die ungeheuerſten Kräfte ſich entfalteten; dort das Mönchthum, hier das Ritterthum, beide ſich vereinend und ganze Völker mit ſich fortreißend in den Kreuzzügen, und andere Völker bekehrend und bezwingend, in den geiſtlichen Ritterorden. Es gab wilde Kämpfe, aber keine Zerfallenheit. Trennte ſich auch die Menſchheit in zwei Parteien, ſo hatte doch jede ihr Palladium, das ſie ſchützte, ſtärkte und adelte, dem Thun und Laſſen nicht die Rohheit, aber das klägliche Gepräge des Egoismus nahm und den Einzelnen vor kümmerlicher Vereinzelung bewahrte, indem Jeder ſeinen Orden, ſein Kloſter, ſeine Gilde, ſeine Stadt, ſeine Brüderſchaft hatte, deren Glied er war, für die er wirken konnte. Dies iſt das verachtete Mittelalter, auf deſſen Finſterniß unſer lichtvolles Jahrhundert vornehm-mitleidig herabſieht. Es erreichte ſeinen Culminationspunkt in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Als Conradin's blondes Kinderhaupt in Neapel unter dem Mordbeil fiel und

das Papſtthum äußerlich über dem Kaiſerthum triumphirte, als die beiden höchſten Gewalten einander nicht mehr das Gleichgewicht hielten, da verſank das Papſtthum in innern Zwieſpalt, deſſen Zeuge das ganze unſelige 14. Jahrhundert war. Der heilige Stuhl ward nach Avignon verlegt, nach dieſem Geſchenk der Königin Johanna von Neapel — vielleicht als Buße für ihre Sünden —, und die Gegenpäpſte ſchleuderten ihre Bannbullen hin und her, wirkungslos, wie ein kalter Blitzſtral. Rom fiel in die Gewalt der großen Familien. Colonnas und Orſinis riſſen es einander aus den Händen und wütheten mehr darin als Vandalen und Gothen. Das Coliſeum ward in eine Feſtung verwandelt; das Grabmal der Cäcilia Metella trägt noch jetzt über dem zierlichen Fries die créneaux als Wahrzeichen, daß der wilde Krieg ſich auf dieſer Stätte des Friedens verſchanzt. Cola di Rienzi tauchte in dieſen trüben, ſchlammigen Fluten wie ein kühner unglücklicher Lootſe auf, der von dem Wrack zerſchmettert wird, das er durch den Strudel führen wollte. Die Concile zu Baſel, zu Conſtanz machten dem Skandal der Gegenpäpſtlerei ein Ende; Martin V. beſtieg 1419 zu Rom den heiligen Stuhl. Nun ſetzten ſich die Päpſte bequem in dem Genuß und der Üppigkeit zurecht, dachten nur an ihr Vergnügen und die Berei-

cherung ihrer Familien; der ſchamloſe Nepotismus erhub ſein freches Haupt, die ſchmachvolle Epoche der Riario und Borgia begann. Plötzlich ſchlug der Blitz zu ihren Füßen ein; Luther donnerte.

Das moderne Rom beginnt. Das mittelalterliche hatte ſich ſelbſt und das antike verwüſtet und zerſtört; das neue ſtellte her und bauete auf. Kluge Päpſte erkannten die Zeit, ſahen, daß die Gewalt über die Seelen von Rom gewichen ſei, aber daß Mittel zur Herrſchaft über den Geiſt ihr nicht fehlten. Die Wiſſenſchaft wurde gepflegt und beſchützt; was von Weisheit und Kenntniſſen in den Trümmern des eben untergegangenen morgenländiſchen Kaiſerreichs noch übrig war, gaſtfreundlich aufgenommen; der Kunſt gehuldigt wie nie zuvor. Der Stupidität der Kleriſei traten junge friſche Orden entgegen, Jeſuiten und Theatiner, als Lehrer der Jugend, als Prediger. Rom war des Herrſchens zu gewohnt, um es nicht auf dieſem Wege zu verſuchen. Konnte es nicht mehr überzeugen, ſo wollte es blenden und feſſeln. Jetzt wurden faſt ohne Ausnahme alle Kirchen reſtaurirt, ausgeſchmückt, neu gebaut. Andächtelei und Prunkſucht graſſirten als Kunſt verkappt; es iſt natürlich, daß ſolche Kunſt ſchauerliche Mißgriffe that. Die Façaden der Kirchen, namentlich des Lateran, gleichen der Façade eines Land-

hauſes. Die Seitenkapellen in den Kirchen, welche Cardinäle und reiche Familien anlegen ließen, ſind decorirt wie üppige Speiſeſäle und Schlafzimmer. Das herrlichſte Material zu dieſem Schmuck war vorhanden, wurde aus verſchütteten Tempeln und Paläſten gegraben, in ruinirten altchriſtlichen Kirchen geſäubert, endlich nachgeahmt. Welche Säulenſchätze von Verde, Giallo und Roſſo Antico, von Granit, von weißem Marmor, von orientaliſchem Alabaſter! Man ſtellte ſie auf, Vergoldungen, Gemälde, Sculpturen dazwiſchen, Glanz, daß Einem die Augen übergehen, innere Einheit nirgends, unendliche kraft- und phantaſieloſe innere Leere überall! Sie feiert im St.-Peter ihren Triumph, faſt möcht' ich ſagen ihre Verklärung. Dieſer Bau zeigt, wie weit die Kunſt es bringen kann ohne Begeiſterung. Seine Größe und wahrhaft grandioſen Proportionen ſchützen ihn vor dem Vorwurf der Überladung, obgleich er reich, bunt und funkelnd iſt wie der Schmuckkaſten einer Königin; denn er iſt ſo groß, daß Bernini's berühmte zu ihm führende, vierfache, bogenförmige Colonnade, daß der herrliche ägyptiſche Obelisk zwiſchen den zwei lieblichſten und einfachedelſten Fontainen, daß der ganze ungeheure Platz vor dem Auge zuſammenſchrumpfen, wenigſtens beim erſten Anblick, und daß Alles wie in die Knie geſunken

ausſieht. Das verdient die unſelige Villenfaçade gewiß nicht, aber die felſenähnliche Größe erzwingt es. Drinnen iſt's eben ſo. Die Monumente der Päpſte, die Statuen der Heiligen, die Hautreliefs von ſchwebenden Engeln — Alles in rieſigen Proportionen —, die 96 antiken Säulen der Altäre, die Moſaikbilder — Copien berühmter Meiſter — über denſelben, die Moſaiken der Kuppeln, das Gold, der Marmor, nichts, gar nichts tritt hervor, jedes bleibt in ſeinen Schranken, der Raum iſt frei, der Gedanke durchfliegt ihn ungehemmt. Nun kenne ich aber nichts Schöneres als ſolchen geſchmückten durch einen Gedanken geheiligten weiten Raum! Die unendliche Macht des Geiſtes giebt ihm etwas von der freien Ewigkeit! Das Leben iſt lieblich, die Erde iſt ſchön; doch im Schooß der Unendlichkeit ſchwimmen ſie wie Perlen im Meer! Das fühlte, das dachte ich immer in meinen alten, erſt jetzt recht geliebten, gothiſchen Domen. Hier aber, hier im St.-Peter, in der größten und berühmteſten Kirche der Chriſtenheit, in dieſem Weltwunder, über das alle Künſte und alle Schatzkammern ihre Spenden ausgeſtrömt haben, ſtand ich eiskalt und ſah mich um. Ich kam mir vor wie eine Art von König Midas, der vor Hunger umkam, weil unter ſeinen Händen Alles ſich in Gold verwandelte. Gott! ich liebe ja die Pracht

wie irgend Jemand, ſobald ſie von einem hohen Zweck durchgeiſtet iſt; ſonſt iſt ſie mir als Teppich unter meinen Füßen gering genug. Sie wird hier durch einen äußern Zügel gleichſam in Ordnung gehalten, durch die Größe des Gebäudes, wie ein unruhiges Volk durch eiſerne Strenge; aber der Zügel kann nur ſeine Dienſte thun, nicht adeln. Dem Adel ſteht die Niedrigkeit gegenüber, und baute ſie ſich auf wie der babyloniſche Thurm, dennoch bliebe ſie niedrig! Für die Seele iſt St.-Peter eben ſo klein, als er groß fürs Auge iſt. Und dann weht in ihm eine widerliche Servilität: er huldigt dem Lutherthum. Die Reformation war aufgetreten, ein Panier ſchwingend, worauf die Worte ſtanden: Licht über den Erdkreis! St.-Peter mit ſeinen hunderttauſend Fenſtern ſieht aus, als wolle er dies Licht ſo recht in Strömen von allen Seiten empfangen und den Seinen mittheilen; dieſe knechtiſche Falſchheit empört mich. Wollte das Papſtthum ein äußerliches Palladium für den Katholicismus errichten, ſo mußte es, mit alter ſtrenger Zuverſicht zu demſelben, im Sinne des feſten, unangetaſteten, unwandelbaren Dogmas ſein: kräftig, tiefſinnig, dunkel, nur durch den Glauben erleuchtet; eine chriſtliche Kirche, kein Gebäude zur Disputation für Luther, Erasmus, Calvin, Heinrich VIII., und wie ſie Alle heißen. Aber

ach! weltliche Intereſſen zogen die Reformation groß, weltliche Intereſſen beherrſchten das Papſtthum! Alle Herrſcher wollten Fürſten ſein, die Alleinmacht in ſich vereinigen, ſich in der Willkür feſtſetzen, ſich in ihrer Gewalt zeigen, die geiſtigen Ketten ſprengen, um ihrerſeits die weltlichen deſto feſter zu ſchmieden. Die lutheriſchen Fürſten zogen Kirchen und Klöſter ein zum Vortheil der Schatzkammern, die ſie mit ihren Feſten und Kriegen leerten; die Päpſte bauten Kirchen und Klöſter auf, damit die Herrlichkeit der Tiare ſich über die Welt verbreite. Zur Ehre Gottes geſchah nichts mehr.

Das iſt St.-Peter. Zu ſeinen Altären mögen wenig Pilger mehr kommen; zu denen der Kunſt wallfahrtet die Welt nach Rom. Mit Recht! Für die Schätze des Vaticans allein kann man ſehr gut vom Nordcap herpilgern, nicht Archäologen, nicht Künſtler, Jedermann! Es iſt freilich nicht Alles, vielleicht das Wenigſte griechiſche Sculptur; doch in der erſten Kaiſerzeit hielten ſich die Römer den göttlichen Vorbildern nah und verfielen nur, nachdem ſie die Kaiſerinnen mitſammt ihren Perücken als Anadyomenen und die Kaiſer mit ihren verwüſteten Geſichtern und verbrauchten Körpern als Heroen darſtellen mußten. Von den unendlichen Sälen und Räumen iſt gar nicht zu er-

zählen! Man wühlt förmlich in Marmor! Unabsehbar stehen die Statuen neben einander, über ihnen Büsten, über denen Basreliefs und Inschriften. Eine lange Gallerie ist mit Candelabern, Vasen, Schalen und kleinen allerliebsten armlangen Bildwerken angefüllt. Ein großer Saal mit Thieren; in demselben ist eine Gruppe, zu der ich immer und immer zurückkam: ein Triton durchschneidet mit einer Nymphe die Wellen. Kurz vorher hatte ich im Palast Farnese die berühmte Freske gleichen Gegenstandes von Annibal Carracci gesehen; sehr lebendig gemalt, wahr! aber wie brutal, wie schwerfällig! Wie packt der große rothbraune Triton mit ausgespreizten Fingern die Nymphe an. Indessen das ist nur Annibal Carracci aus der verfallenen Kunstzeit; aber Rafael zur Epoche seines Glanzes hat in der Farnesina gleichfalls eine Freske von Meergöttern, die berühmte Galatee, gemalt, mit all der Grazie und Holdseligkeit der Form und des Ausdrucks und der Gruppirung, die seinem Pinsel zu Gebote stand. (Ich kann hier gleich einschalten, daß ich diese Freske denen in den Stanzen bei Weitem vorziehe, weil letztere unverständliche Compositionen sind; man weiß voraus, daß z. B. die Philosophie durch die sogenannte Schule von Athen repräsentirt ist; aber ist die Aufgabe gelöst mit dieser Versammlung von redenden, le

ſenden und ſchreibenden Männern? Stört es nicht den Kunſtgenuß, die Bedeutung eines Gemäldes mühſam ergrübeln zu müſſen? Ein Bild muß, wie eine Revelation, plötzlich, hell und verſtändlich vor Aug' und Seele des Beſchauers treten. Die neueſten Maler ſchaden ihren Gemälden ungemein dadurch, daß ſie ſo häufig Scenen aus Novellen, gar aus kleinen Gedichten malen. Erſtens ſind dieſe dem Beſchauer nicht immer gegenwärtig, er räth hin und her, er verwirft, er ängſtigt ſich ab — ſchlechte Vorbereitung zur Bewunderung. Zweitens, wenn das Gedicht wirklich ſchön und allbekannt iſt — ich will „Erlkönig" annehmen —, ſo kann kein Maler auch nur von fern das Bild erreichen, welches der Dichter in die Phantaſie des Beſchauers geprägt hat. Die Wahrnehmung durch das Auge iſt für ihn nur eine Beſchränkung. Will er den Dichter in Bildern wiedergeben, ſo iſt gewiß die Weiſe am beſten, welche Retzſch gewählt hat: Umriſſe. Jedes Einzelnen Phantaſie führt ſie aus.)

Nun, die Galatee iſt durchaus verſtändlich; es iſt das heitere, ſüße, lebensfrohe Leben und Weben der Waſſerwelt. Aber jener alte Künſtler hat ſeiner Gruppe zu der wonnigen Daſeinsfreude die himmliſche Melancholie gegeben, untrennbar von der höhern Natur. Der Triton, von den Hüften aufwärts der ſchönſte

Mann, abwärts mit Fiſchſchuppen bekleidet, die in einen delphinartigen Schweif übergehen, zertheilt ſtolz und ruhig mit ſeinen Pferdefüßen die Wellen, hebt mit der Linken ein Muſchelhorn empor und hält die geliebte Nereide mit ganz unglaublicher Anmuth im rechten Arm. Aber er ſieht ſie nicht an, ſondern triumphirend, dankend, ſehnſüchtig aufwärts. Iſt dies nun die Wonne der Götter? fragt er. Die Nereide ſträubt ſich, doch nur vor der Entführung, denk' ich, nicht vor dem Entführer. Sie hat ſich in ſeinem Arm zurückgeworfen, hält ſich leicht mit der Linken an ſeinem vollen lockigen Haar und ſieht ſich um — nach Hülfe? Nach Rettung? Schwerlich; denn zwei kleine Liebesgötter haben graziös auf dem Fiſchſchweif Platz genommen, der Eine gebietet ihr Schweigen, der Andere winkt ihr Beruhigung zu; hier iſt die ganze Üppigkeit der Sinnenwelt; im Triton die ganze Hoheit einer durch die Sinnenwelt unbefriedigbaren Natur. Eine ſublimere Compoſition ſah ich nie. Ein kleines Mißverhältniß an der Hand mag wol der Reſtauration zuzuſchreiben ſein. O, die Griechen waren tiefſinnige Leute! Man ſollte meinen, wenn man es hier ſo kahl beſchrieben lieſt, die Verbindung der Menſchen- und Thiergeſtalt müſſe etwas Monſtröſes haben, weil man gleich an die gräßlichen Tritonen denkt, die faſt alle

Fontainen des vorigen Jahrhunderts verunſtalten. Aber ſo jämmerlich iſt ja eben die Antike, nicht ſtudirt, ſondern nachgeäfft worden, daß man es nur mit der Form, nicht mit dem Geiſt zu thun hatte! Die Pferdefüße, der Fiſchſchweif ſind Symbole der übermenſchlichen Kraft und des Elements, welches ſie beherrſcht, zugleich Andeutung der gewaltigen, tobenden Leidenſchaft, die da am heftigſten, wo ihre Macht unumſchränkt iſt. Auf einmal treten all dieſe gährenden Kräfte und Leidenſchaften in den Schatten, die edle Menſchengeſtalt, das heilige Menſchenantlitz erheben ſich über ſie wie ein Freier über die Knechte und gehen aus dieſer Verbindung nicht erniedrigt, ſondern geadelt hervor. Zugleich kommt durch das Bewußtſein, was Alles den Kräften zu Gebot ſteht, was Alles dem Willen unterworfen werden muß, was Alles beiden unerreichbar bleibt, eine erhabene Schwermuth in den Ausdruck, nicht blos bei dieſem Triton, ſondern bei den ſchönſten Geſtalten des Alterthums, bei dem herrlichen Meleager und bei dem Jüngling, den Einige Antinous, Andere Mercur nennen, und der mir keins von beiden, ſondern ein Heros zu ſein ſcheint, und bei den prächtigen Amazonen. Betrachte ich all dieſe Statuen, ſo begreife ich gar nicht, wie man oft ſagen kann: „die heitern Griechen“ und „die frohe grie-

chiſche Lebensauffaſſung", und immer ſo, als wäre freudiger Genuß das Element griechiſchen Daſeins und griechiſcher Kunſt geweſen. Es iſt mir unmöglich, das zu finden. Im Gegentheil, die Geſtalten, in welchen üppige Sinnenfreude am hellſten lodert, Satyr und Faun, erhalten durch den Zuſatz der Bockfüße und der zugeſpitzten Ohren eine klare Weiſung, daß ihre thieriſche unbändige Luſt ſich durchaus nicht für den Menſchen ſchicke. Gar die Götter, der triumphirende, ſiegesſchöne Apoll, der rebengekrönte liebesſchöne Bacchus haben auf der Stirn ein Zeichen, eine Ahnung — wie ſoll ich das Unſichtbare nennen? — daß ſie unter dem eiſernen Finger des Fatums ſtehen. Und giebt Jemand Zuverſicht zum Olymp, ſo iſt es doch gewiß dieſer Apoll. Wie er ſchreitet! als wär' ihm die Erde zu ſchlecht, um ſie mit ſeinem Fuß zu berühren. Wie er blickt! als wär' er gewohnt nur die Sonne freundlich zu ſehen. Er wirft in den Staub nicht den Python allein, ſondern Alles, was ſich mit ihm meſſen wollte, wie die Sonne all die kleinen funkelnden, zitternden Sterne, die man auch Sonnen nennt; aber im Staube ihm huldigen zu dürfen iſt noch eine Ehre. Er ſteht allein in einem runden, von oben beleuchteten Gemach des Vaticans. Vier ſolcher Gemächer umſchließen einen innern Hof und ſind gleichſam die höchſten Ehrenſtellen in dieſem

Marmorreich. Der Laokoon ist im zweiten, der schöne Jüngling Mercur-Antinous, von dem ich vorhin gesprochen, im dritten; aber im vierten Canova's Perseus und seine beiden Faustkämpfer. Ich sagte in Florenz, die Productionen der Maler sähen ihren eigenen Gesichtern ähnlich; das sind ich bei Canova recht bestätigt. Seit ich dort unter den Künstlerportraits das seine gesehen, erstaune ich nicht mehr über die in Weichlichkeit ausartende Zartheit seines Meißels. Diesen feinen edeln Zügen, dieser milden, traurigen, kränklich-matten Physiognomie sieht man wohl an, daß dahinter keine tiefe Energie, keine glühende Phantasie wohnen können. Er ist der Carlin Dolce der Sculptur, lieblich, graziös, süß bis zur Koketterie, anmuthig ausführend, charakterlos, unfähig Seele einzuhauchen und Physiognomie zu geben; daher kennt man auch alle Statuen von Canova, wenn man eine kennt. Bei Frauengestalten läßt man sich diese Weichlichkeit noch gefallen; bei seiner Venus in Florenz und seinen Grazien in München hat sie mich nicht verletzt, weil im Grunde von der Darstellung dieser vier Personen nichts weiter zu verlangen ist, als daß sie die möglichst schönen Gestalten haben und sie auf die feinstkokette Weise präsentiren. Wie weit ihm das gelungen ist, müssen Männer beurtheilen; Frauen sind vielleicht nie gerecht

gegen eine Venus, drum hab' ich auch kein Wort von der Mediceiſchen geſagt. Aber wenn Canova Heroen darſtellen will, ſo wird er beängſtigend; ſie gerathen ihm unter der Hand zu Wachsfiguren. Etwas Lebloſeres als den Theſeus in Wien, den Mars in der Villa Sommariva und hier den Perſeus kann man ſich nicht vorſtellen. Dazu hat dieſer arme Perſeus eine frappante Ähnlichkeit in Haltung, Stellung und Geberde mit dem Apoll; er wohnt auch in einem runden Cabinet: das Alles ſchadet ihm; unwillkürlich vergleicht man Beide, da iſt denn der Eine feuriger Wein und der Andere kühle Limonade, oder, da ſie ſich ähnlich ſind, Perſeus iſt wie der zweite Aufguß von Thee, Apoll der erſte.

Ich muß etwas zurücknehmen, was ich in Florenz geſagt, nämlich, daß die Griechen in die Gruppe der Niobiden nicht den alten Mann gebracht hätten, der mich dort ſo ungemein ſtörte; ich hab' ihn gleichfalls auf dem Basrelief eines Sarkophags im Vatican gefunden, beſchäftigt einen Hingeſunkenen aufzuheben. Dadurch iſt ihm aber ſogleich ein anderer Platz angewieſen als in der großen Gruppe, wo er auch die Pfeile zu fürchten ſcheint, als gehöre er mit zu den Verfolgten.

Basreliefs ſind meine Liebhaberei. Nichts ſieht

einfacher aus, und welches Talent muß dazu gehören, um in das beſchränkte Format eine lebendige, natürliche Gruppe zu paſſen! Das verſtanden die Alten herrlich! Große Scenen ſind auf den Sarkophagen ohne Zwang, ohne Verwirrung dargeſtellt, z. B. ein Bacchuszug, der die ſchlafende Ariadne entdeckt, die Geſchichte von Admet und Alceſte, Liebesgötter, welche Diana zum ſchlummernden Endymion führen; häufig ſolche Vorſtellungen, als wollten ſie dem Schlaf im Tode ein ungeahntes Glück verheißen. Meleagerjagden und Amazonenſchlachten ſind auch ſehr beliebt. Im Capitol iſt von letztern eine ganz herrliche auf einem ſehr großen Sarkophag: Krieger, Weiber, Pferde, in der heftigſten Bewegung ganz ungezwungen. Eine ſchmale Bordüre läuft arabeskenartig am obern Rande hin, da ſind die Amazonen gefangen, trauernd, Alle ſitzend, mit zerſtreuten und zerbrochenen Waffen wie eine Blumenguirlande hingereiht. Der ſterbende Fechter und zwei große Amazonen, von denen die eine verwundet iſt, die andere den Bogen ſpannen will, ſind die Juwelen des Capitols. Den Fechter haben Abgüſſe und Copien überall bekannt gemacht, wie er dahinſinkt auf dem Schilde und der Tod über ihn kommt; es iſt unmöglich, edler, ruhiger zu ſterben. Warum copirt man aber nie dieſe Amazonen, in Form

und Ausdruck die ſchönſten Geſtalten! Ich erinnere mich nicht, ſie irgendwo geſehen zu haben. An ihnen könnten die Künſtler warlich Studien machen! Das zeichnet die Alten ſo ſehr vor den Modernen aus, daß ihre Statuen nicht blos von einer, ſondern von allen Seiten betrachtet werden dürfen, ohne an Schönheit einzubüßen, ohne zuſammengeknickte Knie und dürftig-kurze Beine zu zeigen. Schon die Römer ſcheiterten an den Beinen, kamen gleichſam athemlos bei ihnen an und fertigten ſie dann kurz ab. Die Körperbildung des römiſchen Volks hatte nicht die griechiſche Schlankheit, war gedrungener und mag das Auge der Künſtler verdorben haben. Der ſchönſte Kopf und Oberleib ſind ohne Effect, wenn die Beine nicht mit ihnen Schritt halten; die Figur wird immer wie in die Erde geſunken, wie am Boden klebend ausſehen. Die Griechen hingegen wußten ſie emporzureißen, der untern Geſtalt dieſelbe Freiheit und Friſche als der obern und der ganzen Figur das Schwebende, Aufſtrebende zu verleihen, welches der Menſchenform ſo wohl anſteht, weil es der Menſchenbeſtimmung ſo wohl entſpricht. Sie ließen den Beinen ihr Recht; bei den Roſſebändigern auf Monte Cavallo iſt Energie bis im kleinen Zeh und nirgends, trotz der heftigen Bewegung, übertriebene Spannung und Krümmung. So auch

bei dieſen Amazonen. Es heißt, Michel Angelo habe das Studium der Antike eingeführt; ich wünſchte, er ſelbſt möchte beſſer davon profitirt haben. Was ſchon bei den Römern häßlich war, wird bei ihm ein Greuel; die Kurzbeinigkeit wuchert. Sein berühmter Moſes in der Kirche St.-Peter de Vincoli ſitzt; daher mißfällt er mir weniger — obgleich er weit mehr Ähnlichkeit mit einem wilden Mann auf den Harzgulden als mit einem begeiſterten Moſes hat — als der eben ſo berühmte Chriſtus in der Kirche Maria ſopra Minerva. Der ſteht und hat mit der Rechten ein Kreuz umfaßt, indeß er mit der Linken darauf hinzeigt. Dieſe Pantomime giebt mir die Muthmaßung, daß es ein Johannes Baptiſta, kein Chriſtus ſein ſoll; jener kann verheißend auf das Kreuz weiſen, dieſer iſt ja Eins mit ihm. Nun, gleichviel! Ich wollte nur von der Geſtalt ſprechen, weil in ihr die gedrückte, ſchwerfällige Unbeholfenheit der kurzen Beine recht hervortritt und überdies eine Disharmonie der einzelnen Theile, die man bei einem Schüler bitter tadeln würde; bei ihm bewundert man ſie vermuthlich, wenigſtens weiß ich nicht, was man ſonſt ſo bewundern könnte. Der linke Arm dieſes Chriſtus iſt knochig und muskulös wie der eines Athleten, während die kleinen Beinchen fett und wohlgenährt wie bei einem dreijährigen Kinde ſind.

Abſcheulich! Hundert Jahre ſpäter kam Bernini, gleichſam die Reaction von Michel Angelo; was dieſer zu viel an Muskeln und Knochen, hat jener zu viel an Fleiſch, es iſt wie Teig. Auf Michel Angelo's Liebhaberei, keine Figur zu bekleiden, weder die Nacht, noch den Chriſtus, kam Bernini mit einer Überfülle der Gewandung; ſein Meiſterwerk, die heilige Thereſie in Sta.-Maria della Vittoria, ſchwimmt in einem Meer von Kleidern mit ganz unbegreiflichen Faltenwürfen. Endlich legte Bernini ſeine Geſtalten auch auf das Prokruſtesbette; Michel Angelo ſchrob ſie zuſammen, er dehnt ſie aus, lang, dünn, ſtelzenhaft. Zwei Engel auf der Engelsbrücke ſind von ihm, und wahrhaft ſtorchbeinig; die heilige Thereſie nicht minder, welche überhaupt gänzlich verfehlt iſt. Sie war eine ſtarke, hohe Seele, die ſich in voller Kraft der Jugend, des Geiſtes und der Schönheit von der Welt abwendete, nicht um zu büßen — ſie war tadellos —, nicht weil ſie der Welt überdrüſſig und ſatt von ihren Freuden war, ſondern weil ſie ihr von Hauſe aus keine Befriedigung gab. Die wollte ſie. Danach rang ſie in Thränen, Gebeten und Ekſtaſen. Die ward ihr, als jede Schwankung aus ihrer Seele floh, als Liebe zum Ewigen und Freude an der Verherrlichung Gottes ſie allein erfüllte, „als der Engel mit einem Pfeil ihr Herz

durchbohrte". Da ſuchte ſie Andern das zu geben, worin ſie Befriedigung fand, Freiſtätten zu einem beſchaulichen Leben. Sie ſtiftete zahlloſe Klöſter und reformirte von Grund aus die Barfüßer Carmeliter. Nur neun Dukaten waren anfänglich zu dieſen großen Planen ihr Vermögen. Sie ſagte lächelnd: „Thereſie und neun Dukaten iſt ſehr wenig; aber Gott, Thereſie und neun Dukaten iſt genug". Und wirklich erfüllte ſie ganz Spanien mit ihrer Wirkſamkeit. Vielleicht bedauert man, daß ſie nicht all ihre Kräfte zu nützlichen Stiftungen verwendet, etwa Findelhäuſer und Fabriken eingerichtet habe; allein man muß bedenken, daß dieſe durch die große Civiliſation der letzten Jahrhunderte erſt in ihrer ganzen Nothwendigkeit und Nützlichkeit anerkannt worden ſind. Sie ſtarb am 4. October 1582. Ihren Familiennamen hab ich vergeſſen; ſie war Spanierin aus einem adeligen Hauſe. Dieſe ernſte, feſte Frau hat Bernini in eine arkadiſche Schäferin verwandelt, die den Liebſten erwartet und ſich nonnenhaft vermummt hat, um ihn zu necken, und der Engel mit dem Pfeil ſieht auch ganz ſüß-ſchäferlich aus. An der Mittelmäßigkeit der meiſten Künſtler gewahrt man, welch eine ſeltne Gottesgabe die Kunſtvollendung iſt.

Winckelmann, Leſſing und Herder gaben der Kunſt-

anſchauung einen gewaltigen Umſchwung; aber Perrücken und Reifröcke waren ſo feſt an die Körper geſchmiedet, daß die Künſtler nicht von wohlfriſirten, bauſchigen Geſtalten ließen, und daß die Revolution dazu gehörte, um die Uſurpation dieſer Paraſiten zu beenden. Da kam Canova mit ſeinem feinen Geſchmack und emancipirte in der Kunſt die Menſchengeſtalt. (Wie bin ich froh, dies beliebte Modewort recht à propos unter meiner Feder gefunden zu haben! Ich hoffe, es erwirbt meinem Büchlein die höchſte vogue.) Mit ihm oder nach ihm bildeten die Franzoſen ſich aus und Rauch und Thorwaldſen. Von Rauch nenne ich nur das Monument der ſchlafenden Königin im Garten von Sansſouci; ich kenne kein ſchöneres, kein heiligeres als dieſe einſame, ſtille Geſtalt, die, wie in einem Himmel, in ihrer eigenen ſeligen Schönheit ruht. Seine ewigen Portraitbüſten und ewigen Blücherſtatuen ſchläfern ſeinen Genius ein, und das iſt ihm nicht zu verdenken. Überhaupt ſcheint mir die gegenwärtige Mode, das Gedächtniß von Königen, Feldherren, Schriftſtellern u. ſ. w. durch eine einzige Statue zu ehren, welche ſie ſelbſt darſtellt, nicht günſtig für die Kunſt, weil die Mitwelt von ihr begehrt, daß ſie den Menſchen, wie er leibt und lebt, mit Frack, Hut und Stiefeln hinſtelle. Welche Freude für den Künſtler, ein

Paar Stiefel zu machen! Ich finde aber, daß die Mitwelt ſowol in dieſem Anſpruch als in ihrer Denkmalmanie grandement Unrecht hat. Wenn man funfzig Jahre nach dem Tode eines ausgezeichneten Menſchen ihm ein Monument errichtete, ſo hätten Huldigung und Dankbarkeit nichts verſäumt und zugleich der Nachwelt keine Mittelmäßigkeit überliefert. Die Größe eines wahrhaft großen Menſchen iſt nach funfzig Jahren ſtralender als nach fünfen; ſie haben erwieſen wie hoch er über der Maſſe war, und dieſer erhabene Standpunkt reiht ihn ſogleich den Heroen des Menſchengeſchlechts an, ſo wie alle Schneeberge der Schweiz noch beiſammen zu liegen ſcheinen, obwol viele Meilen ſie trennen. Solche freie, der ewigen Geſchichte und nicht einer vorüberrauſchenden Epoche angehörende Geſtalten ſind als Statuen eben ſo beengt durch die Kleider ihrer Zeit, als ſie es im Leben durch deren Um- und Zuſtände waren. Warum nicht die typiſche Tracht Marc Aurel's für den Feldherrn, den weiſen und gerechten König? Ich ſah im vorigen Winter in Rauch's Atelier ein kleines Modell zu einer Reiterſtatue Friedrich's II., und zwar in voller Uniform mit dem dreieckigen Hut, und hätte es gern vernichtet, weil mir ahnt, daß gerade dies und nicht das antike zur Ausführung kommen wird. Warum nicht für den Dichter

die leichte, anmuthige griechiſche Kleidung? Dieſe matten Schlafrocksgeſtalten erinnern peinlich an Studirzimmer und Schreibtiſch. Das hat nicht Schiller, nicht Byron verdient, und ſo ſind doch beide aus Thorwaldſen's Hand hervorgegangen; eben ſah ich ſie in ſeinem Atelier.

Da konnt' ich meine Vorliebe für Basreliefs befriedigen! Ich glaube, daß kein Bildhauer ſeit den Alten ſolche Meiſterſchaft in dieſem Fach erreicht hat. Der Ruhm des Alexanderzuges klingt wie der des königlichen Heros durch die Welt; aber er hat unzählige andere gemacht, welche zwar nicht an Großartigkeit, jedoch an Grazie und Phantaſie mit ihm wetteifern, z. B. die Geſchichte der Pſyche in einer Reihe einzelner ovaler Medaillons; Scenen aus Diana's und Endymion's verſchwiegener Liebe; andere zum Homer; vier ziemlich große, welche Amor als den Überwinder der Elemente zeigen; ein Handel mit Liebesgöttern — deliciös! Der Greis ſtreckt ſehnſüchtig die Arme nach dem Amor aus, der ihm entflattert, zwei junge Weiber ſchmeicheln und hätſcheln den ihren, ein ernſter Mann ſitzt nachdenklich und gebeugt da, indeſſen der Amor ihn triumphirend über die Schulter anſieht, ein kleines Mädchen drückt gelaſſen den Amor, welcher aus dem Korbe der Verkäuferin zu ihr ſtrebt, unter den Deckel

zurück. Endlich zwei runde Basreliefs, die ich freilich nur andeuten kann, indem ich die Nacht und den Tag nenne, denn in der Art, wie die Gestalten schweben, liegt ihre zauberische Anmuth. Die Nacht trägt zwei Kinder im Arm, über die sie sich sorgsam beugt, und eine Eule fliegt hinter ihr; auf die Schulter des Tages stützt sich leicht der reizende Knabe Lucifer mit der Fackel. Seine Statuen machten wenig Effect auf mich, hier, wo mein Auge sich an die griechischen Meisterwerke gewöhnt hat, sogar der Adonis, der mich vor wenigen Jahren in München entzückte.

Wie in Florenz die Statuen neben den Gemälden, so verschwinden hier die Gemälde vor den Statuen, wenn auch nicht an Masse. Vatican und Capitol haben freilich nur kleine Bildersammlungen, aber Kirchen und Privatgallerien liefern eine unendliche Menge von Gemälden. Die Cinquecenten herrschen vor, die Schüler und Nachfolger Rafael's und Michel Angelo's, Männer von großer Eitelkeit, einigen Studien, mäßigem Talent und gar keinem Genie. Das sind nicht meine Leute! Man wird das ungerecht und übertrieben finden; man wird sagen: aber Dominichino, aber Guido Reni, aber Correggio! Ich antworte: sie laborirten an der Krankheit ihres Zeitalters, an eitler Gefallsucht. Der Künstler, der bei der Schöpfung eines Werkes nicht einsam

iſt mit ſich ſelbſt und ſeiner Idee wie auf einem Stern, wird nie ruhig und unbefangen arbeiten; Seitenblicke und Nebenabſichten ſtören ihn fürchterlich. Er darf nicht an das Nützen denken und nicht ans Gefallen; jenes iſt Sache der Wiſſenſchaft und des Handwerks, dieſes einer Kunſt, welche nur Sklaven üben dürfen, denn eine Odaliske muß allerdings darauf bedacht ſein, daß ihr Tanz dem Sultan, und ein Hofpoet, daß ſein Gedicht dem Fürſten gefalle. Künſtler müſſen bedenken, daß ſie Sterne ſind, die von der großen Gottesſonne ihr Licht empfangen — wie ich das in meinem Aſtralion geſagt habe —, nicht um ſelbſt damit zu paradiren, ſondern um das heilige Licht über die Nächte der Welt zu gießen. Aber um Girandolen in Tanzſälen, Wachslichter auf der Speiſetafel, Alabaſterlampen im Alkoven und Straßenlaternen zu ſein, dazu ſind die Sterne zu groß oder zu klein. Jene Maler ſtrebten nach der Ehre, Alabaſterlampen im Alkoven, wie manche moderne Schriftſteller danach ſtreben, Straßenlaternen zu werden.

Selten, ſelten, vielleicht ehe die Welt ihnen berauſchenden Weihrauch geſpendet, oder in einem Moment jenes kräftigen Selbſtbewußtſeins, das der Weihrauch nicht geben, wol aber umnebeln kann, traten jene Männer mit einer Leiſtung auf, welche ihren übrigen

Leiſtungen ſo ähnlich iſt wie eine ſchöne Handlung einem flachen Leben. Da malte Dominichino den heiligen Hieronymus, welcher ſterbend knieend das Abendmahl von einem Biſchof empfängt. Die magere, halbnackte, cadaveröſe Greiſengeſtalt iſt voll Wahrheit, ohne widerlich zu ſein, und das erlöſchende Auge ſtralt von tiefer Andacht. Da malte Guido Reni die Madalena della Radice einfach, traurig und ganz ſo ſchön, wie dieſe ſchönſte der Heiligen es ſein muß; und Correggio den heiligen Franciscus in der dresdener Gallerie, der, wenn auch nicht ganz unbefangen, doch das unbefangenſte Bild iſt, welches ich von dieſem Meiſter kenne. Er hat ſich, ich weiß nicht in welche ſeltſame, gewaltige Freudigkeit hineingearbeitet, die ſeine Geſtalten zu Caricaturen macht; ſie lächeln, ſie zappeln, ſie drehen, biegen und ſchmiegen ſich, als wollten ſie vor Freude aus der Haut fahren. Bei Tanz und Trunk von Teniers Kirchweihen iſt das an ſeinem Platz; doch Madonnen und Engel dürfen nicht dergleichen Schwenkungen machen.. Im Vatican iſt ein Chriſtus, der auf Wolken thront und die Arme ausbreitet, gerade wie ein hübſcher munterer commis-voyageur, der zu ſeinen Gefährten ſagt: Kommt her, ich will euch guten Wein zu trinken geben. So etwas mögen diejenigen bewundern, welche in rothen

Backen und großen Augen die Schönheit finden. Ach Gott, die arme Schönheit muß sich schrecklich mißbrauchen lassen von den Künstlern und ist, weil alle sie mit vollen Händen ausgeben wollen, gemein geworden, wie eine Scheidemünze.

Zwischen der Unzahl dieser sogenannten Cinquecenten finde ich bei Guercino am wenigsten Affectation und am meisten Kraft, obzwar letztere oft in Gewaltsamkeit übergeht, besonders in den ganz schwarzen Schattenpartien, die wie Tinte über manche Bilder fließen. Die Sibylla Persica im Capitol hat nicht diesen Fehler. Weniger reizend als die holdselige Sibylla Samia in Florenz, ist sie auch weniger weichlich; sie hat sich entschlossen, den Schmerz der Gegenwart für den Trost der Zukunft anzunehmen. Die Sibyllen waren zu den Heiden gesendet wie die Propheten zu den Juden, um die Erscheinung Christi zu verkünden, von der sie die Ausrottung des Bösen hofften, welches die Welt überwucherte. Zu dieser Mission gehörten starke Seelen, die das Verderben der Zeit in seinem ganzen Umfange überblickten, ohne von ihm angesteckt zu werden, und den Schmerz darüber empfanden mit heiligem Zorn und erschütternder Klage, aber ohne Verzweiflung; sie badeten ihr Herz frisch in dem Gnadenstrome der Offenbarung. Ob die Ge-

ſchichte etwas von den Sibyllen weiß, geht mich nichts an; ich halte mich an die Legenden. Dominichino hat die Cumäiſche gemalt, die ſehr berühmt und durch zahlloſe Copien bekannt iſt. Sie gefällt mir nicht, ſie ſieht ganz bewildert aus; das ſchickt ſich nicht für eine Sibylle, und der Maler thut ihr Schaden, der gerade dieſen Moment feſthält, welcher in einer ſtarken Seele nur vorübergehend ſein kann. Ferner hat ſie eine rothe Naſenſpitze. Dies Unglück haben manche Frauen beim Weinen; wahrſcheinlich rührt daher die Gleichgültigkeit mancher Männer gegen Thränen.

In dieſer Epoche der höchſten techniſchen Kunſtvollendung, wo Pinſel und Farbe auf eine Weiſe behandelt wurden, die das Entzücken und die Verzweiflung der gegenwärtigen Malerei ausmachen muß, gelangte das Portrait zu ſeiner höchſten Blüte. Es iſt unbegreiflich, welch ein Leben die alten Meiſter ihren Portraits einzuhauchen wußten! Bei ihrem Anblick zweifelt man nicht, daß die dargeſtellten Perſonen einen Rücken hatten. Kann man aber dieſe Zuverſicht zu einem modernen Bildniß haben? Da iſt das Vordertheil eines Atlaskleides gemalt und darüber Bruſt und Geſicht, auch glatt wie Atlas; eine Rückenſeite hat dieſe Figur nicht, die graue Leinwand iſt ihr Rücken. Sie ſieht aus wie ein Pilaſter; ein

Portrait von Rafael und den Venetianern wie eine Säule.

Ich habe mir eine charmante kleine Gallerie von Portraits aus den verſchiedenen römiſchen Gallerien angelegt.

Palaſt Borgheſe: ein Mann im enganliegenden, ſteif-glatten, ſchwarzen Sam[illegible]retrock, der einen weißen Ärmel hat; ſchwarzes Sammetbarett ſeitwärts auf röthlich-gelbes Haar gedrückt; breite blaſſe Stirn und breite Backenknochen; gebogene ſtarke Naſe; das Geſicht in einem ſpitzen Kinn auslaufend, welches durch einen kurzen, röthlich-gelben, in zwei Spitzen ſich theilenden Bart noch länglicher wird; katzenkopfartig, aber nicht gemein, nicht einmal häßlich. In dem farbloſen Geſichte liegen große bräunliche Augen ſeltſam ſtill unter breiten Augenliedern, wie ſchlafende Löwen. Wenn die aufwachen, welche Beute werden ſie begehren? — Das iſt Cäſar Borgia. Der Maler wird Rafael genannt; doch Cäſar Borgia war todt, wenigſtens hatte er Italien verlaſſen, als Rafael im Stande war ſolch ein Gemälde zu malen. Dieſen Widerſpruch mögen die Kunſtkenner erforſchen! Der eine weiße Ärmel bei dem rabenſchwarzen Anzuge iſt von ſchauerlichem Effect! Der Mann ſieht dadurch aus wie ein Gezeichneter, halb geſpenſtiſch, halb galeerenſklavig.

Palaſt Doria: Liebreizendes Frauenbild, königlich in hochrothen Sammet gehüllt, Kleid, Mantel, Hut — Alles von dieſem ſchweren, einfarbigen Stoff, worauf das zarte Antlitz, Schultern und Hände förmlich beſchützt liegen. Man freut ſich recht, dieſe ſchöne, ſanfte Frau im Schirm und Glanz des Purpurs zu wiſſen. Das geſcheitelte nußbraune Haar fließt lang und glatt über den Nacken, ohne ſich mit dem braunen Pelze des Mantels zu vermengen. Sie lächelt halb kühl und halb bezaubernd. Die Haltung, die feinen Züge ſind vornehm-ruhig. Johanna von Arragonien nennt man ſie und den Maler Leonardo da Vinci.

Palaſt Barberini: drei Frauenportraits, die verſchiedenartigſten an Form und Ausdruck, welche auf der Welt zu finden ſind, durch ein ſeltnes Glück neben einander, in einem kleinen Zimmer, gut beleuchtet. No. 1. Ein ganz junges, höchſtens ſechzehnjähriges Mädchen, mit ganz feinen kindlichen Zügen voll Schüchternheit und Wehmuth, und mit ſchönen Rehaugen, die rothgerändert von Thränen ſind und klagend anblicken, während der Kopf etwas gewendet iſt. Ein weißes Tuch umwickelt ihn; einzelne blonde Haarſtreifen hängen nachläſſig daraus hervor. Ein andres weißes Tuch verhüllt den Nacken und Hals; nur das Antlitz iſt frei, wie bei einer Leiche. Guido Reni's

kränkliches Colorit paßt für dies Schneeglöckchen, das vor der Zeit ſterben muß und zwar auf dem Schaffot, denn dies iſt die unglückſelige Beatrice Cenci. Keine Schuld liegt auf dieſen Zügen, nur herzbrechender Schmerz, doppelt rührend bei ihrer großen Jugend. Obwol öffentlich in Rom zu Anfang des 17. Jahrhunderts hingerichtet, ſchweben doch Schleier über ihrer Geſchichte, die wol nie ganz gelüftet werden können, weil mächtige Familien darin verwickelt und von Anfang an bemüht waren die Wahrheit nicht auftauchen zu laſſen. Und ſo iſt denn dieſer arme liebe kleine Kopf mit dem Verbrechen des Vatermordes und der Schmach des Schaffots bezeichnet. Aber war der Mord ein Verbrechen? Iſt Nothwehr, wenn ſie auch zum Äußerſten greift, Sünde? Wenn Cenci ſeiner Tochter, wie ein Fremder, Empörendes zumuthete, weshalb ſollte ſie ihm nicht wie eine Fremde gegenübertreten? Ich denke, in unſrer Zeit würde ſie nicht hingerichtet werden. In dieſem Punkte will ich gern den Fortſchritt der Civiliſation anerkennen! Da ich, Gott Lob! nicht die Jurisprudenz ſtudirt habe, ſo kann ich nicht beurtheilen, ob und was für Veränderungen die alten Geſetze erlitten; aber gewiß ſind die Richter in ihrer Anwendung menſchlicher worden. Sie müſſen ſich ſogar vor dem entgegengeſetzten Fehler hüten, denn

man liebt jetzt die Paradoxen und das Vernünftige bis zur Caricatur heraufzuſchrauben. Frankreich iſt noch weiter gegangen; da iſt die allgemeine Ehrloſigkeit ſo hoch geſtiegen, daß die Jury nicht im Stande iſt, Handlungen der Niederträchtigkeit und gemeiner Felonie ſtrafbar zu finden. Und da iſt doch die Grenze! O, es braucht nicht immer eine gemeine, bösartige Seele zu ſein, welche aus Leidenſchaft ein Verbrechen begeht, und wenn der Richter das erkannt hat, ſo mag er wol zaudern das Schuldig auszuſprechen; aber wie kann er das bei einer Ehrloſigkeit? Dagegen hat doch Jedermann von Natur ein guten, loyalen Haß — hoff' ich! — Gott, die zarte Beatrice Cenci hat einen Vatermord begangen, und ich rede von der Jurisprudenz! Les extrèmes se touchent.

No. 2. Nun, da iſt ein andres Bild als ſchneidender Contraſt zum erſten. Ein brünettes Weib, über die erſte Jugend längſt hinaus, vom Gürtel aufwärts entkleidet, mit ſchöner Bruſt und wunderſchönen Schultern; mit weißen Armen und dunkler gefärbten Händen, wie das bei einer arbeitſamen Menſchenklaſſe der Fall; mit einem markirten Geſichte, das durch ſchwarzes, ſtarkes Haar und eine große Naſe faſt hart wird, und das funkelnde ſchwarze Augen erhellen, doch nicht verklären. Denn das Feuer in dieſem Auge hat

nicht Liebe angezündet, nicht Sehnſucht, nicht Verlangen, nicht Wolluſt, nicht Üppigkeit, nein! Lüſternheit. Der ſtechende Blick, der aus dieſem brennenden, ſeitwärts gewendeten Auge fällt, macht wie der Funke, der aus dem Kamine ſpritzt, einen ſchwarzen Fleck da, wo er trifft. Der zwiefache Zauber der Liebe und der Kunſtvollendung hat dies Bild geſchaffen, denn es iſt die Fornarina von Rafael's Hand; ſein Name ſteht auf ihrem Armbande. Ich hatte ſchon in drei andern Gallerien Copien des Bildes von Giulio Romano geſehen und wollte nicht an die Richtigkeit des Ausdrucks glauben, indem Giulio Romano das Talent beſaß, einer von Rafael gezeichneten Madonna einen frechen Ausdruck zu geben; doch die Fornarina konnte ſelbſt von ihm nicht übertroffen werden. Es iſt mir ſehr auffallend, daß Rafael nie, nie irgend einem Weiberkopfe die geringſte Ähnlichkeit mit der Fornarina gegeben, obgleich er ſie bis zum Ende ſeines Lebens geliebt hat. Es muß doch ſehr lockend ſein, ein geliebtes Antlitz verherrlicht der Unſterblichkeit zu überliefern! Er hat ſich begnügt ihr Bildniß unverſchönt zu malen, und wenn er andre Geſtalten malte, ſo fand er ihre Züge nicht in ſeiner Seele. Welch ein Widerſpiel zu Petrarca! und Beide wie begreiflich, wenn man die Portraits der zwei Geliebten betrachtet, von denen die

Eine im Gewähren, die Andre im Verſagen ſo weit, weit über die Grenze holdſeliger Weiblichkeit hinaus ſind, daß die Liebe zu jener nur eine Gewohnheit der Sinne und zu dieſer Gewohnheit einer nüchternen Phantaſie war. Übrigens iſt Laura's Bild von Bronzino nicht hier, ſondern in München.

No. 3. Die Cenci und die Fornarina wird man ſich ziemlich treu vorſtellen können; allein, was ich von dieſer Frau auch ſagen möge, wird immer nur ſein, als hätte ich einen Diamant beſchrieben. Ein Kopf, wo die Schönheit der Züge mit der Anmuth, und der Ausdruck hohen Ernſtes mit der ſüßeſten Weichheit verſchmilzt, iſt im Gemälde eben ſo ſelten und eben ſo bezaubernd als in der Welt. Der glückliche Titian hat ihn bei ſeiner Bella gefunden; oder hat er dieſen Typus der Schönheit für ſeine Bella gewünſcht und erfunden? Ich habe ſchon drei geliebte Frauen von ihm geſehen, die ſich alle ähnlich ſind: daſſelbe volle, zarte Antlitz, daſſelbe bräunlich-goldne ſchwere, lange Haar, daſſelbe farbenmatte und lebenskräftige Colorit! Wär' ich ein Mann, ich ginge nach Venedig, um Nachforſchungen anzuſtellen, ob das Geſchlecht der Belle di Tiziano ohne Nachkommenſchaft geblieben. Dieſe zeichnet ſich vor den andern durch einen tiefen Ernſt aus, der ihre warme herrliche

Schönheit hebt wie ſchwarzer Sammet eine Perlenſchnur. Sie iſt faſt ganz en face, und das dicke Haar wellt ſich zu beiden Seiten des Geſichts herab und auf den Nacken; der Kopf ruht darin wie in einer Glorie. Die ganze Perſon gleicht einer matten Goldarbeit, ſo vollkommen an Material, ſo zart in der Ausführung, ſo hoch an Werth. Sie trägt die pomphafte venetianiſche Tracht ihrer Zeit, das ſchwere dunkelrothe Stoffkleid, die langen bauſchigen Ermel, die breite Goldkette vom Gürtel ſeitwärts herabhangend, an der rechten Hand einen Handſchuh; den Buſen bedeckt eine allerliebſte kleine Chemiſette von Battiſt, fein mit dunkelrother Wolle geſtickt. Es bringt dieſem wunderbaren Weſen keinen Makel bei, daß ſie — dennoch iſt es ſchwer zu ſagen, weil ſchwer zu glauben! — daß ſie — ſchielt! ihre goldbraunen Augen blicken nicht in gleicher Richtung.

Palaſt Sciarra: Wieder eine Bella di Tiziano, in der äußern Erſcheinung jener ziemlich ähnlich, im Ausdrucke verſchieden, lächelnder, üppiger. Sie hat ihr langes Haar über die Schulter genommen und faßt es in der rechten Hand zuſammen, nachläſſig, doch mit ſtillen Liebesgedanken; aber die ſind in ihre Anmuth gehüllt, wie der Duft in die Roſe, ſind nicht in Brutalität ausgeartet wie bei der Fornarina. Sie

iſt ſchön, daher liebesgewohnt, jene unſchön, daher liebebegehrend. Das macht einen unermeßlichen Unterſchied, giebt der Einen die reizende Nachläſſigkeit, welche ſich nicht die Mühe nehmen mag, den kleinen Finger aufzuheben, und der Andern eine Spannung, worin ein ſonderbares Gemiſch von Angſt und Trivialität liegt. — Die dritte Bella will ich hier nur beiläufig anführen; ſie iſt im Palaſt der Iſola Bella und hat auch ihr Haar zuſammengefaßt, während Titian hinter ihr ſtehend ihr einen kleinen Spiegel vorhalten will. Im Palaſt Pitti führt ein Portrait denſelben Namen, ſtellt aber eine ſteife dümmliche Perſon vor, die gewiß nicht nach ſeinem Geſchmacke war.

Ferner iſt im Palaſt Sciarra ein unbekanntes Männerportrait von Rafael, genannt „der Violinſpieler". Ein junger Mann im grünen Rock mit Pelzkragen ſieht über die Schulter zum Bilde hinaus. Traurige braune Augen, fatiguirte Züge, glatt herabhängendes Haar geben ihm den Ausdruck eines Künſtlers und eine entfernte Ähnlichkeit mit Rafael ſelbſt.

Palaſt Corſini: Großes Gemälde von einem Manne in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, zierlich mit Weiß gepufft und mit Gold beſetzt; über der Halskrauſe ein kleiner glatter dunkelblonder Kopf mit einem bleichen Geſichte, worin der große, breitlippige, von einem ſtarren Lächeln

etwas geöffnete Mund mehr hervortritt als das todte Auge. So hat Titian Philipp II. gemalt. Iſt dieſe ſtarre Unbeweglichkeit Maske, oder der Ausdruck einer Natur, welche nur von Außen den Impuls zu ihren Handlungen empfängt? Auf jeden Fall war dies ein Menſch von beſchränkten Fähigkeiten, und die ſind in keinem Widerſpruch mit Philipp's Charakter. Man muß ſich ſchwach fühlen, um grauſam zu ſein.

Der ſchönſte Murillo, den ich in Italien geſehen, iſt hier: ein unbekanntes Männerportrait von jener tiefen Schönheit, welche Murillo's Pinſel charakteriſirt und Männerſchönheit mit zwei Worten umfaßt: Kraft und Klarheit — jene ſich ausſprechend in den edeln feſten Zügen, der ſtolzgebogenen Naſe; dieſe in dem marmorfarbenen Colorit und dem ernſten, tiefbraunen Auge. Ein Kopf, wie man ihn bei einem Freunde wünſcht, ich ſage nicht, bei einem Geliebten; da werden extraordinäre Nüancirungen begehrt.

Das feine geiſtreiche Portrait des Cardinal Caſtiglione in jungen Jahren, von Rafael, würde ich nennen, wenn es möglich wäre, von Rafael'ſchen Portraits anders zu ſprechen als in der Weiſe, die Voltaire bei der Kritik von Racine's Tragödien anwendete: admirable! sublime!

Wie die deutſchen Bilder geſetzt und ehrenfeſt neben

den italieniſchen ausſehen! Holbein und Vandyk, ich nehme den Flamländer als einen Transalpinen mit zu den Deutſchen, welche in England und den Niederlanden ſo viel mit Fremden zuſammenkamen und Fremde malten, haben doch etwas — wie ſoll ich ſagen? — Bürgermeiſterliches in ihren Portraits: ſie ſind ſehr lebendig, ſehr wahr, ſehr natürlich, ſehr ſprechend; aber bei Holbein muß ich immer denken, daß ſich die Würde eines Bürgermeiſters von Baſel als Non plus ultra von Männerwürde überhaupt in ſeine junge Seele gedrückt hat; und Vandyk malt ſeinen Rittern ſo prächtige Halskragen und Manſchetten von brüſſeler Spitzen, daß ſie ganz und gar wie ruhige, wohlhabende Handelsherren ausſehen, wenn ihnen auch der kriegeriſche Knebel- oder Zwickel-, oder wie die Bartſorte heißt, nicht fehlt. Ach, der Bart macht es ja nicht! das ſieht man heutzutag. Gott, was haben die Männer raiſonnirt über die Frauenmoden, über falſche Locken, Schnürleib und Ballonermel, über zu kurze und zu lange Röcke, über zu wenig oder zu viel verbrauchten Stoff! wie Kaufleute berechneten ſie die Ellenzahl, wie Ärzte Vorzug und Nachtheil für die Geſundheit! Bücher ſind damit vollgeſchrieben! In Luſtſpielen und Romanen mußte eine ältliche Schöne zeigen, wie abgeſchmackt ſolche Moden ſind! Jetzt

können die Frauen ſich rächen und ſagen: Etwas Abgeſchmackteres und Widerlicheres als die jetzigen Bärte iſt nie erdacht worden, dagegen ſind Reifrock und Perrücke anmuthig, denn ſie waren doch in Übereinſtimmung mit der übrigen bauſchigen Tracht. Aber nun gehen die Männer mit Bärten einher wie die alten Patriarchen, wie Plato oder da Vinci, und haben dazu an, ſtatt des großartigen Gewandes, ſtatt Turban oder Sammetbarett mit imponirender Feder, ein kleines, enges, dürftiges, elend-kurzes Röckchen, einen abſcheulichen Hut mit fingerbreitem Rande, ein Spazierſtöcken, dünn wie eine Stricknadel, gelbe Handſchühchen, feſt um die Hand zugeknöpft, und ein Anſehen, als wäre ihre ganze Seele — oder das, was bei ihnen deren Stelle vertritt, ihre Eitelkeit — auf den Bart concentrirt, ihn zu pflegen, zu ſchmücken, zu präſentiren, die Beſchäftigung und die Wonne ihres Lebens, und ihr ganzes Sein nur ein Anhängſel dieſes majeſtätiſchen Bartes. Auf Spaziergängen und in Muſeen ſehe ich zuweilen miraculöſe Bartexemplare, von denen ſich Vandyk's Patricier nichts träumen ließen. Einige gute Portraits von Vandyk und Holbein, der hier „Olbens" genannt wird, ſind im Palaſt Corſini; auch wird da das Zimmer gezeigt, wo die wunderliche Königin Chriſtine von Schweden

geſtorben. Es war mir gerade ſo gleichgültig wie dieſe abenteuernde, bouffonhafte Frau ſelbſt.

Apropos der römiſchen Paläſte! Es wird zuweilen erzählt, ſie wären ſo ſchmutzig gehalten, daß man nicht ohne Ekel über ihre Veſtibüle und Treppen gehen könnte. Das iſt nicht wahr. Die Paläſte Corſini, Doria, Borgheſe ſind durchaus elegant gehalten; andere, wie der Palaſt Farneſe, ſind etwas verfallen, aber von widerlichem Schmutz keine Spur. Den kann man ihnen nicht vorwerfen, wol aber den meiſten die geſchmackloſe Überladung, welche den Bauſtyl der letzten Jahrhunderte bezeichnet. Der venetianiſche Palaſt, ein Gebäude aus früherer Zeit, ſieht dazwiſchen aus wie ein ernſthafter geharniſchter Ritter zwiſchen den Höflingen Ludwig's XIV. Der Palaſt Altieri iſt der einzige, der wie ein vornehmer Mann, edel und ruhig ausſieht. Andere Paläſte ſind unvollendet geblieben; irgend ein Cardinal oder Nepote begann ihn nach ungeheuerem Maßſtab, und eh der Bau beendigt war, ſtarb er ſelbſt oder ſein Beſchützer, und die Erben hatten weder Luſt noch Geld, das koſtſpielige Unternehmen fortzuſetzen. Eine ganz widerwärtige Mode war die, Kirchen und andre Gebäude mit bunten, leichtſinnigen Façaden zu verſehen und ihnen übrigens ihre delabrirte Geſtalt zu laſſen. Das Capitol ſelbſt

iſt ſo: nach dem vordern Platze hin ſauber zugeſtutzt und die Rückſeite, nach dem Forum Romanum, ganz vernachläſſigt, ein groſses Mauerwerk, das unregelmäſsig mit Fenſtern durchbrochen iſt. Die beiden Gebäude rechts und links, welche die Kunſtſammlungen enthalten, ſind gerade ſo: vorn Hallen, Säulen und Pilaſter; ein Schritt um die Ecke — confuſes, grobes Gemäuer! Das iſt nicht nach meinem Geſchmacke; ich liebe keine Purpurgardine vor einem unordentlichen Bette, und die Alten waren meiner Meinung und bauten aus einem Guß. Aber freilich — die Alten badeten ſich, die Modernen waſchen ſich; das hat Alles ſeinen Zuſammenhang. — Muß ich vielleicht zuweilen wie Sancho Panſa ſagen: „Gott verſteht mich“? —

Zwei kleine traurige Geschichten.

Das Blut fließt im Süden mit gewaltiger Strömung durch die Adern, wie der Waldbach durch ein enges, tiefes Bett brauſt. Drum iſt die Leidenſchaft heftig und ungezügelt, wenn nichts ihren Gang hemmt. Wirft das Schickſal ihr aber Klippen entgegen, die ſie mit ihren Wogen und Wellen nicht triumphirend überfluten kann, wird die Sehnſucht zu glühend, die Reue zu nagend, der Schmerz zu giftig, ſo wird das raſche Blut davon aufgehalten und zurückgedrängt wie von einem Damme, ſeine Flut ſteigt und ſteigt, und das Herz geht darin unter, gleich einer blühenden Inſel in den vulkaniſchen Bebungen des Oceans.

1. Die Flucht.

Es war eine ſtille, heiße Mondnacht, ſo ſtill, daß ſogar das nie verſtummende Geſchwirr im Hafen verſtummte, ſo heiß, daß der erquickende nächtliche Meerwind ſich in verſengenden Scirocco verwandelte. Signora Antonina Biondi ſaß auf ihrer kleinen Terraſſe und ſah bald in den Mond, bald auf das Meer, ziemlich gedankenlos, wie das bei großer Ermattung der Fall iſt, und nichts ermattet mehr als der Druck ſolcher ſchweren bleiernen Luft, in welcher die Nerven ohne Elaſticität ſind, wie die Saiten einer Harfe, die lange im Regen geſtanden. Wenn Antonina Biondi aber auch nicht von dieſer allgemeinen Erſchöpfung angeſteckt geweſen wäre, ſie würde dennoch nicht gedacht haben, denn in ihr war Alles — Gefühl, heißes, überwältigendes, beſinnungsloſes Gefühl. Sie ſaß auf einer Marmorbank zwiſchen zwei Cypreſſen, im leichten weißen Gewande, das dunkle Haar nachläſſig von der Stirn geſtrichen, ſo ſchön, daß der Mann, dem ſie angehörte, ſich dieſer Göttin gegenüber unfehlbar zum Gott erhoben gefühlt hätte — nämlich wenn dieſer Mann ein Liebhaber geweſen wäre. Den hatte aber Antonina nicht, ſondern einen Gatten, den ſie innig liebte, und der ſich in ihrem Beſitze ſehr glücklich

fühlte, aber nicht wie ein Gott, ſondern wie ein verſtändiger Mann. Jetzt war Don Fortunato Biondi in Geſchäften nach Marſeille gereiſt und ſollte binnen cht Tagen nach Genua zurückkehren.

Antonina fuhr empor. Sie hatte in der Ferne ſeltſames Geräuſch gehört, einen dumpfen Schrei! — nicht doch! Alles blieb ſtill — nur ein flüchtiger Schritt wehte wie ein Lüftchen durch die ſchweigende Nacht, näher — näher! und in der Ferne hub großer Lärm an, viel Tritte, viel Stimmen. Die Wache! Straßenunfug! dachte ſie, erhob ſich und wollte ſich in das Zimmer begeben, das mit zwei großen geöffneten Fenſterthüren den Ausgang auf die Terraſſe hatte; es war ihr Schlafzimmer. Da erſtarrte ihr Blut vor Entſetzen, denn ein Mann war mit Lebensgefahr die ſteile hohe Mauer von der Gaſſe emporgeklettert, ſprang über die Brüſtung auf ihre Terraſſe, ſah ſich wild um und warf ſich ihr zu Füßen, eine Hand auf ſeine Lippen legend, mit der andern auf ihr Haus deutend. Bewußtlos vor Angſt nickte ſie bejahend; der Mann verſchwand in ihrem Gemache, ſie fiel auf die Bank zurück und nahm mit Grauſen wahr, daß die Wache ſich vor ihrem Hauſe aufſtellte.

Donnerſchläge an die Thür weckten die Diener; die Wache gab ſich zu erkennen, begehrte Einlaß: ein

Mörder habe ſich hier verſteckt. Die Weiber ſtürzten kreiſchend in das Gemach der Gebieterin, fanden ſie auf der Terraſſe und bemerkten nicht ihre Verſtörung. Der Anführer der Wache folgte den jammernden Frauen, bat die Signora der Störung wegen ſehr um Entſchuldigung, aber er müſſe ihr Haus durchſuchen, denn ein blutender Leichnam liege unten in der Gaſſe, und der Mörder ſei wie eine Katze dieſe Mauer hinaufgeklettert.

„Sie läuft aber an vielen Terraſſen hin", entgegnete Antonina gefaßt, „und ich habe auf der meinen Niemand geſehen. Indeſſen thun Sie Ihre Schuldigkeit."

Stand der Flüchtling während dieſer Durchſuchung Qualen aus, ſo litt Antonina nicht minder Todesangſt; denn, wenn er gefunden wurde, mußte ſie nicht als ſeine Mitſchuldige erſcheinen? und da ſie nicht wußte, wo ſich der Miſſethäter verborgen, ſo bebte ſie bei jeder geöffneten Thür. Aber man fand ihn nicht, obgleich man jeden Winkel, jeden Kamin, ſogar den Alkoven ihres Schlafgemachs durchſtöbert hatte. Die Wache zog ſich zurück und ſtellte ſich längs der verdächtigen Mauer auf. Die Dienſtboten waren beruhigt und ſuchten den unterbrochenen Schlaf einzubringen; nur Antonina's Angſt begann jetzt erſt recht,

denn sie sah ein, daß dieser Mörder, dieser Verbrecher, dies Ungeheuer sich in ihrem Hause, weiß Gott, wie und wo! aufs geschickteste verborgen habe. Alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, welche dieser Umstand erzeugen konnte, zogen wie Fieberbilder an ihr vorüber. Sie mochte sich nicht schlafen legen und zitterte doch, allein im Hause zu wachen. Endlich warf sie sich in ihrem Schlafzimmer vor dem Betpulte an ihrem Bette nieder und betete halblaut:

„Heilige Jungfrau, nimm den Unseligen in deinen Schutz und verhüte, daß mein Mitleid kein Unheil über mich und Fortunato bringe."

Bei dieser sanften Stimme und diesen schüchternen Worten bewegten sich leise die Vorhänge ihres Bettes, theilten sich, ein blasses Gesicht blickte hervor, und das leise Wort:

„Signora, ich bin Ihr Schützling!" beruhigte Antonina in demselben Augenblicke, als sie entsetzt aufsprang.

„Die Gefahr ist vorüber", sagte sie gefaßt und trat in die Mitte des Zimmers zurück, „stehen Sie auf und sagen Sie mir, ob ich einen Verbrecher beschütze."

Eine schlanke Gestalt wickelte sich aus den Vorhängen, warf sich zu Antonina's Füßen und küßte

den Saum ihres Kleides. Es war ein junger, sehr schöner Mann, mit den feurigen schwarzen Augen und der matt-bräunlichen Gesichtsfarbe, welche den südlichen Physiognomien einen Charakter von so tiefer Leidenschaft geben. Antonina fühlte sich beruhigt durch dies schöne Gesicht, mehr noch durch seine anständige Kleidung und sein Benehmen, als er, vom Boden sich erhebend, sprach:

„Ich ein Verbrecher? Signora, der Todte hat vor dreizehn Jahren meinen Vater getödtet, und ich bin ein Corse."

„Recht!" rief Antonina mit leuchtenden Augen. Das verstand sie. Sie war eine Corsin. Jetzt wollte sie ihn nicht blos schützen, sondern retten. Für den Augenblick machte die Wache Flucht unmöglich. Sie schloß ein Cabinet neben ihrem Schlafzimmer auf, worin sich nur einige Schränke mit Silbergeschirr befanden, schob einen großen Lehnstuhl hinein und wies ihn für die Nacht in dies Gefängniß.

„Hier sind Sie sicher, Signor", sagte sie, nachdem ihre Anstalten beendet waren; „ich allein habe den Schlüssel zu diesem Cabinet, und Niemand ist hier auf Ihrer Spur."

Der Mann küßte ihre Hände und ging in seine Haft. Sie verschloß die Thür und verwahrte den

Schlüſſel ſo ängſtlich, als ob man ihn ihr abfodern könnte. Dann warf ſie ſich angekleidet aufs Bett, um in der Morgendämmerung, wenn die Wachen übermüdet waren, vielleicht ihren Schützling aus dem Hauſe zn ſchaffen. Aber der unruhige, traumdurchwebte Schlummer, in den ſie zuerſt verfiel, ging über in einen tiefen, feſten Schlaf, und Antonina erwachte nicht eher, als bis die Sonne den langen Schatten der Cypreſſen auf die Marmordallen des Fußbodens legte. Sie rang die Hände über ihre Nachläſſigkeit. Ihre Kammerfrau fand ſie in fieberhafter Aufregung und wollte einen Arzt rufen laſſen; aber Antonina verbot es, ließ ſich ankleiden, begehrte Frühſtück, Thee, Wein, Chocolade — Alles, was ihr einfiel, und ſagte ungeduldig, als das Mädchen ſprachlos vor Erſtaunen ſie anſtarrte:

„Siehſt Du denn nicht, daß ich der Stärkung bedarf? Schlafen konnt' ich nicht nach dem Schrecke von dieſer Nacht, drum will ich eſſen."

Ihr Befehl ward erfüllt. Sie ſchloß ſorgſam die Thüren ihres Schlafzimmers zu, die des Cabinets auf, bat den Gefangenen, heraus zu kommen und zu frühſtücken, und ſetzte niedergeſchlagen hinzu:

„Signor, bis heute Nacht müſſen Sie ſchon hier bleiben."

Cinthio Peruzzi hatte aber nachgedacht, daß er nirgends in Genua ſicherer ſein könne, und bat daher demüthig und herzgewinnend:

„Signora, Sie ſind mein Schutzengel, der ſeine Flügel über mich breitet. Wenn Sie mir bis Freitag Abend dieſe Zuflucht gönnen wollen, ſo bin ich geborgen. Denn Freitag geht ein Schiff nach Zante ab, worauf ich ſchon meinen Platz genommen habe; dann gehe ich und kehre nimmer nach Genua zurück. Aber die Erinnerung an Ihre himmliſche Erſcheinung und Ihre himmliſche Barmherzigkeit wird mir heilig bleiben, und Ihnen bleibt die Erinnerung an eine gute That und ein dankbares Herz."

„Bleiben Sie, Signor", entgegnete Antonina freundlich; „drei Tage ſind zwar lang, doch die heilige Jungfrau wird uns ſchützen."

Cinthio warf ſich vor ihr nieder und drückte ihr ſeinen Dank in ſo glühenden Worten aus, daß ſie erröthend mit einer Einladung zum Frühſtück ihn unterbrach. Er war zwar gerührt von ihrer Güte, entzückt von ihrer Schönheit, aber noch nicht genug, um darüber Hunger und Durſt zu vergeſſen, und Antonina freute ſich wie ein Kind über ihren Schützling. Dazwiſchen ſprachen ſie viel von Corſica, und dies heimatliche Land machte Beide vertraut, als wären ſie alte Freunde.

„Heilige Jungfrau!“ rief Antonina plötzlich, „Sie müſſen in Ihre Haft, Signor, denn es ſchlägt eilf Uhr, und ich darf die Meſſe nicht verſäumen.“

Er fügte ſich ihrem Wunſche und ließ ſich geduldig einſchließen, und ſie eilte zur Meſſe. Aber ſie war fürchterlich zerſtreut. Wenn die Leute ihn nur nicht entdecken! dachte ſie immerfort, ohne zu bedenken, daß ſie den Schlüſſel ſeines Kerkers in ihrer Hand hatte, und zwar ſo krampfhaft umſchloſſen, daß er ſie hinderte, die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger gleiten zu laſſen.

Der abräumende Diener verwunderte ſich über den unbegreiflichen Appetit ſeiner Gebieterin, ohne jedoch im geringſten auf einen Helfershelfer zu ſchließen, und erſchrak nicht wenig, als ſie plötzlich wieder da war, entſchloſſen, ein Übelbefinden vorzuſchützen und ihr Haus nicht zu verlaſſen, ſo lange Cinthio ſich darin befand. Als ſie ihr Zimmer erreicht hatte, ſchöpfte ſie Athem. Aber die Thür öffnen wollte ſie nicht. Da war es ihr, als höre ſie ihn ſeufzen.

„Leiden Sie ſehr von der Hitze, Signor?“ fragte ſie theilnehmend.

„Außerordentlich“, entgegnete Cinthio.

Seine Thür öffnete ſich.

„Sie ſind ein Engel!“ rief er gerührt und bedeckte

ihre Hand mit Küſſen. Sie machte ſich los und ein Zeichen, das ihm gebot, ſeine Stimme zu mäßigen. Er ſetzte ſich auf eine Ottomane, und da ſie ſich nicht zu ihm ſetzen und überhaupt in ihren gewohnten Beſchäftigungen nichts ändern wollte, ſo nahm ſie ihre Harfe und ſang und ſpielte ſo lieblich, daß Cinthio mühſam ſein Entzücken zu leiſer Bewunderung herabſtimmte. Er war wie im Rauſche, wie im ſeligſten Traume. Das gegen die Sonne verfinſterte Zimmer konnte wol für einen Kerker gelten, allein dann war die ſchöne weiße Geſtalt mit der goldnen Harfe gewiß ein Engel! Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen und verſank in den Zauber der Muſik und der Schönheit. In ihrem Blicke, ihrem Tone war etwas Magiſches, das ſein Herz wie von unterirdiſcher Glut beben machte und eine Lavaflut der Wonne darüber hinſtrömte.

In den Pauſen der Muſik ſprachen ſie zuſammen, aber leiſe, aber flüſternd; das gab dem Geſpräche das Vertrauliche eines Geheimniſſes, das Schüchterne und Innige der Liebe. Cinthio hatte ſich nie ſo glücklich gefühlt; er ſegnete ſeine Flucht, ſeine Gefangenſchaft, vor Allem ſeine Kerkermeiſterin, und er wußte es ihr in tauſend Worten des Danks auszudrücken, die alle wie Liebesbitten und Liebesverſicherungen klangen. Und

wirklich — eine glühende Seele kann nicht danken, ohne zu lieben, und vielleicht ſollte es Niemand.

Auch Antonina fühlte ſich wunderbar froh und heiter — über ihre gute Handlung. Dann ſchaffte ſie für ihren Schützling, ſo viel ſie unbemerkt konnte, zum Mittagseſſen herbei, und die unruhige Angſt, womit ſie am Morgen Ähnliches gethan, war jetzt ſchon in gefaßte Sorgſamkeit übergegangen. Ihr Intereſſe für Cinthio war bereits zu groß, um ihr nicht im Nothfall die ſicherſte Haltung zu verleihen.

Als der Abend kam und kühlere Luft brachte, bat Cinthio, Antonina möge ihm einen Gang um die Terraſſe erlauben.

„Nicht um die Welt!“ rief ſie erſchrocken; „die Terraſſe iſt zwar nur von dieſem Zimmer zugänglich, aber wenn nicht meine Dienſtboten — andre Leute könnten aus den benachbarten Gärten Sie erblicken; das darf nicht ſein.“

„Sie ſind grauſam, Signora! Wenn Sie wüßten, wie das Zimmer mich beängſtigt! In vierundzwanzig Stunden war ich nicht in freier Luft — und Sie werden jetzt gehen und ſich im Mondlichte erquicken.“

„Nicht, wenn Sie es tröſtet, daß ich Ihren Kerker theile“, ſagte Antonina und verſchloß die Thüren

nach der Terraſſe. Cinthio war ganz beſchämt und bat ſie, ſich nicht in ihren Gewohnheiten ſtören zu laſſen, doch ſie erwiderte lächelnd: „Sie würden mich beneiden, das weiß ich, und damit könnte ich keine Freude genießen, um ſo mehr, da ich ſie lieber Ihnen als mir ſelbſt gönne.“

„Sind Sie ſo reich an Glück, daß Sie die Freuden leicht entbehren können?“ fragte Cinthio geſpannt.

„Ich bin wol glücklich“, entgegnete ſie ſanft, „denn mein Mann liebt mich von ganzem Herzen, und ein andres Glück hab' ich nie gewünſcht.“

Cinthio ſchwieg. Es war ihm zu Muthe, als habe Antonina ihm einen Dolch ins Herz geſtoßen. Er ſchloß unwillkürlich die Augen, ein heftiger Schmerz legte ſich um ſeinen Mund, und als er die Augen wieder aufthat, fielen zwei ſchwere Thränen von ſeinen Wimpern. Sprachlos ſtarrte Antonina ihn an.

„Bah!“ rief er heftig, „Sie ſehen wie nervenſchwach der Kerker mich macht“; und ohne ihre Antwort abzuwarten ging er raſch in ſein Kämmerlein und ſchob von innen den Riegel vor. Das kränkte Antonina. Bildet er ſich ein, daß ich ihn ſtören werde? dachte ſie. Sie that ſehr unbefangen, ſchloß wieder die Terraſſenthüren auf, ſchellte einem Bedien-

ten, ließ ihre Harfe hinaustragen, wie ſie oftmals pflegte, und griff einige Accorde. Aber ſie mochte nicht ſpielen, ſie ging auf der Terraſſe umher, ſah in den Mond, ſah auf das Meer, doch nicht ſo gelaſſen wie geſtern; unabläſſig dachte ſie an Cinthio's Thränen. Sie waren gerade auf ihr Herz gefallen und bohrten ſich darin ein wie zwei Perlen in die Muſchel. O Himmel, wenn es doch erſt Freitag und er fort wäre! ſeufzte ſie und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Cinthio machte ſich unterdeſſen die grauſamſten Vorwürfe, theils über ſeine Heftigkeit, theils weil er Antonina ſo früh ohne Nothwendigkeit verlaſſen. Ich könnte ſie noch hören, noch ſehen! dachte er; doch wagte er nicht, ſein Verſteck zu verlaſſen, alle Thüren waren geöffnet, die Leute konnten zu ihrer Gebieterin kommen. Er lauſchte mit pochendem Herzen auf ihr Harfenſpiel, auf ihren Schritt; aber bald war Alles ſtill. O, nur um Vergebung will ich ſie bitten, meiner Rauhheit wegen, ſprach er zu ſich ſelbſt, ich kann ſonſt nicht Ruhe finden. Leiſe ſchob er den Riegel zurück, leiſe öffnete er die Thür und ſah wie in eine Zauberlaterne hinein. Das große hohe Zimmer war ganz finſter, nur der Alkoven ihm gerade gegenüber, mit purpurrothem Seidenſtoff bekleidet, glänzte wie ein matter Karfunkel im Schimmer einer Alabaſterlampe.

Die ſchweren Drapperien des Bettes, die ihn vor vierundzwanzig Stunden verhüllt hatten, waren aufgeſchlagen, und Antonina lag ſtill und unbeweglich wie ein Marmorbild da, aber wachend, denn ihre großen ſchwarzen Augen ſtralten ſeltſam durch das Helldunkel. Cinthio's erſte Bewegung war, zurückzutreten, die zweite, vorwärts zu gehen, und eh Antonina ſich erſchrecken konnte, kniete er an ihrem Lager. Sie meinte, die Erde bebe unter ihr, allein ſtolz richtete ſie ſich auf und ſagte gelaſſen:

„Signor, Sie mißbrauchen ſeltſam die Gaſtfreundſchaft.“

„O Vergebung, Vergebung für Alles!“ rief Cinthio, wohl fühlend, daß er hier im Nachtheil ſei. „Ich bin unglückſelig, denn ich habe Sie gekränkt, und jetzt — werden Sie mir vielleicht noch mehr zürnen.“

„Ich war nicht gekränkt, nur erſtaunt; aber gehen Sie, gehen Sie! Morgen wollen wir davon reden“, flüſterte ſie beklommen.

„Nun denn — Ihre Hand zur Verſöhnung, zur guten Nacht“, bat Cinthio.

Antonina reichte ſie ihm zitternd, ungeduldig, und kaum hatten ſeine Lippen ſie berührt, ſo riß ſie ſich los und warf ſich heftig zurück, ihre Augen mit der

andern bedeckend. Dann, als Cinthio noch immer unbeweglich kniete, rief sie:

„Aus Barmherzigkeit, verlassen Sie mich."

Er streifte mit seinen Lippen über ihren Arm, erhob sich und ging langsam, zögernd, rückwärts, kein Auge von ihr wendend, in das Cabinet. Sie sah sich nicht nach ihm um, doch kaum hatte er die Thür zugemacht, so sprang sie auf, lief vogelschnell durch das Zimmer und schloß hinter ihm zu; dann sank sie halbohnmächtig auf ihr Bett.

Cinthio warf sich in seinen Lehnstuhl und seufzte: „All ihr Heiligen! Ist es nicht zu viel, daß ein und dasselbe Weib zugleich Göttin und Engel ist? O, sie liebt mich! sie muß mich lieben! Zante verdeggiante, fiora di Levante", sang er halblaut ein Liedchen, gleichsam als den nothwendigen Schluß dieses Monologs.

Der nächste Morgen fand Beide etwas befangen, Dank der nächtlichen Scene. Cinthio sagte, gleichsam als Entschuldigung:

„Die Haft macht mir fürchterliches Kopfweh! ich verliere fast die Besinnung."

„Geduld!" antwortete Antonina fast traurig; „morgen sind Sie frei."

„Morgen schon?" rief er mit Entsetzen.

„Sagten Sie nicht, Freitag Abend gehe Ihr Schiff?"

„Ja, ja! morgen Abend! Da hab' ich doch noch zwei selige Tage."

„Der Haft!" rief sie neckend, und ihre Augen glänzten froh.

„Werd' ich Sie je wieder sehen, Holdselige?" fragte er.

„Das weiß ich nicht, Signor! Doch lassen Sie uns nicht davon reden! noch sind Sie hier. Wenn die Gegenwart lieblich ist, denk' ich nicht an die Zukunft."

„Also freut Sie meine Gegenwart?" fragte er und sah ihr tief ins Auge.

„Sie amüsirt mich", entgegnete sie verlegen.

„Sie amüsirt Sie!" schrie Cinthio auf und sprang drei Schritte zurück; „meine Haft, meine Gefahr, meine Anbetung, meine Liebe amüsiren Sie? Eines Menschen Leben und Glück, seine irdische und ewige Existenz ist ihnen Spielwerk? Solch ein himmlisches Antlitz, Augen, die an eine Engelseele glauben lassen, und solch ein kaltes, egoistisches, auf unwürdige Spielerei bedachtes Herz! Leben Sie wohl, Signora! Es ist leichter, Kerker und Bande zu ertragen, als die Schmach, Ihnen zum Amüsement gedient zu haben."

Er wollte fortſtürmen. Antonina, die bis jetzt wie vernichtet von dieſer wahnſinnigen Heftigkeit geweſen war, eilte ihm zuvor, warf ſich vor der Thür auf die Knie und breitete die Arme aus, um den Weg ganz zu ſperren. Es lag ſo viel Schmerz und Demuth in dieſer ſtummen Handlung, daß ſein Zorn dahinſchmolz. Er hob ſie auf und fragte, während er ſie umfaßt hielt:

„Warum brauchten Sie das herbe tödtende Wort, Antonina?"

„Mir wollte kein andres einfallen", ſprach ſie ſchüchtern.

„Und jetzt?" fragte er und ſchloß ſie feſt an ſeine Bruſt.

„O jetzt — jetzt noch weniger", ſagte ſie ängſtlich, machte ſich los und floh zu ihrer Harfe. Sie wollte ſingen, doch ihr Herz ſchlug zu heftig und ihre Stimme verſagte. Sie lehnte ſich wie zerbrochen an ihre Harfe, die ſie mit beiden Händen umſchlang, und kehrte ihr ſchönes, weiches, thränenüberſtrömtes Geſicht ſeitwärts zum Himmel. Sie glich Guercino's Sibylla Samia. Cinthio warf ſich vor ihr nieder und beſchwor ſie, ihm den Grund ihrer Thränen anzuvertrauen. Aber das wäre ſchwer, eigentlich unmöglich für Antonina geweſen, denn ſie hatte keinen

beſtimmten Grund, ihr Herz war nur ſchwer. Cinthio's ganzes Weſen und Benehmen ängſtigte ſie, doch nicht genug, um ihr die Waffen der Gleichgültigkeit und des Ernſtes zu geben, die ohnehin ihrer weichen fügſamen Natur widerſtrebten. Und dann ging er ja auch morgen, und ſie ſah ihn nie wieder. Nie wieder! Die Thränen floſſen heftiger. Cinthio war ganz außer ſich. Zum erſten Male ſieht kein Mann gleichgültig die Geliebte weinen; ſpäter wird es ihm herzlich einerlei. Cinthio küßte ihre Füße, den Saum ihres Kleides und rief:

„Was hab' ich geſagt und gethan, um Sie ſo zu betrüben?"

„O nichts!" entgegnete ſie; „ich wollte nur, mein Mann wäre hier."

„Ach, die Sehnſucht nach Ihrem Gemahl erpreßt Ihnen dieſe troſtloſen Thränen?" fragte Cinthio ungläubig und ſpöttiſch. „Er wird ja wiederkehren!"

„Zu ſpät!" ſeufzte ſie. „Wenn er hier wäre, würd' ich mit ihm die Verantwortung theilen, Sie unter unſerm Dache zu beherbergen, und ſicher ſein, das Rechte gethan zu haben. Ohne ihn bin ich ungewiß und ſchwankend, und fürchte ihn und mich ſelbſt und Alles."

Sie war rührend in ihrer Schwäche, in ihrer Trauer. Cinthio fragte:

„Und fürchten Sie auch mich?"

Lebhaft wollte sie Ja! rufen, besann sich aber und sagte zögernd: „Nein, Sie nicht, denn ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig."

„O, was das betrifft", rief er scherzend, „da irren Sie! Ich könnte wohl Rechenschaft von Ihnen verlangen, warum Sie so liebenswürdig sind."

„Das ist mein Gebrauch", antwortete sie in demselben Tone, beruhigt durch Cinthio's heitres Benehmen, welches bald alle Wolken aus ihrer Seele und ihrem Blicke scheuchte. Die süße Lieblichkeit ihres Wesens gewann wieder die Oberhand, und ihre Grazie, Kindlichkeit und Sanftmuth fesselten Cinthio wie durch eine magnetische Hand immer unbesieglicher. Am Abend dieses Tages sagte er: „In vierundzwanzig Stunden geht mein Glück zu Ende."

Sie legte zierlich einen Finger auf seine Lippen und sah ihn mit ihren großen glänzenden Augen bittend an. Er küßte den kleinen Finger, nahm ihre Hand in die seine und sagte:

„Warum darf ich nicht einmal klagen, Signora? Ich falle aus dem Paradiese auf die harte Erde zurück — scheint Ihnen solch ein Sturz keiner Klage werth, oder meinen Sie, es schicke sich für den Mann, ihn schweigend zu verschmerzen?"

Antonina machte ſtumm eine bejahende Bewegung. Es lag eine ſo gewaltige Leidenſchaft in ſeinem Blick und Ton, daß ſie dumpf fürchtete, mit der Klage werde ein gefährliches Geſtändniß beginnen. Er ſchwieg, ſchlug die Arme unter und wickelte ſich wie in ſeine Gedanken ein. Mächtige Leidenſchaft, ſogar eine glückliche, macht ſchwermüthig; Leidenſchaft iſt der Drang das Unendliche zu gewinnen, und heimlich ahnt die Seele, daß ihr, wie dem Ixion die Wolke, das Endliche untergeſchoben werden könne. Iſt aber gar noch Zweifel und Ungewißheit der Leidenſchaft beigemiſcht, ſo kommt eine verzweiflungsvolle Bitterkeit in das Weſen — und dieſe unmäßige Trauer bemächtigte ſich Cinthio's und legte tiefe Schatten auf ſein ſchönes, ausdrucksvolles Antlitz. Unbeweglich ſaß er da, ohne Antonina zu beachten, die, um ihn und ſich ſelbſt zu zerſtreuen, ihre Harfe nahm und eine heitere Weiſe begann, denn ſie dachte daran, wie zufrieden ſie vor zweimal vierundzwanzig Stunden geweſen war, ehe Cinthio ihr Haus betreten. Dann wurde ihr Spiel unruhig: ſeine Flucht, ihre Angſt, die Nachforſchung lag darin; dann kam ein Dankgebet, ein Freudejauchzen für ſeine Rettung. Doch nun wurde das Spiel unklar, von einem Accord in den andern überſpringend, heftig, bange und ging über in eine ſolche unermeß-

liche Schwermuth, daß Cinthio, wie umrauſcht von dieſen Strömen der Melancholie, beſinnungslos ſein Haupt zurückfallen ließ, die Augen ſchloß und gepreßt, aber heftig ſagte:

„Du haſt mich gut verſtanden, Antonina.“ Dann raffte er ſich auf, ſchloß ſie gewaltig in ſeine Arme und fragte: „Aber woher wiſſen Sie denn, Signora, daß ich Sie liebe? Ich hab' es Ihnen nicht geſtanden.“

Unausſprechlich beängſtigt ſchüttelte ſie den Kopf, als ob ſie andeuten wolle, daß ſie nichts wiſſe, oder nichts wiſſen möge. Doch ohne ſich ſtören zu laſſen fuhr Cinthio fort:

„Hat Ihr Herz es Ihnen anvertraut, Signora? Aber wie kann das Herz etwas errathen, das es nicht verſteht, noch theilt? Iſt Verſtändniß nicht Erwiderung, Signora?“

„Sie verſtehen zu foltern“, flüſterte ſie.

„Hab' ich Recht, Signora?“ fragte er weiter.

„Wer giebt Ihnen das Recht zur Frage?“ rief ſie und machte ſich los.

„Sie ſelbſt, Signora! Sie nehmen mir die Seele aus dem Buſen und ſpielen Sie mir auf Ihrer Harfe vor; darf ich da nicht fragen, wer Ihnen mein Herz offenbart hat?“

„O Sie ſind grauſam! Hab' ich das um Sie verdient!" rief Antonina mit tiefem Schmerz.

„Engel! Holdſelige!" rief er, „klage mich nicht an! Ich will nur wiſſen, ob Du mich liebſt, und dann" —

„Und dann?" wiederholte ſie geſpannt, als er ſchwieg.

„Und dann gehen, ſelig gehen, mit Dir gehen, weil Du alsdann mir angehörſt!" rief Cinthio mit ſtralendem Entzücken.

„Wie bin ich elend!" flüſterte ſie und ſank auf einen Seſſel.

„Warum?" fragte er zu ihren Füßen.

„Welch ein Verrath, meinen Mann zu verlaſſen!"

„Wen von uns Beiden lieben Sie mehr, ihn oder mich; das müſſen Sie doch wiſſen, Signora. Nun, den Sie am innigſten lieben, dem gehören Sie an, bei dem bleiben Sie. Iſt das nicht Ihr Gemahl, ſo ſind ſie falſcher, wenn Sie bei ihm bleiben, als wenn Sie ihn verlaſſen; iſt er es aber, ſo werden Sie gleichgültig von mir ſcheiden, und wir ſehen uns nimmer wieder."

„Seid mir gnädig, all ihr Heiligen, und rettet mich!" betete Antonina.

„Was thue ich Dir denn für Leid?" fragte er

ſehr ſanft; „kannſt Du mir nicht ſagen: ich liebe dich nicht, Cinthio!“

Sie ſah ihn an mit einem einzigen Blicke und ſchlug die Augen nieder.

Er küßte raſch und zart die ſchönen, geſenkten Wimpern und jubelte: „Dank dieſem göttlichen Auge für das Wort der Gnade! Ich gehe ſelig“ —

„Wer hat Ihnen das verheißen?“ unterbrach ſie ihn.

„Der, der Ihnen mein Herz offenbart hat. Wir verſtehen uns nun.“

Sanft, demüthig, gelaſſen, wie Antonina ihn noch gar nicht geſehen, ging Cinthio in ſein Kämmerlein; er war unſäglich glücklich, und das Glück macht ſtill. Allein die Qualen, welche Antonina in dieſer Nacht litt, zerrütteten ihr ganzes Weſen. Sie betete, ſie weinte, ſie ging bis zu tödtlicher Ermüdung im Zimmer umher, und wenn ſie dann erſchöpft auf ihr Bett und der Schlaf auf ihr Auge ſank, ſo zeigte der Traum ihr Fortunato zürnend, drohend, und mit einem Angſtſchrei ſprang ſie auf und begann wieder umher zu irren. Sie hatte nichts gethan, was Fortunato nicht hätte verzeihen können, wenn ſie es ihm erzählte, und doch war ihr zu Muthe, als werde ſein klares hellbraunes Auge ganz unverzeihliche Dinge in ihrem

Herzen entdecken, und dieſe in kein Wort zu faſſende Furcht war eine unüberwindliche Scheidewand zwiſchen ihm und ihr. Was wird er von mir denken? Wird er mir glauben? Wie wird er mich behandeln? Kann er mich noch lieben, und kann ich ertragen, mit ihm zu leben, wenn er mich nicht liebt? So fragte ſie ſich unabläſſig und gerieth in ein ſolches Fieber von Bangigkeit, daß ihre Glieder krampfig zitterten und ihre Zähne aneinanderſchlugen. Zuweilen wollte ſie Cinthio rufen und ihn beſchwören, gleich mit ihr zu fliehen; zuweilen wollte ſie allein fort und in einem Kloſter Schutz ſuchen.

So brach der Tag an. „O welch ein wilder, ſtürmiſcher Tag wird das werden!“ jammerte Antonina. Doch Himmel und Sonne funkelten blau und goldig wie immer, und ſtralend, glückverheißend wie ſie, verließ Cinthio ſeinen Kerker. Er hatte geruht, er hatte geſchlafen, ihn hatten ſüße Träume umgaukelt; ſie ſchienen noch auf ſeiner Stirn und ſeinen Lippen zu lächeln. Todtenbleich, mit aufgelöſtem Haar und müden verweinten Augen, fiel Antonina in ſeine Arme, legte den Kopf auf ſeine Schulter und ſagte kaum hörbar, krampfhaft haſtig:

„Fort, Cinthio! fort, fort! O all ihr Heiligen, nur fort!“

Er sah sie besorgt an. „Ruhe Dich aus, Engel!" bat er.

„Morgen, Cinthio!" flüsterte sie, „oder in Zante, oder in der Erde; denn siehst Du — dies Haus jagt mich fort, die Mauern ersticken mich, das Dach fällt ein."

„Antonina, bedenke, daß wir hier gefesselt sind, wenn Du erkrankst."

„O das wär' ein unermeßliches Unglück", sagte sie. „Ich will nicht krank werden, schlafen will ich! Stör' mich nicht, Cinthio, gieb mir Deine Hand — sie wird mich schirmen, nicht wahr? Niemand darf mir ein Leid thun, wenn Du da bist, auch der Traum nicht."

„Auch der Traum nicht", sprach er gerührt und zuversichtlich.

Sie sank auf ihr Lager und entschlummerte friedlich. Er wachte neben ihr. Weil sie so schwach war, liebte er sie so stark. Einige Stunden der Ruhe kräftigten sie, die fieberhafte Aufregung war gewichen, als sie die Augen öffnete und Cinthio neben ihrem Lager sitzen sah.

„Signor?" fragte sie erröthend, und erhob sich.

„Sie haben mir diesen Platz angewiesen, Signora!" antwortete er lächelnd.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, dann reichte ſie ſie ihm und bat:

„Cinthio, verachten Sie mich nur nie.“

„Antonina, nie das Wort auf Ihren Lippen!“ rief er heftig; der ſcharfgeſchnittene Bogen ſeines Mundes bebte, und ſein Auge blitzte.

„Muß ich denn immer zittern?“ fragte ſie beklommen, „mein Lebenlang zittern, und vor zwei Männern?“

„Niemals vor mir“, rief er beſänftigt, „und von dem Moment, wo Sie mir angehören, auch vor keinem Andern.“

Ein Poſthorn ertönte, Peitſchenknall, Pferdegetrappel; ein Wagen rollte raſch daher. „O all ihr Heiligen, das iſt Fortunato!“ rief Antonina mit ſtarrem Blick; „Cinthio, wenn Sie mich lieben — fort! er darf Sie nicht finden.“

Aber der Wagen fuhr vorüber, und mit einem tiefen Athemzuge ſank ſie in einen Lehnſtuhl und ſagte:

„O, ich muß fort! Dieſe Miſſethäterangſt iſt nicht zu ertragen! Aber, Cinthio, wenn Du mich dereinſt verließeſt, wie ich jetzt Fortunato verlaſſe, ſo wäre meine Strafe wol hart, doch nicht ungerecht.“

Sie erhob ſich wie Jemand, der in ſeinem Entſchluſſe ſicher und auf Alles gefaßt iſt.

„Aber liebſt Du mich denn gar nicht, da Du mir ſo wenig vertrauſt?“ fragte er ſchmerzlich.

„Fortunato liebt mich und vertraut mir, und ich — täuſche ihn dennoch“, antwortete ſie; „mir ſelbſt müßte ich vertrauen, wenn ich Zuverſicht zu Dir haben ſollte. Und doch, Cinthio, ſobald ich Dein herrliches, klares, entſchiedenes Antlitz ſehe, ſo dämmert die Überzeugung in mir auf, daß nicht Du mein Racheengel ſein wirſt. Aber von welcher Seite wird Gott ihn ſenden, Geliebter?“

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt; er küßte ihre Locken, ihre Stirn und hob ihren Kopf auf, um ihre Lippen zu küſſen. Aber ſie ſchauerte, drückte ihn mit beiden Händen fort und murmelte: „Nicht hier!“

Der Tag verging, bald zu langſam, bald zu geſchwind für Antonina's Wunſch. Als die Sonne hoch ſtand, fragte ſie:

„Cinthio, wird das Schiff nicht ohne Dich gehen? Nicht vielleicht ſchon fort ſein?“

„Es geht heut Abend um zehn Uhr, Herz“, antwortete er.

Und als die Uhr langſam acht ſchlug, ſagte ſie beängſtigt:

„Cinthio, wir haben uns gewiß um einen Tag

verſehen, und Dein Schiff geht morgen ab! Wo wären auch die drei Tage geblieben?"

„Die Liebe hat ſie aufgezehrt, Süße, wie die Sonne den Morgenthau, aber heut iſt der beſtimmte Tag, Freitag" —

„Freitag!" unterbrach ſie ihn faſt ſchreiend; „ah, ſiehſt Du, wenn es Freitag iſt, ſo können wir heut unmöglich fort! der Freitag bringt Unheil."

„Seltſamer Aberglaube! Freitag (venerdi) iſt der Tag der Venus und folglich den Liebenden günſtig. Aber es dunkelt bereits, Antonina, und wir brauchen wol eine halbe Stunde, bis uns ein Boot zum Schiff gebracht hat. Es wird Zeit, komm, mein Engel!"

„Gleich!" flüſterte ſie, glitt aus ſeinem Arm auf ihre Knie und küßte inbrünſtig den Fußboden ihres Zimmers, eilte dann zu ihrer Harfe, drückte ſie wie eine Freundin an ihren Buſen und warf ſich endlich vor dem Betpulte hin.

Mit ſteigender Unruhe bat Cinthio: „Die Zeit drängt, Antonina, worauf willſt Du warten? Du entmuthigſt Dich und folterſt mich."

Sie hörte ihn nicht. Ihr Schutzengel breitete ſeine Flügel über ihr Haupt, um ſie zu retten. Da hob Cinthio ſie auf. „Laß mich!" ſchrie ſie. „So bleib!" rief er und ſchleuderte ihre Hand fort. „Cin-

thio, nimm mich mit!" rief ſie und umklammerte ſeinen Arm. — In einer halben Stunde erreichten ſie das Schiff.

Es iſt ſehr einſam in Rom um Santa-Maria Maggiore. Die Kirche liegt eben ſo fern von dem Theile der Stadt, wo Glanz, Reichthum und Genußſucht, als von dem, wo Betriebſamkeit und Erwerbgier hauſen; ſie liegt in einer von den vielen öden Stätten Roms, zwar innerhalb der Mauern, aber wüſt wie in der Thebaide. Es führen Straßen zu ihr, ein Brunnen plätſchert vertraulich unter einem Obelisk zu ihren Füßen, etwas, das einer Promenade gleicht, bezeichnet den Weg — nur Menſchen ſucht der Blick umſonſt, wenn er ſich nicht mit den Bettlern an den Kirchthüren und mit den ſchmutzigen ſpielenden Kindern am Brunnen begnügen mag.

Schwere eiſenfarbige Wolken bedeckten den Himmel, die Luft war dick und heiß wie der Athem eines Fieberkranken, der Scirocco fegte über den weiten Platz und trieb den Staub in grauen, erſtickenden Wirbeln auf. Es war Nachmittags, und die vernichtende Hitze des Auguſts hatte ſogar die Bettler von ihrem Wachtpoſten an den Thüren verſcheucht. Nur die halbnackten Kinder ſpielten am Brunnen — glückliche Geſchöpfe, der Natur noch ſo nah verwandt, daß ſie

ihnen weder Schreck einflößen noch Leid zufügen konnte.

Cinthio Peruzzi trat aus der Kirche — auf seinen Arm lehnte sich eine Frau, die er mit zärtlicher Sorgfalt unterstützte und anblickte; aber seine Lippen waren schärfer noch als sonst zusammengepreßt und bebten zuweilen wie in nervöser Aufregung, und tief, ganz tief hinten in seinem Auge lag ein großer unterdrückter Schmerz; vorn lag Trauer und Liebe.

Antonina Biondi war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Sechs Wochen hatten zu dieser Zerstörung hingereicht, denn die Zeit bedeutet an sich nichts und schlägt ihre Wellen träumerisch wie das Meer. Aber ob der Mensch sich auf diesen Wellen fröhlich schaukelt, oder in Todesangst mit ihnen ringt, das giebt ihr Gewicht.

„O Himmel!" seufzte sie, „so erdrückend heiß war es nie in Genua."

Cinthio schwieg; seine Lippen zuckten nur. Sie stiegen die Treppe hinab. Auf der untersten Stufe setzte Antonina sich nieder. Cinthio bat:

„Komm nach Hause! Der Wind und Staub schaden Dir. Nimm Deine Kraft zusammen."

„Meine Kraft? Du weißt, ich habe keine." Sie legte ihren Kopf vornüber auf ihre Knie.

Cinthio ſetzte ſich zwei Stufen höher als Antonina umfaßte ſie und legte ihren Kopf zärtlich auf ſeinen Schooß. „So wird Dir beſſer ſein", ſprach er, ſtrich ihr das Haar von der welken Stirn zurück, verhüllte ihre Bruſt mit dem weißen Schleier der Genueſerinnen, der von ihrem Haupte zurückgefallen war, und hatte die tauſend Aufmerkſamkeiten, welche die Hand der Liebe zu eben ſo viel Liebkoſungen macht.

„O Cinthio, Du biſt gut!" ſagte Antonina mit tiefer Rührung, und eine Thräne rollte langſam aus dem mattglänzenden Auge.

„Sage das nicht, Antonina! Sage nur, daß ich Dich liebe."

„Ich weiß wol", ſagte ſie faſt gleichgültig; „doch das hilft mir nichts, denn Gott hat uns verlaſſen."

Jener Schmerz, der bisher unterdrückt in Cinthio's Augen geglimmt, fuhr wie ein dunkler Blitz über ſein Geſicht, und er ſagte dumpf:

„Denn Du liebſt mich nicht. Sag' es nur, Antonina, ſprich es aus, was mir längſt klar geworden! O Unglückſelige, warum biſt Du mir gefolgt!"

„Warum? Ja, das iſt ſchwer zu enträthſeln. Mitleid, Überraſchung, Freude an Dir und Deiner Liebe, auch Eitelkeit, Cinthio! vielleicht der Überdruß ſchwacher Seelen an einem ſtillen Glücke, endlich die Furcht,

daß Fortunato früh oder ſpät dieſen Überdruß entdecken möge, und die ſeltſame Lage, in welche ich Dir gegenüber gerathen war — das Alles, glaub' ich, hat mich beſtimmt! Oder fühlte mein Herz undeutlich, daß es, ungefeſſelt, Dir gehört haben würde? Ach, mein armer Cinthio! in langen, ſchlafloſen Nächten hab' ich mich müde geſonnen! Und ſiehſt Du, Cinthio, wenn wir glücklich geworden wären! wenn Du mich nach Zante hätteſt führen und dort ein neues Leben mit mir beginnen können! Aber der furchtbare Sturm, die ſchaudervolle Gewitternacht, welche unſer Schiff bei Civita Vecchia ſcheitern ließ, Dich um Dein Vermögen brachte, meine Geſundheit untergrub — das war der Racheengel, welchen der Himmel uns nachſchickte. Ich bin zu ſchwach, um mit innern Qualen und äußern Sorgen zu ringen; ich habe bis jetzt keine Ahnung von Verzweiflung und Mangel gehabt — nun dringt Beides zugleich auf mich ein und tödtet mich."

„Du weißt, daß ich täglich Briefe aus Corſica erwarte und Mittel, um unſre Reiſe fortzuſetzen; iſt das Ziel erreicht, ſo glaube nur feſt, ich ſchütze Dich vor Mangel, und Deine Geſundheit befeſtigt ſich in der Ruhe."

„Aber ich ſage Dir, die Seele iſt geängſtigt! Cinthio", fuhr ſie mit veränderter, ſchmeichelnder Stimme

fort, „mein lieber Cinthio, willſt Du etwas für mich thun, das mich ganz unſäglich beruhigen wird?"

Er ſah ſie erwartungsvoll an. „So bringe dieſen Brief auf die Poſt! Du ſiehſt, er iſt an Fortunato Biondi; ich hab' ihn über Nacht geſchrieben und ihn gebeten, mir ſeine Verzeihung zu gewähren, damit ich in Ruhe ſterben könne. In wenig Tagen bringt das Dampfboot dieſe Bitte nach Genua und mir die Erfüllung zurück."

„Antonina", ſprach Cinthio entſetzt, und der Brief, den ſie ihm reichte, bebte in ſeiner ſonſt ſo feſten Hand; „wenn Fortunato Biondi ſich rächte" —

„Was kann er Dir thun, Cinthio?"

„O, mir!" ſprach er mit einer wegwerfenden Kopfbewegung; „ich gebe mich gern ſeiner Rache preis! Aber er kann Dich zurückfodern, Dich holen, Dich von mir trennen, und welch Schickſal ſteht Dir dann bevor?"

„O Cinthio!" rief ſie faſt freudig, „wenn er käme und mir meine Verzeihung brächte, ſo wollte ich hinterdrein Alles und Alles ertragen."

Cinthio's Lippen zuckten fürchterlich; ein Gleichgültiger würde ſich entſetzt haben, Antonina bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Zu ſeinen Füßen mit ihm und mir in Frieden zu

ſterben, iſt mein höchſter Wunſch, mein alleiniges Gebet. Glaubſt Du, Cinthio, daß die Heiligen es erhören werden?"

„Ich werde den Brief gleich beſorgen", ſagte er abbrechend; „laß mich Dich erſt nach Hauſe führen, mein Engel."

„Cinthio", ſagte ſie innig und erhob ſich mühſam, „ich hoffe, die Liebe einer andern Frau wird Dir überſchwenglich lohnen, was Du an mir thuſt. Iſt es Liebe, iſt es Erbarmen, ich weiß es nicht! Aber jedes Weib würde ſich dadurch beſeligt fühlen, nur" —

„Nur Du nicht!" unterbrach er finſter.

„Weil ich es nicht verdiene", entgegnete ſie. „Spare Deine Liebe, Dein edles ſchönes Herz für eine edle Frau."

„O nur keine Frauen mehr!" murmelte er noch finſterer, führte ſie in eine äußerſt demüthige Wohnung und eilte dann den Brief zu beſorgen. Als er wiederkam, lag ſie im heftigſten Delirium des Fiebers. Bisher hatte ſie durchaus ärztliche Hülfe verbeten, jetzt ſah Cinthio, daß ſie längſt vielleicht nothwendig geweſen wäre, und der herbeigerufene Arzt bekräftigte das, denn ein Nervenfieber brach mit der größten Gewalt aus. Es währte neun Tage. Cinthio's Kraft ſank mit ſeiner Hoffnung; Antonina war rettungslos.

In der zehnten Nacht, als der Arzt ihm gesagt hatte, daß sie sterben müßte, erwachte sie plötzlich aus ihrer besinnungslosen Lethargie und fragte mit klarer Stimme und durchbohrendem Blick:

„Cinthio, bei Deiner Ehre! hast Du den Brief auf die Post gebracht?"

„Bei meiner Ehre!" rief er und küßte ihre abgemagerte Hand.

„Wie viel Tage sind seitdem vergangen?"

„Drei, mein geliebter Engel."

„Lüge nicht, mein edler Cinthio! Sind es bei Deiner Ehre nur drei Tage?"

„Oder mehr, Engel! Du bist krank gewesen, da dehnt sich die Zeit oder schrumpft ein in Furcht oder Hoffnung" –

„Aber sage mir die Zahl der Tage."

„Neun, Antonina."

„Und kein Brief aus Genua, der doch spätstens am sechsten hätte hier sein können, Cinthio!" Ihre Züge veränderten sich schauerlich.

„Keiner!" sprach Cinthio mit dumpfer Trostlosigkeit, denn er sah, daß dies Wort ihr den Todesstoß geben mußte.

„Er hat mir nicht vergeben? So sei Gott mir gnädig! O Fortunato!" Ihr Auge wurde starr, der Körper streckte sich — sie war todt. Regungslos wie in Genua an

ihrem Lager und unter den Purpurvorhängen ihres prächtigen Gemachs, saß Cinthio stundenlang neben dem schlichten Bett, auf welchem die geliebte stille Gestalt den Schlaf ohne Traum schlief. Die Sonne ging auf und unter. Da trugen sechs Männer von der grauen Brüderschaft mit verhüllenden Kapuzen, den Pilgerhut auf der Schulter, einen schmalen Sarg aus dem Häuschen nach dem Gottesacker. Cinthio folgte ihnen.

Eine Viertelstunde später fragte ein Fremder in demselben Häuschen der Frau nach, die hier sieben Wochen gewohnt. Ein Knabe führte ihn nach dem Gottesacker.

Todtengräber fanden am nächsten Morgen Cinthio's Leiche auf Antonina's Grab. Sein Herz war durchbohrt; doch kein Dolch, kein Messer in seiner Hand verrieth, daß er sich das Leben genommen. Wahrscheinlich ein Anderer! doch solche Ereignisse werden in Rom nicht beachtet.

Die Nutzanwendung der „Casa Simonetta" war der Rath für die Männer, sich nicht zu heftig zu verlieben; hier würd' ich gern für die Frauen eine machen, nämlich sich nicht zu rasch zu verlieben, wenn ich nur wüßte, daß sie es mir nicht übel nähmen; denn ich weiß, Frauen sind keine Freundinnen von guten Rathschlägen.

---

2. Mutter und Tochter.

Ich kannte in Rom einen Bildhauer, einen Deutſchen, den aber ein fünfundzwanzigjähriger Aufenthalt in Italien dem Vaterland entfremdet hatte. Er hatte keine Freude an Deutſchland, keine Theilnahme für Deutſchland, keine Sehnſucht nach Deutſchland. Wahr iſt's, daß kein verwandtſchaftliches und Familienintereſſe ihn mit Deutſchland verband. Früh verwaiſt, hatte er ſeine erſte Jugend in den Franzoſenkriegen üſirt, und als deren Erfolge nicht den Erwartungen entſprachen, die ſein brauſender Kopf gehegt, ging er nach Italien, bildete frühentwickelte Anlagen für die Sculptur aus, ſchwang den Meißel eben ſo tüchtig als den Säbel und ſummte gern bei ſeiner Arbeit Körner's „Du Schwert an meiner Linken". Enthuſiasmus brachte er nicht mit auf die neue Laufbahn, aber ein ſcharfes Auge, eine ſtarke Hand, einen eiſernen Willen. Er widmete ſich ganz dem Portraitiren, und Männerbüſten gelangen ihm außerordentlich. Niemand faßte treuer als er einen Charakter auf. Da aber auch Niemand ihn weniger in der äußern Erſcheinung idealiſirte, ſo waren die Frauen weniger mit ſeinen Leiſtungen zufrieden und warfen ihm eine gewiſſe Härte der Behandlung vor. Dagegen vertheidigte er ſich auch

weiter nicht. Er hatte ein brüskes Weſen, ein lautes polterndes Wort, eine Rauhheit des Ausdrucks, die zuweilen an Rohheit ſtreiſte, lauter Dinge, die mir im Allgemeinen, als Folgen ſchlechter Erziehung betrachtet, tödtlich unangenehm ſind, und die mich mit dem Einzelnen, der ſie als Schild vor ein verwundbares Herz nimmt, immer verſöhnt haben. Gerade dieſe Eigenſchaft Gerhard's, die äußere Härte bei der innern Weichheit, machte ihn mir lieb; vielleicht beſonders deshalb, weil mich ſeine ganze Erſcheinung auffallend an einen Freund erinnerte, einen alten lieben todten Freund, der General war, mit Orden bedeckt, Soldat von der Wiege an, Krieger mit Leib und Seele, und der am Gram geſtorben iſt, Gram über den Tod eines geliebten Sohnes, Gram über eine tiefe, unverdiente Kränkung. — Aber ich liebe die Menſchen, die im Stande ſind an etwas Anderem zu ſterben als an der Zeit! An dieſen Freund erinnerte mich Gerhard. Ich beſuchte zuweilen ſein Atelier und ſah ihm bei ſeiner Arbeit zu. Er war immer thätig, immer beſchäftigt; aber er ſprach doch recht gern nebenher, wenn die handwerkmäßige Ausarbeitung von dieſem Mantel oder jener Falte nur ſeine geübte Hand in Anſpruch nahm, die faſt mechaniſch auf dem Marmor hin und her glitt.

Am liebſten erzählte er von ſeiner Kriegerlaufbahn, und da ich die Menſchen nur dann gern höre, wenn ſie aus vollem Herzen ſprechen, ſo traf ſich das recht gut, und er langweilte mich nicht mit ſeinen Beſchreibungen der Schlacht von Jena, von Auſterlitz, von Vittoria, von Waterloo, die wirklich ein ſehr ſteriles Feld geworden ſind von all dem Ährenleſen der Beſchreiber. Überhaupt ſind jene Jahre, aus denen man für Deutſchland eine ſolche Glorie macht, denn wirklich der Ehre werth? Iſt es wirklich etwas ſo Heroiſches, ein eiſernes Joch abzuſchütteln, das man ſechs Jahr getragen; den übermüthigen Fuß fortzuſtoßen, den man ſechs Jahr auf dem Nacken gefühlt? Welche Erniedrigung muß in der Welt geweſen ſein, um den verzweifelten Aufſtand dringender Nothwehr, unterſtützt von Koſaken und Baſchkiren und von der Wuth der Elemente, zu einer großen, ewig ruhmwürdigen Zeit umzuſtempeln! Für Rußland iſt ſie es, denn Rußland erwarb ſich Lorbeerkränze, die es nicht auf Stigmate der Schmach zu legen brauchte. Ohne ſich zu fürchten, ohne ſich zu beugen, Schritt vor Schritt, Tag um Tag, gelaſſen, gleich jenem alten römiſchen Cunctator, ſcheinbar nur ſchlau und plötzlich groß, zog es den Feind in die Flammen vom heiligen Moskau. Ich denke, wem das Hrz für Thermopylen- und Morgartenſchlachten,

für Hannibal- und Alexanderzüge ſchlägt, dem ſchlägt es auch für den Brand von Moskau. Möglich, daß deſſen Licht und Glut mir dasjenige dunkel und matt erſcheinen laſſen, und gleichſam nur als einen Reflex, was in Deutſchland geſchah. Genug, ich kann die Glorie der großen Zeit nur bedingungsweiſe annehmen. Damals aber, als ſie florirte, war ich eine ſo leidenſchaftliche Patriotin, wie man es nur ſein konnte, und die Siege „der Alliirten" — ſo ſagte man immer — erfüllten mich mit Jubel, weil Roſtock nach einem jeden herrlich illuminirt wurde. Gott, was ſind Kinder glücklich! Die Girandole der Peterskirche würde mich jetzt kaum ſo entzücken als die Illumination von Roſtock nach der leipziger Schlacht damals.

Das iſt eine allgemeine Anſicht über jene Epoche. Einzelne, die ſo recht mit Enthuſiasmus in ihr thätig waren, intereſſiren mich ſehr, weil es ſich bei ihnen nicht wie heutzutag blos um ein Princip handelt, welches ſtets die Menſchen kalt und ſtarr und eiſern, mit einem Worte fanatiſch macht; ſondern ſie griffen über alle Parteien hinaus, ohne ſich um ſie zu kümmern, ohne zu begehren, daß die Begeiſterung der Gegenwart ihnen ein Küchenfeuer für die Zukunft anzünden ſolle. Und ſo ungefähr war Gerhard geweſen. Ich ſage: ungefähr, weil ich nicht weiß, was dazumal in

ſeiner Seele vorgegangen. Wahrſcheinlich weiß er ſelbſt es nicht mehr genau. Man vergißt zuweilen die Motive der Handlungen und ſchiebt ihnen andere unter, wie man es gerade braucht, um ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, und zwar ganz de bonne foi. Könnte ich denn wirklich ſo einfältig, oder ſo leichtſinnig, oder ſo egoiſtiſch, oder dies und das geweſen ſein? Nimmermehr. So denkt man. Hannibal zog durch die Welt, um den Römern Feinde zu erwecken. Gerhard zog durch die Welt, um gegen die Franzoſen zu kämpfen, wie die Ritter der Tafelrunde gegen Rieſen und Zauberer.

Eines Tages war ich bei ihm, um eine eben vollendete Büſte zu beſehen. Er nahm ſie von einem kleinen Geſtell herunter, das an der Wand ſtand und immer mit einer grauen Leinwand wie mit einem Vorhang bedeckt war. Beſchäftigt die Büſte in das rechte Licht zu ſtellen, bemerkte er nicht, daß er dieſen Vorhang herabgeriſſen und dadurch zwei Büſten enthüllt hatte, die ich nie bei ihm geſehen. Ich ſagte ſcherzend:

„Ah, da komm' ich hinter liebliche Geheimniſſe!“

und er fuhr herum.

Mit einem derben Fluch und einem langen Schritt ſtand er vor dem kleinen Geſtell, hob die Leinwand vom Fußboden auf und wollte ſie an ihren Platz zu-

rückhängen; allein dabei blieb ſein Auge an den Büſten haften, er vergaß ſeine Abſicht und ſagte halb zu ſich ſelbſt, halb zu mir mit herzbrechend traurigem Ton:

„Das iſt doch ein liebes Geſicht!“

Dies Wort gab mir die Erlaubniß näher zu treten. Ich that es. Gerhard blieb unbeweglich, und ich ſah ſtill die beiden Büſten an. Sie waren von Gyps, doch vollkommen ausgearbeitet, und ſtellten die nämliche Perſon vor, ein ganz junges Mädchen von der zarteſten, regelmäßigſten Schönheit, mit einem ſo gewinnenden Ausdruck von Unbefangenheit, Einfalt und Innigkeit, daß Gerhard's Wort: „ein liebes Geſicht“, wirklich bezeichnender war als das ebenſo paſſende: ein ſchönes Geſicht. Eine dieſer Büſten war in der bekannten Tracht der Weiber von Albano mit dem flachen Tuch auf dem Kopf und dem zierlich gefalteten um den Buſen; die andere trug einen nonnenhaften Schleier und über demſelben einen Blumenkranz. Genauer betrachtet, hatte dieſe einen ganz eigenen Ausdruck; der Grundzug von anmuthiger Kindlichkeit war geblieben, aber mit einem Ernſt und einer Klarheit gemiſcht, wie ſie ſelten in ſo jungen Jahren gefunden werden, weil ſie Frucht und Blüte eines Leides ſind, welches ſo junge Jahre ſelten trifft. Es iſt, als wäre das Erdreich der Menſchenſeele noch nicht durchgear-

beitet genug, um das Samenkorn zu empfangen, in dem die große, volle Blume des Schmerzes schon ganz fertig daliegt.

„Ja", sagte Gerhard wie vorhin, „so war sie, ganz so!" Dann schien er sich plötzlich zu besinnen, kehrte sich kurz und hastig um, machte einen Gang durch das Atelier und sagte dann in seiner gewöhnlichen Manier:

„Sehen Sie sich nur genau das Bild dieses Engels an! Sie finden so leicht keinen ähnlichen auf der Welt, und bei mir werden sie es auch nicht wiedersehen, denn ich habe für mich allein die Büste gemacht und will sie auch für mich allein in Marmor ausarbeiten, recht zu meiner Erholung, sowie ich auch zu meiner Erholung nach einem langen Tagewerk mit Assunta zu plaudern pflegte."

Ein banales Lob der vortrefflichen, ihm selten glückenden zarten Behandlung, oder eine Bewunderung des holden Kopfes mochte ich nicht aussprechen; denn es hätte gleichgültig gelautet, während in Gerhard's Worten sein Herz vibrirte. Fragen konnt' ich nicht! Fragen sind oft, als ob Jemand einem Freunde derb die Hand schüttelte; er hat es sehr gut gemeint, aber dem Freund ist eben eine Ader geschlagen, die Binde löst sich, das Blut fließt. Dies nicht zu verschulden

iſt immer meine Sorge und oft ſehr am unrechten Ort. Manche Perſonen wollen gefragt ſein, um ſich auszuſprechen; Andern erſcheint man theilnahmlos durch Schweigen. Ach, ſchweigend und redend iſt es leicht weh zu thun!

Als ich mich ſtumm von den Büſten abwendete und zu andern Arbeiten Gerhard's ging, fragte er heftig und mit erhöhter Stimme:

„Aber wiſſen Sie denn, wer Aſſunta war?"

„Sie haben es mir noch nicht geſagt", entgegnete ich.

Da erzählte er mir ihre Geſchichte und ihr kurzes, trauriges Schickſal.

Roſa war das ſchönſte Modell in Rom, das Ideal einer Pſyche oder Hebe, die Wonne der Künſtler, d. h. der Gegenſtand ihrer künſtleriſchen Wonne darüber, daß der liebe Gott ein ſo herrliches Geſchöpf geſchaffen, und daß ſie es ſtudiren durften, wie man in einem Folianten nachſchlägt oder eine Münzſammlung durchſucht, um ein Werk zu completiren. Damit ihre Nymphen und Göttinnen die ſchönſte Naſe, den ſchönſten Rücken, den ſchönſten kleinen Zeh bekommen möchten, ſchrien ſie nach Roſa und immer nach Roſa, und für einen Piaſter täglich war ſie zu ihren Dienſten, und dies Alles zum Benefiz der Kunſt. O heiliger

Gott! welche Entwürdigung deiner Menſchen brauchen deine Menſchen zu ihrer Aus- und Fortbildung! Kann denn Keiner ſich erheben, ohne ſeine Fußſohle auf die Stirn eines Andern zu ſtellen?

Dies iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur meine, nicht Gerhard's Bemerkung. Künſtler haben andere Augen, andere Seelen, andere Sinne als wir Übrigen, und Gerhard erzählte dieſen Theil der Geſchichte viel gelaſſener als ich.

Es iſt ein recht troſtreicher, herzſtärkender Gedanke, nicht wahr, daß die arme ſchöne Roſa, erniedrigt, käuflich, mißhandelt, tugendhaft blieb. Unter ſolchen Umſtänden ſcheint das banale Wort: tugendhaft, von großem Gewicht zu ſein. Ja, noch mehr! Nicht Roſa allein war es, das könnte Zufall, Ausnahme ſcheinen; nein, alle ihre Gefährtinnen ſind es. Mirakel! Ja wol, Mirakel, ausgeübt durch den allmächtigen Dämon — Gold. Wären ſie es nicht, ſo würde ihre Schönheit darunter leiden, die Jugendfriſche welken, die Zartheit der Form ſchwinden. Sie verblüht ſo ſchnell, eine Frau, wenn der Scirocco der Leidenſchaften über ihre Stirn weht! und vollends im Süden, wo die Lebenskraft ſo mächtig angeregt wird und ſich in ihrer eigenen Heftigkeit ſo wild verzehrt. Es giebt privilegirte Frauen hie und da in der Welt, die durch eine

hohe Leidenſchaft gleichſam in den Styx unvergänglicher Schönheit getaucht ſind; aber das ſind wunderſeltene Ausnahmen, oder eigentlich es ſind Auserwählte. Regel bleibt: Leidenſchaft zerſtört. So ſind denn jene armen Geſchöpfe, deren Schönheit ihnen friedlichen Erwerb verſpricht, für einen Piaſter täglich ſo tugendhaft, wie man es von einer wohlerzogenen Frau begehrt, und die Welt hat Recht, das Geld wegen ſeiner extraordinairen Wirkungen und Wohlthaten ſo anzubeten, wie ſie eben thut. Eine Doſis Tugend, eine Doſis Liebe, eine Doſis Kunſtgenuß, Alles wie man befiehlt für ein paar Piaſter, verſteht ſich zum Benefiz der Männer. O, man ſieht wohl, daß ſie die Geſetze gemacht und ſie handhaben! Mögen ſie auch immerhin! Iſt es ihnen eine Luſt, ſo verwandelt ſie ſich doch zuweilen in eine ſchwere Laſt, und auch ſie ſollen Laſt haben. Aber wenn ſie doch nur hinhören wollten auf den dumpfen Schrei, der leiſe vom Aufgang bis zum Niedergang klingt, ſo würden ſie ſich entſetzen über ihre Benefize, und darum vielleicht horchen ſie nicht auf. Vielleicht können ſie ihn wirklich nicht hören; er kommt nicht frei aus der Bruſt, zitternde Lippen, zuſammengedrückte Zähne verſperren ihm den Weg; denn das Geſchwätz der Eitelkeit iſt nicht dieſer ſtille Angſtſchrei. Die Franzöſin, welche begehrte, der König ſolle ſich nennen

Roi des français et des françaises, iſt Frau und hat ihn nicht verſtanden. Weil ſolche kleine Thorheiten zum Vorſchein kommen — die doch in unſerer Zeit wenig auffallen ſollten, da in ihr Alles Verſuch, Frage, Vorſchlag, und dieſes oft thöricht iſt, wie ſich das aus dem unruhigen Herumgreifen ergiebt —, ſo behandelt ein Theil der Männer dieſe Erſcheinung wie eine Kinderei, und ein Anderer macht es wie jene Franzöſin und ſchleppt die Frage ganz auf ein äußeres Gebiet, wohin ſie nicht gehört; denn ob der Name der Frau hier oder dort mitgenannt wird, ob ſie Deputirte mitwählt und Armengeſetze mitentwirft, das wird ihr Heil nicht fördern und nicht ſtören; nicht ihr Name, ihr Weſen muß anerkannt und vor Entwürdigung geſchützt werden. Andern Männern iſt dies dumpfe Gemurmel gerade ſo bedeutend wie das Gezwitſcher eines Spatzes; ſie ahnen keinen Sinn dahinter; ſie denken: Frauen mögen ſich gern intereſſant und wichtig machen, man darf ihnen ſchon den Spaß gönnen. Dies ſind die Beſten; ſie ſchaden weder durch Spott noch durch ungeſchickte Vertheidigung. Aber wo die ſind, die ein Ohr haben, zu hören, eine Seele, um zu verſtehen, das weiß ich freilich nicht, und Solche thun doch Noth! Ah bah! was quál' ich mich. Muß ich mein Brot erwerben, bin ich dürftig, bin ich vom niedrigen Volk?

Mit nichten. Und die Armen, die Dürftigen, die Niedrigen, alſo gerade die, welche am meiſten Schutz begehren, finden ihn am wenigſten. Bei der Emancipation der Frauen ſind bis jetzt immer diejenigen berückſichtigt worden, welche durch Erziehung, Bildung, Stand, Vermögen oder was weiß ich für Umſtände zu einer eminenten innern Selbſtändigkeit gekommen ſind; dieſen begabten und bevorzugten Weſen will man auch die äußere Selbſtändigkeit gönnen und bereiten und andern ebenſo Begabten den Spielraum zur Entfaltung bieten. Aber gerade die ungewöhnlich Begabten brauchen dieſen Schutz am wenigſten; ſie werden ſich ſchon Platz machen, ſie werden ſchon die Stelle einnehmen, die ihnen zukommt. Die Kaper drängt ſich durch einen haarfeinen Spalt, um ihr Gezweig an der Mauer herabhangen zu laſſen. Die Tanne umklammert mit kahlen Wurzeln den nackten Fels und ſteht und gedeiht. Große Gaben haben primitive Friſche und Kraft, ich möchte ſagen Inſtinkt. Wie die Kaper, wie die Tanne kennen ſie ihr Erdreich. Ich weiß nicht, ob ſolche Weſen es beſſer als andere auf der Welt haben, weiß nicht, ob ſie es beſſer brauchen; allein der Genius iſt, um es gut zu haben, nie auf die Welt geſchickt, das weiß ich! Und er ringt ſich durch, blutend, weinend, kämpfend, aber durch! Und wär' ihm

der Platz noch so weit gemacht, er würde ihn eng finden, daher neuen Widerstand treffen und neuen Kampf! Für diese Zwei oder Drei unter Tausenden braucht Niemand zu sorgen; wol aber für die Tausende, welche keine Flügel haben, sondern Hände und Füße, weder Erziehung, Vermögen noch Bildung, sondern nur das Begehren, ihr Leben in beschränktester Entfaltung durchzubringen. Und gerade an die denkt Keiner, ihrer nimmt sich Niemand an; und Emancipation der Frauen sollte doch vor allen Dingen heißen, daß Keine, Keine, aber auch nicht eine Einzige für einen Piaster zu kaufen und zu verkaufen sei, wie die arme Rosa es war.

Gottlob, daß mir Rosa wieder eingefallen ist. Es ist wahrhaft unerträglich, immer aus dem Einzelnen ins Allgemeine zu gerathen, und rührt bei mir daher, daß mir nichts, aber gar nichts einzeln vorkommt; kein Mensch, kein Stein, kein Zustand. Darum ist es mir gar so unbehaglich, was die Menschen jetzt thun: sie stellen sich hin wie lauter Einzelheiten, Einer soll sein, was Alle sind, nicht mehr, nicht weniger; das giebt dann eine Million von Nullen; aber die zählen nicht und bedeuten auch nichts. Wenn es nun zehn Nullen wären und sie erlaubten Einem, als Nenner sich vorzustellen, so könnte das gleich 90000000000 werden.

Aber der Entwickelungsgang der Menſchheit muß wol jetzt beſtimmt ſein in der Vereinzelung ſich zu machen, denn ſelbſt wo man Vereinigung ſieht, giebt dieſe ſich mehr als eine Mauer von Backſteinen, die durch Mörtel zuſammenhängt, als wie eine Pflanze, welche durch die Nothwendigkeit des keimenden Samens in ihrer complicirten Einheit aus der Erde hervorgetrieben wird. Ich will ein recht unſchuldiges, recht reſpectables Beiſpiel anführen. Die deutſchen Naturforſcher halten jährlich eine Verſammlung von einigen Tagen, in der ſie ſich Erfahrungen, Fragen, Forſchungen in ihrer Wiſſenſchaft mittheilen. Sind da nicht Diners, Feſte, Ehrenbezeugungen, herrliche Bewirthung von Seiten der Fürſten, Miniſter und Städte, rendez-vous mit Freunden und Verwandten der Mörtel, welcher die Mauer zuſammenfügt? Wäre die alljährliche Verſammlung z. B. auf der kleinen Inſel Hiddenſö, welche von ihren Einwohnern, aber von ihnen allein, „dat ſöte Lánning" genannt wird, wie viel der Herren würden ſich einſtellen?

Aber kann ich denn gar nicht zu meiner kleinen Erzählung kommen? Wie ein Bonbon iſt ſie in Papier gewickelt. Jetzt kurz und knapp.

Roſa war alſo Modell, weil ſie es von Kindheit auf geweſen, und tugendhaft, weil ihr Stand das mit

ſich brachte. Gewählt hatte ſie ihn nicht; ihr darin ergrauter Vater gab ihn ihr. Er war ein roher, gemeiner Menſch; Roſa fürchtete ihn, weil er ſie brutal behandelte, und welche Schmach die Arme auch erduldete, ohne es eben als ſolche zu betrachten, ſo ſchien ihr doch die, von ihrem Vater geſchlagen zu werden, ganz unerträglich, und mit unglaublicher Sanftmuth ertrug ſie ſeine Rohheit, gab ihm alles Geld, was ſie verdiente, und hielt ſich ſo fern wie möglich von allem Verkehr mit den Leuten, denen ihr Schickſal ſie nahe geſtellt. Gerhard kannte Vater und Tochter, und das Mädchen intereſſirte ihn, nicht blos wegen ihrer ſeltenen Schönheit, ſondern auch wegen des ſtillen Ernſtes, der in ihrem Weſen lag und gleichſam ihrem Schickſal log. Doch Beider Beziehung zu einander blieb entfernt, jahrelang.

Gerhard hatte ſein Atelier in dem Hof eines Hauſes, deſſen drittes Stockwerk ihm eine kleine freundliche Wohnung bot. Sein großes Talent für das Portrait war bereits anerkannt worden, und deſſen Folge war Berühmtheit, Beſchäftigung und Belohnung. Er war eines Morgens kaum aufgeſtanden, als ein leiſes Klopfen an ſeine Thür ihn überraſchte; denn er war gewohnt, alle Beſuche von Freunden und Fremden in ſeinem Atelier anzunehmen; man durfte verſichert ſein,

ihn immer bei der Arbeit zu treffen. Als er die Thür öffnete, trat Rosa ein, ernst wie gewöhnlich, allein ungewöhnlich schüchtern und befangen. Gerhard errieth, daß sie als Bittende komme, daher sagte er freundlich:

„Grüß Sie Gott, Rosetta! Ich seh' Ihnen an, Sie wollen mir die Freude machen, mich um etwas zu bitten."

„Ja!" sagte sie leis' und fest; aber dann schwieg sie.

„Nun was ist es denn?" fragte er gespannt, und als sie noch schwieg, rief er ungeduldig: „Zum Errathen hab' ich weder Zeit noch Lust! Wenn Sie etwas von mir wünschen, müssen Sie mir sagen, was es ist; und kann ich es erfüllen, so thue ich's; das wissen Sie! Sonst wären sie nicht zu mir gekommen! Also, was wünschen Sie, Rosetta?" setzte er wieder freundlich hinzu.

„Einen Eid!" sagte sie bestimmt.

„Oho!" rief er überrascht und trat einen Schritt zurück.

„Einen Eid, nie und unter keiner Bedingung einem Menschen zu verrathen, daß ich diesen Morgen in Ihrem Zimmer gewesen bin und mit Ihnen gesprochen habe."

Diese Vorsicht schien ihm so merkwürdig, daß er lachend fragte: „Und dann?"

„Erſt den Eid", wiederholte ſie, „bei dem Grabe Ihrer Mutter, Signor."

„Bei dem Grabe meiner Mutter, unverbrüchliches Schweigen", ſprach er ernſt.

„Und nun", ſagte Roſa, und dunkle Röthe färbte ihre Wangen, und mit einem Ausdruck von ſtechendem Schmerz legte ſie eine Hand über ihre Augen, „nun ſein Sie ſo barmherzig, mir 50 Piaſter zu leihen."

„Wie gern!" antwortete er; „vorgeſtern hab' ich 200 bekommen."

„Es wäre möglich", ſagte ſie dumpf, ohne die Hand von den Augen zu nehmen, „daß Sie mir die 50 Piaſter ſchenken müßten, denn ich kann ſterben, und dann ſind ſie für Sie verloren."

Gerhard erſchrak, nicht über ihre Worte, doch über ihren Ton. „Sterben?" fragte er geſpannt; „aber wozu wollen Sie denn das Geld brauchen?" Er fixirte ſie, er ſuchte ſie zu verſtehen, ihre Abſicht zu ergründen. Sie hatte ſich geſammelt und ſtand ihm wie eine Statue gegenüber. Das ſchien ihm unnatürlich. Er fragte:

„Können Sie mir nicht Ihr Vertrauen ſchenken?"

„Nein", entgegnete ſie ruhig.

„Ein Freund vermag mehr als eine Handvoll Geld."

„Nicht für mich!" sprach sie immer ruhig; aber Gerhard wußte nicht ob diese Ruhe Fassung oder Verzweiflung sei; sie ängstigte ihn. Er versuchte sie einzuschüchtern und zu verwirren, um aus der peinlichen Theilnahme in die thätige, hülfreiche zu kommen, und rief heftig:

„Rosa! wer hat Ihnen weh gethan?"

„Sie!" antwortete sie, mit Thränen im Auge.

„Ich?" fragte er ganz bewildert, und tolle Gedanken von einer Neigung Rosa's für ihn wirbelten durch seinen Kopf.

„Sie — durch Ihre Fragen", entgegnete Rosa.

„O, Sie sind schlau!" rief er verdrießlich.

„Schlau!" rief sie außer sich; „schlau! Fühlen Sie denn nicht, daß ich elend bin, um Ihnen, Ihnen, dem einzigen Menschen auf der weiten Welt, zu dem ich Unglückselige Vertrauen habe, nicht Red' und Antwort stehen zu können!"

Gerhard's Theilnahme wuchs mit seinem Erstaunen. Das Mädchen schien ihm verändert, geadelt; er wußte die Umwandlung nicht sogleich zu deuten, es fiel ihm nicht sogleich ein, daß die Seele, die viel gelitten hat, hochgebildet ist, und daß hinter solcher plötzlichen Umwandlung immer ein großer Schmerz oder

ein großes Glück ſteht, was beides häufig ſynonym iſt. Er nahm Roſa's Hand und ſagte:

„Nur ein einziges Wort noch! Ich kann nichts für Sie thun, Sie ſagen es, ich glaube es; — aber Roſa, Einer könnte es!"

„Sie irren", antwortete ſie kalt.

„Sie lügen!" rief Gerhard; „der Eine — will nicht."

„Er kann nicht", ſagte ſie mit einem prächtigen Blick.

„Alſo doch — Einer!" ſprach Gerhard mehr zu ſich ſelbſt als zu ihr.

„Signor", bat Roſa mit ihrer erſten Schüchternheit, „werden Sie mir die 50 Piaſter auf unbeſtimmte Zeit geben?"

Gerhard nahm eine kleine Rolle mit Goldſtücken aus dem Schrank und reichte ſie ſchweigend dem Mädchen. Eh' er es verhindern konnte, hatte Roſa ſeine Hand geküßt und war zur Thür geeilt. Auf der Schwelle kehrte ſie ſich um, hob die Rechte zum Himmel, legte einen Finger der Linken auf ihre Lippen und ſagte:

„Bei dem Grabe Ihrer Mutter, Signor." Dann eilte ſie fort. Er blieb den ganzen Tag in der unbehaglichſten Spannung, weil er in jedem Augenblick der

Schlußſcene gewärtig war, ohne zu wiſſen, wer ſie aufführen würde. Am Abend ging er wie gewöhnlich in ein Café, wo ſich die Künſtler zu verſammeln pflegten, und kaum war er eingetreten, ſo ſtürzte ihm einer ſeiner Freunde entgegen, ergriff krampfhaft ſeinen Arm und rief:

„Gerhard, meine Danaë! meine Danaë! O Gerhard, was wird aus meiner Danaë!"

„Das weiß ich nicht", entgegnete Gerhard ſehr verdrießlich, ſchüttelte die Hand ab, die ſeinen Arm umkrallte, und ſchrie nach Kaffee.

„Wie theilnahmlos Du für Deine Freunde biſt", ſagte Jener geärgert; „weil Du bei Deinen Büſten keine Modelle brauchſt, haſt Du gar keine Ahnung von dem Unglück eins zu verlieren! Ich ſehe nicht ein, was ich mit der Danaë anfangen ſoll ohne Roſa."

„Iſt ſie todt!" ſchrie Gerhard todtenbleich.

„Niemand weiß es! Verſchwunden iſt ſie. Heute morgen um zehn Uhr ſollte ſie zu mir kommen; ſie kam nicht. Nachdem ich zwei Stunden gewartet, ſchickte ich zu ihr; ſie war nicht daheim, der alte Lelio auch nicht. Der Hauswirth ſagte meinem Burſchen, Roſa ſei ſchon vor ſechs Uhr ausgegangen, Lelio um acht. Mir ſtand der Verſtand ſtill über Roſa's Unpünktlichkeit. Jetzt, vor einer halben Stunde, gehe

ich nach ihrer Wohnung, finde den Alten in Wuth, daß ſie nicht da iſt, und verſetze ihn in noch größere, als ich ihm ſage, daß ſie auch nicht bei mir geweſen. Genug, es kommt heraus — ſie iſt fort."

„Und mit wem? Oder allein? Aber wohin?" ſtammelte Gerhard ganz unzuſammenhängend.

„Freundchen!" rief der Maler und ſchlug ihn plötzlich auf die Schulter, „Du ſiehſt mir aus, als wüßteſt Du etwas von der Kleinen! Ich beſchwöre Dich, laß ſie wieder zum Vorſchein kommen — mit der Zeit, verſteht ſich. Ich nehme einſtweilen andere Arbeit vor, und die Danaë bleibt liegen —; aber zum Teufel! wird ſie denn auch noch brauchbar ſein, wenn ſie wiederkommt? Nicht breit, nicht in Fett zerfloſſen, wie all dieſe römiſchen Weiber nach einem Wochenbett? O Gerhard, Du biſt" —

Aber Gerhard hörte nicht den angenehmen Scherz ſeines Freundes, ſondern nahm ſeinen Hut und ging ſchleunig zu Lelio, der ſich in einer wahrhaften Raſerei über das Verſchwinden ſeiner Tochter befand und gar keine Anſtalt traf, um irgend eine Nachricht einzuziehen. Gerhard that es, tagelang, wochenlang, umſonſt! Roſa war und blieb verſchwunden und das Warum eben ſo räthſelhaft als im erſten Moment. Nicht die geringſte Spur eines Liebesverhältniſſes! Keine gewalt-

ſame Entführung! Kein Motiv zum Selbſtmord! Nichts war zu entdecken. Die Zeit verging. Allmälig wurde Roſa vergeſſen, Gerhard ging ſeinen Beſchäftigungen nach, und in raſtloſer Thätigkeit ſchwinden ſo leicht flüchtige Erſcheinungen, und nicht blos ſolche, welche uns intereſſirt oder geblendet, ſondern gar uns beglückt haben. Zuweilen, wenn irgend ein Zufall an ſie erinnerte, dachte er, gleichſam zu ſeiner Beruhigung über ihr Geſchick: ſie wird todt ſein, das ſeltſame Mädchen, und ich freue mich, daß ich ihr den letzten Freundſchaftsdienſt erwieſen habe. Dem alten Lelio wich er gern aus, denn der ſprach nur mit Verwünſchungen von der undankbaren Tochter, oder mit rohem Mitleid über ihren Wahnſinn, eine ſo glänzende Laufbahn muthwillig zu verlaſſen. Endlich ſtarb er im Hoſpital.

Neun Jahre waren vergangen, als Gerhard eines Tages mit der Poſt einen Brief und eine Geldrolle empfing. Alles Andere dachte er eher, als daß dieſe Sendung von Roſa ſein könne; doch ſie war es. In dem Briefe ſtanden drei Zeilen des herzlichſten Dankes für ſeine unvergeßliche Güte und für die Gnade des Himmels, welche ſie in den Stand ſetze, ihre Schuld abzutragen. Weiter nichts. Aus Albano hatte ſie datirt. Ihm ſank vor Erſtaunen das Blatt und die

Hand herunter. Wie kam ſie nach Albano? War ſie immer dort geweſen? Unmöglich. Alle Dörfer im Gebirg hatte er ſelbſt nach ihr durchforſcht, und nun lebte ſie plötzlich im allernächſten und erfüllte ihre Verbindlichkeit mit Dank. Das rührte ihn. Es iſt keine gemeine Seele diejenige, welche nach einer Reihe von Jahren an einen geleiſteten Dienſt mit Rührung denkt. Er miethete ein Pferd und ritt nach Albano; dort wollte er in jedem Hauſe nach ihr fragen und nicht ruhen, bis er ſie entdeckt. Gleich vor der Thür des erſten Hauſes ſaß ein kleines ſchönes Mädchen in Bauerntracht auf einem umgeſtürzten Korb und aß Trauben. Es iſt unausſtehlich, Erwachſene, doch ſehr niedlich, Kinder eſſen zu ſehen; das kleine thieriſche Behagen ſteht ihnen ſo gut und färbt ihnen die rothen Bäckchen noch röther. Vor eſſenden Menſchen ſchlag' ich gern die Augen nieder. Mir däucht, ſo gut wie Jeder ſich in der Einſamkeit ankleidet, ſollte er auch in der Einſamkeit eſſen. Gerhard mag nicht ganz meiner Meinung ſein; zur Hälfte war er es: er betrachtete das eſſende Kind mit Vergnügen und fragte nach einer Weile:

„Schmeckt es gut, mein Liebchen?"

„Ja!" ſagte ſie, that einen langen Athemzug, wie um ſich zu erheben, und hub die Augen von ihren

Trauben zu ihm auf, zwei große, frische, klare Kinderaugen, deren tiefbraune Iris auf bläulichem Grunde lag.

„Wie heißt Du?" fragte er, indem er sich auf ähnliche Augen besann.

„Assunta."

„Wer ist Dein Vater?"

„Der liebe Gott." Assunta sagte das ganz gleichmüthig; der liebe Gott — der Vater — sie dachte eben nichts dabei! Aber Gerhard dachte an die Mutter, und welch ein Schmerz durch deren Seele gegangen sein mußte, als sie dies Wort zu ihrem Kinde sprach, und unwillkürlich sagte er zu sich selbst halb laut:

„Das muß Rosa sein."

„Ja, Rosa heißt meine Mutter!" rief Assunta, sprang auf, in die Hausthür und die Stiege hinan. Er folgte ihr und stand in einem kleinen reinlichen Zimmer vor Rosa. Sie erkannte ihn auf der Stelle, verließ ihre Arbeit, reichte ihm eilig beide Hände und sagte froh:

„Gott segne Sie! Das ist recht schön von Ihnen!"

„Sind Sie immer hier in Albano gewesen?" fragte Gerhard ganz ungeduldig.

„O nein", entgegnete sie, und Assunta, die neben

ihr ſtand und ſich in ihre Schürze gewickelt hatte, ſagte auch: „O nein.“

Er ſah die Kleine an, dann die Mutter, und Roſa begegnete ſeinen Augen mit einem unendlich traurigen Blick, aber nicht beſchämt, nicht einmal verlegen. Sie bat ihn, ſich zu ſetzen, ſie bot ihm Wein, Brot und Obſt. Er ſetzte ſich, er nahm Wein; ſie faſcinirte ihn durch ihre unerhörte Schönheit, durch ihre plötzliche Erſcheinung, durch ihr ganzes Weſen. Sie war ſtärker als er; das fühlte er auf einmal, wenn auch nicht deutlich; aber es verſtört die Seele, wenn ſie die Übermacht einer fremden ahnt. Roſa war nicht jung mehr, oder, wie die Franzoſen mild ſagen: elle était jeune encore, d. h. ſie war über 30 Jahre. Das wußte Gerhard, und eben darum ſchien ihm ihre Schönheit unerhört, um ſo mehr, da in ihrem Auge ein unauslöſchlicher Schmerz wachte. Er ſaß ganz befangen ihr gegenüber; ſie nicht. Er dachte flüchtig: es iſt ja eine ganz gemeine Perſon, ich will ſie dreiſt nach ihren Schickſalen fragen. Aber ſie ſah aus wie eine ſehr ungemeine Perſon, trotz ihrer gewöhnlichen Tracht und Umgebung, trotz ihres früheren Berufs. Zuletzt fühlte er, daß Roſa ſich mit Recht über ſein zerſtreutes, ſchweigſames Weſen verwundern dürfe, darum ſagte er:

„Liebe Roſa, Sie ſehen, ich bin etwas aus dem

Häuſel, wie man in meiner Heimat ſpricht; allein Sie müſſen mir das nicht übel nehmen. Sie ſind ſo ſeltſam verſchwunden, ſo ſeltſam wieder da — das macht mir Gedanken! Ich meine, das verwirrt mir die Gedanken, und ich möchte mich doch gern ungeſtört über Ihre Wiederkehr freuen. Daher wär' es mir lieb, wenn Sie mir ſagen möchten, wo und wie Sie dieſe neun Jahre hingebracht. Sollten Sie dieſen Wunſch für miſerable Neugier halten" —

„So würd' ich ſchweigen", unterbrach ſie ihn. „Ach Signor, ich bin Ihnen auf ewig verpflichtet, weil Sie mir damals Mitleid bewieſen, und wenn meine alltägliche Geſchichte Sie nicht langweilt, ſo kann ich ſie Ihnen wol jetzt erzählen."

„Eine alltägliche Geſchichte!" rief Gerhard ganz erſtaunt; er erwartete eine ſehr merkwürdige.

„So alltäglich, daß ſie Ihnen vielleicht nicht des Zuhörens werth erſcheinen wird, denn die Begebenheiten ſind nur gewöhnlich, und mein Leid, mein Elend läßt ſich nicht ſo mit deutlichen Worten erzählen. Es beginnt zu früh, denn es beginnt mit der Zeit, in der Sie mich jahrelang gekannt haben, und Sie ſehen wol ein, davon kann ich nicht ſprechen, nicht blos aus unermeßlicher Beſchämung oder Verzweiflung, ſondern weil wirklich meine arme Seele dazumal in eine ſolche

Dumpfheit und Stumpfheit gewickelt war, daß ich mich gar nicht auf mich ſelbſt beſinnen kann. Das war recht glücklich für mich! Hat Jemand einen gelähmten Körper, ſo fühlt er nicht Schmerzen an den erſtorbenen Gliedern; meine Seele war gelähmt, darum ertrug ſie die Mißhandlungen. Männer waren mir ein Greuel, ich verabſcheute alle, meinen Vater mit inbegriffen! Vielleicht ihn am meiſten, weil ich mich tödtlich vor ihm fürchtete, weil er der Urheber meines elenden Berufs war, von dem er gierig Vortheil zog, und mich unwürdig behandelte, ſobald er glaubte, ich hätte irgendwie dieſen Vortheil vernachläſſigt oder einen Gewinn verabſäumt. Die übrigen haßte ich — bis auf Einen! Seinen Namen nenn' ich nicht, vielleicht weiß ich ihn auch nicht! Er war mir — Er! Gott, wie liebte ich ihn. Andere Frauen lieben auch, auch glühend, auch beglückt; aber ſie können nicht wiſſen, was es heißt, ſich auf einmal der Reihe menſchlicher Geſchöpfe einverleibt zu fühlen. Nein, mehr! weit mehr! ſie können nicht wiſſen, was es heißt, von dem Geliebten, wie die Todten von der Hand Gottes, aus der Gruft voll Moder zwiſchen Engelſchaaren geſtellt zu werden. Sehen Sie, ich war wie ein herrenloſer Hund, der am Wege liegt und den Vorübergehenden in die Augen ſieht, ob Einer ihn vielleicht mitlaufen

heißt; doch Keiner bemerkt ihn, oder Keiner weiß, daß er herrenlos iſt, bis zuletzt Jemand kommt, der ihm zufällig auch in die Augen ſieht und durch einen Wink ihn mitgehen heißt. Ich ging, wohin dieſe ſchönen Augen mich führten, erſt nur demüthig, dann freudig und immer freudiger, endlich ſelig, als ich glaubte gewahr zu werden, daß ich mehr ſei als ein Hund, ein Weib! ein Menſch — wie Er. Ja, ja! ich ward glücklich genug, um eine ſo hohe Meinung von mir zu haben. O, wenn die Männer betrügen wollen, ſo mögen ſie doch die Weiber betrügen, die etwas ſind und haben in der Welt, und nicht ſolche, die ſie mit der Hand aus dem Staube aufnehmen, um ſie mit dem Fuß in den Staub zurückzutreten. Aber es liegt wol ſo in der Männernatur, ihr Lieben iſt — weh thun; oder liegt es in der Liebe? Auch möglich! Gleichgültiges thut uns nicht weh. — Nun, fünf Monate hindurch war ich glückſelig. Niemand konnte es ahnen; ich hatte mir ſeit vielen Jahren ein ernſtes, ſtilles Geſicht gemacht, und ich behielt es bei, weniger, um mein Herz zu verhüllen, als aus Gewohnheit, wie Leute, die immer ſchwere Laſten zu tragen pflegen, gebückt gehen, ſelbſt wenn auch keine auf ihren Schultern ruht. Aber Nachts, ſobald er kam, ſchüttelte ich die Bürden ab, die Larve, die Qual, die Unempfindlichkeit,

und war — ich! Und er kam alle, alle Nacht; aber auch das konnte Niemand ahnen. Mein Fenſter ging auf eine große, weitläuftige Terraſſe, die zu dem Garten eines Palaſtes gehörte, und viele Häuſer lagen um ſie herum. Von dieſer Terraſſe aus hatte ich ihn zuerſt geſehen, über dieſe Terraſſe kam er zu mir. Später iſt mir eingefallen, ob er vielleicht der Beſitzer jenes Palaſtes war; damals nicht. Er nannte mir ſeinen Namen, einen ganz dunkeln Namen, wie Tauſende ihn haben; aber da er mir log, ſo kann er auch wol den gelogen haben. O Signor, wüßt' ich nur, warum er ſo fürchterlich log! Handelte ich denn mit ihm? Sprach ich zu ihm: liebe mich, ſo will ich dich lieben, ſei mir treu, ſo will ich dir gehören, heirathe mich, ſo bin ich ganz dein? Bot ich ihm denn Etwas für Etwas? Sah er denn nicht, daß ich ihm Leib und Leben und Seligkeit gab aus freier unendlicher Liebe, und daß er deshalb ſie nehmen durfte? O Signor! die Männer ſind ſchlecht. Ein Opfer des ganzen Weſens wollen ſie nicht annehmen, es beſchämt ſie, weil ſie keins bringen können. Sie wollen immer kaufen — mit Gold oder Verſprechungen —, um leichten Herzens den Kauf über kurz oder lang brechen und ſagen zu dürfen: Hiefür oder dafür hat ſie mich geliebt. So etwas muß er gedacht haben, denn alles das ſagte er

zu mir, er liebe mich, er wolle mich aus meiner kläglichen Lage befreien, mich heirathen, mich nie verlaſſen. Es klang mir Alles wie ein Märchen, und nur das glaublich und verſtändlich, daß er mich liebe. Oft ſaß er in einem großen Lehnſtuhle in meinem Zimmerchen, und ich lag vor ihm auf den Knien und hatte ſeine Knie umſchlungen, ſah ihn an und horchte mit Andacht auf jene Märchen; und Heilige können dem Gruße der Engel nicht mit höherer Entzückung gelauſcht haben. Vermuthlich machte ihm das viel Spaß; ich weiß keine andre Erklärung. — Nach fünf Monaten kam er ſeltener, flüchtiger. Ich bedauerte es, aber anfangs grämte ich mich nicht, weil ich an die Geſchäfte glaubte, die er vorgab; das kam erſt, als ich mir ſeine Kälte und Gleichgültigkeit nicht mehr verbergen konnte, und da, o guter Gott! da mußte ich ihm etwas ſagen, das ihn vielleicht ein paar Monate früher ſehr erfreut haben würde, während er jetzt zornig mit dem Fuße ſtampfte, mich finſter anblickte und ebenſo finſter rief:"

„„Das fehlt mir noch!" Lachen Sie mich doch aus, Signor; dieſen Mann hatte ich geliebt, liebte ich noch jetzt ſo ſehr, daß ich die unendliche Kränkung verſchmerzte und aus dem Wort nur heraushörte, daß ihn noch andere Sorgen bedrückten. Ich weiß nicht,

mit welchem Tone ich ihn gebeten habe, mir sein Vertrauen zu schenken, genug, er blickte mich weniger unfreundlich an und sagte:"

„„Du bist ein verständiges Mädchen, es wird am besten sein, um so mehr, da wir doch nicht in der alten Weise fortfahren können zu leben"; und nun erzählte er mir ganz gelassen, er sei verheirathet mit einer unschönen, reichen Frau, deren Eifersucht ihn martere, die ihn bei seiner ganzen Familie verklage und ihn dadurch am empfindlichsten für seine Kälte bestrafe, daß sie ihm hartnäckig die Disposition ihres Vermögens verweigere. Um sie etwas zu besänftigen, habe er ihr versprochen, einige Monate in Florenz mit ihr zuzubringen, und sie würden in einigen Tagen abreisen. Er schloß mit den Worten:"

„„Jetzt hab' ich kein Geld, aber aus Florenz werd' ich Dir schicken, was Du brauchst. Wie viel willst Du haben?""

„„O gar nichts", antworte ich stumpfsinnig. Er antwortete gleichgültig:"

„„Vielleicht irrst Du auch, das wäre desto besser! Adieu, Rosa!" Er winkte mit der Hand, sprang auf das Fenster und glitt an einem Orangenbaume hinab. Aus alter Gewohnheit war ich ihm bis zum Fenster gefolgt, sah ich ihm nach, bis er in der Dunkelheit

verſchwand, horchte ich auf ſeinen Schritt, nachdem ich ihn nicht mehr ſehen konnte, ſchloß ich vorſichtig mein klirrendes Fenſter und ſetzte ich mich in den großen Lehnſtuhl, den er eben verlaſſen. So that ich immer, ſo that ich auch das Mal. Doch ſtatt des Wortes, das ich ſonſt immer auf meinen Lippen fand: Er iſt ein Engel! — ſagte ich unwillkürlich: Er iſt ein Elender! und erſchrak dann fürchterlich, weil ich nun wieder kein Weib, kein Menſch, nicht einmal ein Hund war, denn den Hund kann man nicht betrügen, der hat ſeinen Inſtinkt — und Er hatte mich betrogen, ſo zum Spaß, um ſich ein recht großes Vergnügen zu machen! ohne die Lüge wär' es nur mittelmäßig geweſen. Dann beſann ich mich, daß ich fort müſſe und wolle, fort von ihm, fort vom Vater, nicht für ein paar Tage oder Jahre — nein, für ewig! Nicht auf, nicht über der Erde mochte ich ihnen mehr begegnen! Ich wollte etwas Andres ſein als dieſe verachtete, entwürdigte Roſa. Ich beſann mich mehre Tage. Da hörte ich eines Morgens den Bruder meines Hauswirths, einen Lohnbedienten, ſagen: eine fremde Dame ſuche eine italieniſche Kammerfrau, und er ſolle ganz raſch eine ſchaffen, weil die Herrſchaft morgen ſchon nach Neapel wolle und die Dame durchaus eine Römerin wegen der ſchönen italieniſchen Ausſprache

begehre. Das erleuchtete mich. Ich flog in das Hotel, meldete mich bei der Dame, bot ihr auf drei Monate meine Dienſte unter einem fremden Namen an und wurde angenommen. Am nächſten Morgen ſollte ich mich um 7 Uhr zur Abreiſe einſtellen. Eh' ich das that — kam ich zu Ihnen; denn ich war blutarm. Ich nahm nicht ein Stück von meinen Kleidern mit, aus Furcht, mein Vater könne mich beſchuldigen, ihn beraubt zu haben, und ich brauchte doch Geld, wenn nicht für jetzt, ſo doch ſpäter. Weshalb zu Ihnen? Gott weiß es! Ich dachte alle Menſchen nach, die ich kannte — Sie fielen mir zuerſt und zuletzt ein. Sie waren barmherzig — am barmherzigſten dadurch, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigten. Wiſſen Sie noch, wie Sie damals zu mir ſprachen: „Einer will nichts für Sie thun, Roſa"; und ich antwortete: „Er kann nicht". Das war ſo wahr! Und wär' Er gekommen und hätte ſein Herz, ſeine Hand und alle Schätze des Erdbodens vor mir niedergelegt, dennoch hätte er nichts mehr für mich thun können. Er hatte mich muthwillig hintergangen, abſichtlich belogen, frevelhaft mit mir geheuchelt; folglich konnte er nichts, nichts, gar nichts mehr für mich thun. Nicht wahr, Sie begreifen das? Und den Eid mußten Sie mir leiſten, damit mein Verſchwinden am

beſten durch meinen Tod gedeutet werden möge; und meine Anleihe bei Ihnen machte denſelben unwahrſcheinlich. Meinem Vater und ſeinen Nachforſchungen mußte ich mich um jeden Preis entziehen! — Vierundzwanzig Stunden ſpäter war ich in Neapel, und der gnädige Gott hüllte mich gleichſam in ſeine Wolken. Mein Dienſt war leicht, ich lernte ihn ſchnell, ich mußte meine Gebieterin an- und auskleiden und ihr die Dinge auf italieniſch nennen, nach denen ſie durch Zeichen fragte. Sie war reich, vornehm, jung und ſchön, aber ich glaube, ſehr unglücklich — nicht weil ihr Gemahl ſie außerordentlich roh behandelte, ſondern weil ſie einen Mann liebte, der ihre Liebe grauſam erwiderte. Er vernachläſſigte ſie tagelang, kam nicht zu ihr, ſprach, wenn er ihr begegnete, nur flüchtig mit ihr, ſah ſie oft nicht einmal an, ließ ſie ſich grämen und ängſtigen, und dann plötzlich überraſchte er ſie, überſchüttete ſie mit Liebe, Freude und Zärtlichkeit, verſicherte ihr aufs innigſte, ſie ſei die Wonne ſeiner Seele, und es beglücke ihn namenlos, daß er ſie immer auf dieſem Punkte der zitternden Sehnſucht erhalten könne, denn dieſe unſtillbare Sehnſucht ſei ein Beweis ihrer Liebe. Das tröſtete ſie — ſo lange er da war; ging er, ſo begann ſie wieder an einem Gefühle zu zweifeln, das für eigenſüchtigen Ge-

nuß das Geliebte auf die Folter legt. Und der Mann hatte kein andres Liebesverhältniß, wie ich glaubte; er war wirklich ehrlich, betrog meine arme Gebieterin nicht — doch weh zu thun iſt Männerart. Da ſah ich zum erſten Male, daß ich nicht deshalb unglücklich war, weil Dürftigkeit und Erniedrigung mich von Kindheit an umringt hatten, ſondern weil es für Frauen faſt unmöglich iſt, nicht unglücklich zu ſein, ſobald ſie ihr Glück von einem Manne abhängen laſſen. Troſt gab mir dieſe Wahrnehmung nicht, aber ſie machte mich ſtill; ich hörte auf, mein Schickſal als eine Ausnahme zu betrachten. Nach drei Monaten verließ ich meinen Dienſt; ich wollte nicht, daß meine Gebieterin Übles von mir denken dürfe, und ging, ehe es mir unmöglich ward meinen Zuſtand zu verheimlichen. Sie entließ mich freundlich mit Lob und Geſchenken, und ich begab mich nach Caſtellamare, wo Aſſunta geboren iſt. Ich beſchwöre Sie, Signor, denken Sie nicht allzu gering von mir! Ich muß Ihnen geſtehen, daß dies Ereigniß, anſtatt wie eine Schmach oder ein Vorwurf, wie eine Ehre mir vorkam. Ich war gewürdigt, Mutter zu ſein, einem Geſchöpfe Gottes das Leben zu geben, zu erhalten, für andres Daſein als das meinige zu ſorgen, zu hoffen, zu arbeiten. Ich hatte Aſſunta's Vater geliebt — die heilige Jungfrau

weiß es! — ohne Nebenabſicht; aber freilich — auf die Wonne der Erwiederung rechnete ich, denn ohne ſie iſt die Liebe zwiſchen Mann und Weib Wahnſinn oder Thorheit. Doch bei dem Kinde rechnete ich auch darauf nicht, und liebte es dennoch eben ſo opferbereit, eben ſo begnügt, und dies Gefühl richtete mich vor meinen eigenen Augen auf: es gab mir die Zuverſicht, daß keine Gemeinheit der Seele mich Ihm in die Arme geworfen — nur Liebe. Jetzt liebte ich mein Kind, und um des Kindes willen verzieh ich ihm — ſo weit es dem ſchwachen Menſchen möglich iſt, zu verzeihen; ich betete, Gott möge ihm ſeine Miſſethat nicht anrechnen."

Bei dieſen Worten ergriff Gerhard Roſa's Hand, ſah ſie wild an und rief:

„O zum Teufel! Sie ſind ein Engel, eine ſchneeweiße Heilige!"

„Ich!" ſagte ſie befremdet und legte langſam die Hand über die Augen; kein Tadel hätte ſie ſo tief gedemüthigt als dies Lob. „Was hab' ich denn ſo Herrliches gethan?"

„Ich habe nicht geſagt: Sie thun wie ein Engel, ſondern: Sie ſind ein Engel, ein Engel, und abermals ein Engel! und nun erzählen Sie weiter."

„Inzwiſchen", fuhr Roſa fort, „war meine kleine

Kaſſe ziemlich erſchöpft, und ich mußte über Mittel zu künftigem Erwerbe nachdenken. Ich war kräftig und ſehr geſund, ich hätte wol arbeiten können; aber ein kleines Kind begehrt ſo viel Pflege, eh' es laufen kann. Wieder kam mir unverhoffte Hülfe. Die Frau, bei der ich wohnte, ein gutes, theilnehmendes Weib, kam athemlos zu mir und ſagte: eine fremde Gräfin ſei in Caſtellmare niedergekommen, man verlange eine junge, geſunde Amme, und ob ich mich nicht melden wolle. Noch heute weiß ich nicht genau, weshalb dieſer Vorſchlag mir ſo unerhört weh that. Ich hatte ja bereits gedient ohne große Überwindung; allein dieſer Dienſt kam mir allzu drückend vor, allzu beſchämend. Und wußte ich denn, ob ich würde Aſſunta bei mir behalten dürfen? Schwerlich! Doch war ich feſt entſchloſſen, mich nicht von ihr zu trennen. Mit der Zuverſicht, man werde gerade das von mir verlangen, gab ich den Bitten und Vorſtellungen jener Frau nach und ließ mich zu der Gräfin führen. Da war Alles in Aufruhr! Sie hatte drei Tage darauf beſtanden, ihren Sohn ſelbſt zu nähren; es ging nicht; dann hatte ſie ihn wieder drei Tage mit Ziegenmilch ernähren laſſen, das bekam ihm nicht. Der Graf ward böſe und beſtand auf eine Amme, die erſte beſte geſunde Perſon. Zwei hatten ſich bereits vorgeſtellt,

aber der Gräfin ſo ſehr mißfallen, daß ſie auf keine Weiſe zu bewegen war, ihnen ihr Kind anzuvertrauen. Der Graf gerieth in den heftigſten Zorn und ſchwur, die dritte, wenn ſich noch eine fände, ſolle und müſſe angenommen werden. Da kam ich mit Aſſunta auf dem Arme. Der Graf war im Vorzimmer. Ohne mir ein Wort zu ſagen, faßte er mich bei der Hand, zog mich raſch zu der Gräfin, ſtellte mich vors Bett und ſagte: „Dieſe bleibt“.“

„„Nur unter der Bedingung, daß mein Kind bei mir bleiben und daß ich eben ſo ſehr für daſſelbe als für das Ihre ſorgen darf“, ſprach ich ſehr beſtimmt.“

„„„O“, rief die Gräfin und faltete ihre ſchmalen, ſchwachen Hände, „dieſe Frau hat Gott mir geſchickt! ſie wird meinen Sohn lieb haben.“““

„Dieſer Ausruf rührte mich tief; ich überwand meinen Schmerz; ich blieb — und wirklich nach kurzer Zeit nicht ungern. Beide Kinder gediehen, und die Gräfin war das holdſeligſte Geſchöpf, das ich je gekannt, ganz jung, ganz ſchön, ganz gut. Der Graf vernachläſſigte ſie aufs äußerſte, obgleich er noch kein Jahr mit ihr vermählt war. Immer ſaß er am Spieltiſche oder war er in Liebeshändel verwickelt, die neben ſeiner lieblichen Frau eben ſo empörend als unbegreiflich waren. Aber das iſt nun einmal Männerart.

Sie blieb immer himmlisch sanft; ich war fast immer mit den Kindern um sie und liebte und bewunderte sie ganz im Stillen. Zuweilen weinte sie, dann schickte sie mich aber fort, und wenn der Graf kam, war sie wieder freundlich und führte ihn zu seinem Sohne. Im Herbst gingen wir nach Neapel, und schnell verstrich ein Jahr. Die Kinder waren entwöhnt, fingen an zu sprechen, zu laufen; aber ich blieb, weil die Gräfin es wünschte, und weil es mir und meinem Kinde gut ging. Das sollte aber nicht dauern. Der Graf fing an mich auf eine Weise zu behandeln, die ich nicht ertragen konnte. Einmal ging ich mit den beiden Kindern und einer zweiten Wärterin auf der Villa Reale spazieren. Ich trug den prächtigen, auffallenden Anzug, den die Vornehmen in Neapel den Ammen ihrer Kinder geben, einen hochrothen Rock, mit Gold besetzt, eine feine gestickte weiße Mousselinschürze, einen violetten Sammetspenzer, reich mit Gold gestickt, und goldne Nadeln im Haar. Der Graf begegnete uns mit einigen andern Herren. Er rief mich an und zeigte ihnen seinen Sohn. Die Herren bewunderten unverhohlen mich weit mehr als das Kind. Das machte ihn aufmerksam auf mich, und so sah ich mich genöthigt, sehr bald die Gräfin um meine Entlassung zu bitten. In der Hoffnung,

ſie möge die Unwürdigkeit ihres Gemahls noch nicht bemerkt haben, erzählte ich ihr ein Märchen von einer alten kranken Mutter, die mich heim berufe. Sie that mit Worten, als glaube ſie den Vorwand, aber an einer ſanften, verneinenden Kopfbewegung, an den Thränen, die ſie nicht unterdrücken konnte, erkannt' ich wol, daß ſie nicht blind geweſen. Ich küßte tauſend Mal ihre lieben Hände, es wurde mir ſchwerer, mich von ihr zu trennen, als von ihrem Sohne, der mir doch wie an mein Herz gewachſen war. Sie umarmte mich weinend, dankte mir, beſchenkte mich reichlich, und am Abend deſſelben Tages war ich mit meiner Aſſunta auf dem Wege tiefer in das Land hinab. Gern wär' ich in Caſtellamare oder Sorrent geblieben; dorthin drängen ſich im Sommer die Fremden und bieten den Unbemittelten tauſend Gelegenheiten zum Verdienſt; aber, Signor, ich war ſehr ſchön damals, ich fürchtete bemerkt zu werden, wo viele reiche, unbeſchäftigte, verdorbene Leute ſich umhertrieben, und ging bis Salern. Da habe ich ſieben Jahre gelebt von der Arbeit meiner Hände, unbemerkt, ſtill und fleißig — nicht glücklich — o mein Gott, nein! mit meinen Erinnerungen iſt man das nicht, eine ſo tief verwundete Seele heilt nicht ganz —, aber ſtark genug, um einzig auf das Gedeihen und das Wohl meines Kindes

die Augen zu richten, und gesund genug, um nicht die Kraft des Willens der Schwäche des Körpers unterliegen zu sehen. Gesundheit ist das größte Glück des Armen. Endlich bin ich vor zwei Monaten hierher gekommen, weil ich in einer Zeitung die Auffoderung an mich, die vor neun Jahren Verschollene, fand, falls ich noch lebe, mich in Albano einzustellen, als einzige Erbin einer kürzlich dort verstorbenen Frau. Sie war die Schwester meines Vaters; die Auffoderung sagte mir, daß er nicht mehr am Leben sei. Ich zögerte nicht, legitimirte mich als rechtmäßige Erbin und sah mich plötzlich wohlhabend; denn für Jemand, der von täglichem Erwerbe lebt, ist das geringste Besitzthum ein Vermögen; und hier, Signor will ich nun leben und sterben."

„Das ist brav!" rief Gerhard; „das freut mich, ich werde Sie oft besuchen, wir wollen gute Freunde sein." Er schüttelte ihr herzlich die Hand und war vergnügt wie lange nicht. Nun sprach er viel und unbefangen mit ihr, er tappte nicht mehr im Dunkel, confuse Vermuthungen störten ihn nicht mehr. Aus einer zufälligen Stockung des Gesprächs fuhr er plötzlich auf:

„Aber der Vater! zum Teufel, soll denn der Vater gar nichts für das Kind thun?"

„Signor", antwortete Rosa mit stolzer Ruhe, „das Kind ist mein, mit meinem Herzblute, mit meinen Thränen hab' ich's zu meinem alleinigen Eigenthume gekauft. Nicht ein Härchen von ihren schönen schwarzen Locken soll Ihm gehören, und wenn er eine Fürstenkrone daraufsetzen könnte. Besser kein Vater als der Vater. Übrigens — bei meiner Seligkeit! ich weiß nicht, wer er war, und hätte ich es gewußt, ich würd' es längst vergessen haben."

Gerhard fügte sich ihrem Willen. Er ging; er kam. Diese Frau, dies Kind warfen ein erhöhtes Interesse in sein Leben, das bisher immer nur stoßweise von einem Orkane des Gefühls durchbraust worden war. Sein Gehirn kannte tropische Entzückungen, welche sich aber nie in der gesunden Region des Herzens akklimatisirt hatten. Nicht als wäre sein Herz in den Wellen der Phantasie untergegangen! O nein! Es war nur zu heftig, zu rasch; es warf sich wie die Flut an die Klippe; und wenn es dann gewahr wurde, daß der Fels Fels blieb, so strudelte es sich in sich selbst zurück und blieb im Innern warm und weich, während die äußern Strudel die Leute abstießen und ihn wunderlich und excentrisch in ihren Augen machten. Gerade darum, wie ich schon sagte, war ich ihm gut und war auch Rosa es ihm. Wie weit die Theil-

nahme gegangen, die er für Rosa empfunden, weiß ich nicht. Da er aber kurz darüber hinglitt, so vermuthe ich, daß sie sehr tief gewesen, und daß ihr plötzlicher Tod ihn um ein stilles Glück gebracht. Rosa starb an einer Brustentzündung binnen drei Tagen und hatte nur die Zeit, Gerhard zu Assunta's Vormund zu machen. Wie ihre Seele im Leben, war sie im Tode, stark und gefaßt. So geht es immer! In Qualen muß der Mensch leben und lebt er; und tritt endlich der Moment der Erholung ein, und streckt er sich hin, um auszuruhen, so stirbt er statt dessen. Was ist nun besser: in Qualen leben, oder still todt sein?

Gerhard's Entschluß war augenblicklich gefaßt. Er führte Assunta von dem Sterbebette ihrer Mutter in seine Wohnung nach Rom und beschloß, sich nie von dem Kinde zu trennen, so wie Rosa sich nie von ihr getrennt hatte. Um das durchzuführen, veränderte er seine Lebensweise und Gewohnheiten. Er ließ seine Junggesellenwirthschaft fahren, richtete sich häuslich ein, nahm eine zuverlässige Frau, welche die Küche und Assunta's Pflege besorgen mußte, schickte die Kleine zu den Ursulinerinnen in die Schule und hatte sie in ihren Freistunden immer um sich. Im Atelier, wenn er arbeitete oder seinen zahlreichen Schülern Unterricht gab, mußte sie sich ruhig bei ihren Spielwerken ver-

halten; in den Speiſe- und Abendſtunden hingegen machte es ihm das größte Vergnügen mit ihr zu plaudern, ſie in ihren Studienfortſchritten zu examiniren und ihr ſelbſt Zeichnenunterricht zu ertheilen. Seine Freunde und Bekannte glaubten nicht anders, als daß Aſſunta ſeine Tochter ſei; da er es ruhig verneinte, ohne weitere Auskunft zu geben, ſo glaubten ſie es um ſo mehr und fanden ſeine Zärtlichkeit für das Kind ſehr begreiflich; denn Aſſunta, jetzt zehn Jahre alt, hatte von ihrer Mutter alle Güte und alle Grazie geerbt, und war dabei mittheilender, offner, traulicher als jene und dadurch angenehmer im täglichen Umgange; Roſa konnte nur große Sympathien wecken. Sie war früh der Härte begegnet und hatte ſich in ſich ſelbſt zuſammengewickelt, um deren Berührung ſo viel wie möglich zu vermeiden; dies war anfangs Inſtinkt, dann Bedürfniß, endlich Richtung des Charakters. Aſſunta kannte nur Liebe, daher war ſie ohne Furcht und Scheu. Sie hing an Gerhard, wie ſie an ihrer Mutter gehangen, wenn nicht mit derſelben Zärtlichkeit, doch mit größerer Dankbarkeit, und ſie war zu ſehr Kind ihrer Mutter, um nicht aus dem Danke eine Liebe zu machen. In der erſten Zeit hatte ſie ſich mit einer Heftigkeit über den Tod ihrer Mutter gegrämt, welche bei Kindern ungewöhnlich iſt;

ſie kennen wol einen kurzen, ſtarken Schmerz, ſelten tiefen Gram. Aber Aſſunta grämte ſich. Zuweilen war ſie ſcheinbar ganz aufmerkſam mit ihrer Puppe beſchäftigt, und wenn Gerhard ſie rief oder anſprach, ſo trocknete ſie haſtig die Augen, eh' ſie ſich zu ihm kehrte. Zuweilen beim Eſſen, oder ohne alle äußere Veranlaſſung, wurde ſie auf einmal ganz ſtill, und große Thränen rollten über ihre Wangen. Nachts, erzählte die Haushälterin an Gerhard, wache ſie bisweilen auf von Aſſunta's bitterlichem Weinen. Er ließ ſie weinen, er verdoppelte nur ſeine Zärtlichkeit und beſtand darauf, daß ſie hübſch fleißig in der Schule lerne; und dieſe geſunde Seelendiät that gute Wirkung bei der kleinen Herzenskranken. Sie vergaß nie ihre Mutter, allein ſie vergaß ihren Gram.

Die Jahre verſtrichen; Aſſunta war zu einem lieblichen Mädchen erwachſen. Kein Vater kann ſich mehr ſeines Kindes freuen als Gerhard ihrer. Der volle Schatz ſeiner Liebe, den er nie ganz hatte anbringen können, gehörte ihr. Er war auf dem Wege geweſen, ſein Herz mit Roſa zu erfüllen, doch mehr noch als ihr äußeres Schickſal hielt ihr innerſtes Weſen ſie immer etwas fern von ihm; ſie brauchte ſo gar keinen Schutz, war ſo ganz ſtark und ſelbſtändig. Solche Frauen lieben die Männer nicht gern. Wenn

ſie ſie aber einmal lieben, ſo lieben ſie nur ſolche mit hoher Leidenſchaft. Darum nehmen ſie ſich gern vor ihnen in acht; hohe Leidenſchaft hat viel Unbequemes. So raiſonnire aber nur ich, nicht Gerhard; er um ſo weniger, da Roſa geſtorben war, ehe er die Wahrheit des letzten Wortes erproben konnte. Nun liebte er in Aſſunta nicht blos das Kind, ſondern auch die Mutter, und gar eine todte Mutter. Er fühlte ſich recht glücklich! Er war funfzig Jahre alt geworden; Sorgfalt und Aufmerkſamkeit thaten ihm wohl. Er arbeitete immer gern, doch nicht mehr ums Brot; er hatte ſich ein kleines ſichres Vermögen erworben, gerade genug, um ſein Alter und Aſſunta's Zukunft ſicher zu ſtellen. Daher war er zwar aus Gewohnheit und Bedürfniß der Thätigkeit ſtets beſchäftigt, allein er ließ ſich doch recht gern dann und wann von Aſſunta unterbrechen, ſei es, um einen Spaziergang auf Monte Pincio oder Monte Celio zu machen, oder um einem kirchlichen Feſte beizuwohnen, oder um die Ruinen des alten großen Rom zu beſuchen. Das waren Aſſunta's Vergnügungen. Übrigens lebte ſie ſo häuslich und eingezogen, wie die Römer ihre Töchter halten, und kam eigentlich nur zum Vorſchein und zwiſchen viel Menſchen an den drei großen römiſchen Volksfeſten, Pfingſten, am Frohnleichnamstage und an den Octo-

berfeſten in der Villa Borgheſe. Dann ſchüttet Rom ſeinen Reichthum an Weiberſchönheit aus. Gewöhnlich bietet es nur eine erſtaunenswerthe Fülle der Häßlichkeit dar.

Dennoch hatten gewiſſe Männeraugen alle Muße, Aſſunta zu ſehen und zu bewundern; nämlich Gerhard's Schüler. Seit ſie nicht mehr Kind war, hatte das Atelier freilich aufgehört ihr Spielplatz zu ſein, aber Gerhard hatte auch ſeitdem ſeine Wohnung verändert und eine andere gewählt, in welcher die Zimmer unmittelbar an dem Atelier lagen. Er mochte nicht Aſſunta, die nicht mehr in die Schule ging, den ganzen Tag einſam oder bei der Haushälterin oben ſitzen laſſen. Sie ſollte in ſeiner Nähe ſein, er wollte wiſſen, was ſie that und trieb, zuweilen ſie ſehen und ein Wörtchen mit ihr plaudern. Waren ihre häuslichen Beſchäftigungen abgethan, ſo ſaß ſie arbeitend oder zeichnend in Gerhard's Zimmer, deſſen Thür faſt immer geöffnet nach dem Atelier blieb.

Gerhard intereſſirte ſich für ſeine Schüler, gab ihnen nicht blos den regelrechten Unterricht, ſondern freute ſich herzlich, ſobald dieſer oder jener ſich mit Bitte um ſpecielle Anleitung und Erklärung an ihn wendete, und ſchenkte gern dem Eifrigen und Wißbegierigen eine Abendſtunde. Dann pflegten ihn auch

ſeine Freunde zu beſuchen, ſo daß ſich häufig ein kleiner froher Kreis um ihn verſammelte, in deſſen Mitte Aſſunta heiter und unbefangen wie die Tochter vom Hauſe ſtand. Seit ihrer Kindheit an den beſtändigen Umgang mit Männern gewöhnt, kannte ſie keine Blödigkeit ihnen gegenüber. Die Freunde ihres Vaters (ſie gab ihm den Namen, den ſeine Liebe ihm verdiente) durften ſie ganz ſo viel necken, wie es ältern Männern bei jungen Mädchen ſo großen Spaß macht; und die Schüler ihres Vaters betrachtete ſie ungefähr wie eine Schaar von Vettern, mit denen ein freundlich verwandtſchaftliches Verhältniß recht angenehm iſt. Der Eine ſpitzte ihren Bleiſtift zu, wenn ſie ſich die Finger eben nicht ſchwarz machen wollte; ein Andrer beſorgte ihr einen Blumenſamen, den ſie gerade wünſchte, und noch Einer ſchrieb ihr ein Lied ab, das ihr gefiel, und das ſie ſingen wollte; und dann ſang ſie es am Morgen mit ihrer jungen, klingenden Stimme ſo friſch in das Atelier hinein, daß Gerhard ihr bisweilen zurief:

„Aſſunta, Du ſchmetterſt wie ein Kanarienvogel! uns gellen die Ohren.“

„Soll ich die Thüre zumachen, lieber Vater?“ fragte ſie, ohne ſich über die geringe Anerkennung ihres Talents zu kränken.

„Bleib doch ruhig ſitzen und zeichne einmal zehn Minuten hintereinander!“ rief er.

Aſſunta, die oft ſtundenlang ſehr aufmerkſam an ihrem Arbeitstiſche ſaß, zeichnete fort, lächelte und ſchwieg. Nach einer Weile trällerte Gerhard nicht ſehr melodiſch: „Du Schwert an meiner Linken“, unterbrach ich dann und rief:

„Aſſunta, wie heißt die zweite Strophe Deines neuen Liedes? Ich vergeſſe ſie beſtändig! — Aber pian pianino, zerſprenge uns nicht das Trommelfell.“

Dann ſang ſie, und alle Hände arbeiteten noch einmal ſo emſig.

Doch ſeit Amaury Derval Gerhard's Schüler war, ſang Aſſunta nicht mehr ſo luſtig. Sie war nicht traurig dadurch geworden — o Gott, nein! — aber wußte ſie denn, ob die Lieder ihm gefielen? und zitterte ihre Stimme nicht vor Befangenheit bei dem Gedanken, daß er ihr zuhöre? — Ob die übrigen jungen Leute zuhörten, kümmerte ſie wenig; ſie ſang zu ihrem eigenen und Gerhard's Vergnügen, und fiel ihr einmal das größere Auditorium zufällig ein, ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Warum ſollten ihnen meine herzigen Lieder mißfallen! und wenn — was ſchadet das meinen Liedern? Aber Amaury Derval! Hätte dem ein Lied mißfallen, ſo würde ſie es ſchwerlich je wieder über

ihre Lippen gebracht haben. Übrigens war, wie ſich von ſelbſt verſteht, gerade Amaury Derval Derjenige, dem ſie am wenigſten fürchten durfte zu mißfallen, mit und ohne ihre Lieder.

Seit er da war, war Aſſunta's Stimme leiſer, ihre Bewegung ſchüchterner, ihr Gang ruhiger geworden. „Warum biſt Du denn ſo ſtill?“ fragte Gerhard verwundert.

„Du haſt mir oft geſagt, lieber Vater, ich plaudere zu viel und lache zu laut“, antwortete Aſſunta erröthend; „und da ich nun ſechszehn Jahre alt bin“ —

„Mußt Du Dich wie ein alter Karthäuſer benehmen, nicht wahr? Das verbitte ich mir aber, mein Schätzchen! Wenn man alt wird, hat man gern mit jungen Leuten zu thun, und wo ſteckte die Jugend, wenn nicht in Frohſinn und Munterkeit? Und wie ſoll das zum Vorſchein kommen, wenn nicht durch ſchwatzen und lachen? Sei Du ſo luſtig Du willſt! fröhliche Leute haben überdies keine böſe Gedanken“ —

„Ich habe wirklich keine böſe Gedanken!“ unterbrach ihn Aſſunta tödtlich erſchrocken. Anders, neu und fremd, waren ſie allerdings ſeit einiger Zeit, die Gegenwart kam ihr wichtiger vor, die Zukunft bedeutender, obgleich vor derſelben ein undurchdringlicher

Schleier hing; doch der zitterte bisweilen wie von unsichtbarer Hand bewegt, und dann schien er von Goldflor zu sein. Jeder Tag hatte seine ganz besondere Freude! die hieß Amaury Derval; die brach an, wenn er in das Atelier ihres Vaters trat. Sie saß in dessen Zimmer an ihrem Arbeitstische und sah kaum auf und durch die Thür ins Atelier; allein sie wußte dennoch, ob Amaury da war oder nicht. Sie kannte seine Weise, die Thür rasch und weit zu öffnen, sie kannte seinen langen, leichten Schritt. Und war er da, so horchte sie auf seine Stimme, deren geringste Inflexion ihr verständlich war. An seinem „Guten Morgen, Herr Gerhard!" hörte sie, ob er froh war; und wenn er froh war, so kam das daher, daß er glaubte, endlich wieder einmal einen Abend bei Gerhard zubringen und mit Assunta plaudern zu dürfen. Das hörte sie Alles heraus, und irrte sich nicht, und war so glücklich, daß gerade der gescheute, fleißige, liebenswürdige Amaury der tüchtigste Schüler ihres Vaters sein mußte!

Es schien ein wahres Seelenverständniß zwischen ihnen Beiden, sie sprachen sich selten, sie sahen sich nur und wußten so gut, wie Jedem zu Muthe war, als habe ihr Auge, gleich dem der Somnambülen, die Eigenschaft das Unsichtbare zu sehen. Eine Zeit war

dies Verſtändniß geſtört, als ein Zögling Gerhard's, ein Deutſcher, nach einer halbjährigen Abweſenheit aus der Heimat nach Rom zurückkehrte. Das war eine Freude für Gerhard! Merrem war ſein Liebling, und nicht blos als Schüler, ſondern als Menſch und Künſtler; Familienrückſichten hatten ihn fortgerufen, es war ungewiß, ob ſie ihn nicht in Deutſchland feſſeln würden — und jetzt kam er unverhofft zurück und wollte ſich für die nächſten Jahre in Rom fixiren, nicht mehr als Schüler, ſondern ſelbſtändig.

„Das iſt ein Kopf!" ſagte Gerhard faſt täglich zu ſeinen Schülern; „aus dem wird etwas Großes werden! Wie der gearbeitet hat, das ſtellt Ihr Euch gar nicht vor! Wochenlang that er nichts" —

„Das kann ich auch, Herr Gerhard!" unterbrach ihn der Jüngſte der Geſellſchaft.

„Ich weiß es, mein Söhnchen", entgegnete Gerhard gelaſſen; „und dann kam er wieder von ſeinen Streifereien im Gebirg und in der Campagne, ganz blaß, ganz tiefſinnig, und arbeitete mit dem eiſernen, anhaltenden, ausdauernden Fleiße, wie nur das Genie arbeiten kann; und war er fertig mit ſeinem Gegenſtande, und wähnte ich, er müſſe ſich matt fühlen von der ungeheuern Anſtrengung, ſo war ſein Auge klar und ſeine Wange blühend geworden. Den

Merrem hat der Genius gearbeitet, bis er deſſen Meiſter geworden iſt."

Aſſunta freute ſich über Merrem's Wiederkehr, weil es ihren Vater ſo beglückte, und weil ſie ſelbſt ihm gut war — mehr als den Übrigen. Doch Amaury Derval gehörte nicht zu den Übrigen. Er glaubte es aber und wurde ganz finſter und ſchweigſam. Er achte nicht mehr ſo hell und luſtig, daß Aſſunta immer heimlich mitlächeln mußte, wenn ſie ihn hörte. Er öffnete die Thür und ging ſo langſam, daß ſie ſich ſchon mehrmals über ſeinen Schritt getäuſcht hatte. Sie beſann ſich und brachte heraus, dieſe Verwandlung ſei eingetreten mit Merrem's Rückkunft, ſeinen häufigen Beſuchen und ihres Vaters Lobeserhebungen. Konnten dieſe nicht in der That etwas Kränkendes für Amaury haben, der ſich plötzlich — wenn nicht aus ihres Vaters Gunſt verdrängt, doch verdunkelt ſah? Aſſunta nahm Partei für Amaury gegen Merrem; aber daß es für Amaury geſchah, errieth Niemand als er allein.

Eines Morgens hatte Gerhard wieder Gelegenheit gefunden, von Merrem's Gaben und Fähigkeiten zu ſprechen, und Amaury bemerkte mit ſtillem Grimme, daß Aſſunta, wie um zuzuhören, in die Thür getreten war. Als er ſchwieg und Alle ſchwiegen, nahm ſie ganz ſanft das Wort:

„Lieber Vater, warum lobſt Du nur den Merrem ſo unerhört? Er iſt wirklich ein rechter deutſcher Bär!"

„Oho!" fuhr Gerhard auf; „was weißt denn Du von deutſchen Bären! Bin ich etwa einer? He?"

„Er hat mich vorgeſtern hier im langen Gange faſt über den Haufen gerannt und mich nicht einmal um Verzeihung gebeten."

„Nun, im langen Gange iſt's ohnehin ſtockfinſter! Kommt man gar von draußen herein, kann das wol paſſiren."

„Aber man entſchuldigt ſich doch!" behauptete Aſſunta ganz ſanft.

„Lieber Derval, geben Sie mir doch eins der dünnſten Stäbchen dort", wandte ſich Gerhard zu Amaury, deſſen Herz ſo heftig ſchlug, daß ihm die Hand zitterte, die das Stäbchen darbot.

Da Gerhard ihr nicht geantwortet hatte, ſo ſchwieg Aſſunta, blieb aber in der Thür ſtehen, lehnte ſich an den Pfoſten und ſtrickte ganz eifrig, ohne aufzublicken. Nach fünf Minuten ſah Gerhard auf und fragte lachend:

„Haſt Du noch mehr Klagen über Merrem zu führen, daß Du unbeweglich daſtehſt wie vor Gericht?"

„O, Klagen gar nicht!" ſagte Aſſunta faſt ſtolz; „für ihn ſelbſt iſt es am übelſten, wenn er ſchlechte Manieren hat, er mißfällt dadurch."

Amaury heftete einen raſchen, feſten Blick voll Jubel und Dank auf ſie; ſie fühlte den Blick, denn ihre Wangen färbten ſich höher, wie unter einem Sonnenſtrale, aber ſie ſah unwandelbar auf ihr Strickzeug, indeſſen Gerhard ganz heftig und verdrießlich rief:

„Schlechte Manieren hin, ſchlechte Manieren her! Ich weiß nicht, ob ein kleines Mädchen wie Du im Stande iſt, die Manieren zu beurtheilen. Daß Du aber über ein Genie nicht urtheilen kannſt, ſiehſt Du, Schätzchen, das weiß ich, und daß die Herren hier es anerkennen und ihm nachſtreben mögen, das wünſche und hoffe ich."

„Bei mir, Herr Gerhard, ſind Sie von beidem überzeugt, nicht wahr?" fragte Amaury mit dem liebenswürdig traulichen Lächeln, das ſeinem ſchönen, lebhaften Geſichte ſo gut kleidete, und Gerhard nickte ihm freundlich zu, während Aſſunta aus der Thür verſchwand. Von dem Augenblicke an wich Amaury's Trübſinn und nannte Aſſunta Merrem nicht wieder einen deutſchen Bären. Einmal genügt. Amaury ſchloß ſich an Merrem herzlich an, theils um dadurch

in Gerhard's Gunſt zu ſteigen, theils um den neuen Freund zu bewachen, der doch vielleicht durch den Vater der Tochter ſich zu nähern hoffte, theils weil Merrem's Umgang wirklich bildend für ihn war, theils endlich, weil er unter deſſen Ägide weit häufiger als ſonſt Gerhard beſuchen durfte. Er fühlte ſich recht glücklich, er ſah Aſſunta's Neigung wachſen und wachſen, ganz leiſe, ganz heimlich, wie ein Veilchen, das nur durch ſeinen Duft ſein Daſein dem Suchenden verräth; und er — er liebte ſie! Wie hätte er nicht ſollen? Sie war ſo ganz liebenswürdig und Alles, was man bei einer Frau vereinigt wünſcht, doch ſelten findet: ſchön und anſpruchslos, intelligent und ſeelenvoll, fröhlich und von tiefem Gefühl. Was hinderte ihn, ihre Zukunft an die ſeine zu knüpfen? Nichts. Seine Ältern waren reich, er der einzige Sohn; er durfte ihrer Zuſtimmung gewiß ſein. Aber er war erſt einundzwanzig Jahr und noch ein unbedeutender Schüler; er wollte noch warten. Aſſunta's war er gewiß. Er hatte ihr nie eine Sylbe von ſeiner Liebe geſagt, dennoch hegte er die feſte Überzeugung, daß ſie jeden andern Antrag abweiſen, und daß der geheime Grund, den ſie vielleicht kaum ſich ſelbſt geſtehen werde, ſei: Ich warte auf Amaury Derval.

Sehr unbehaglich waren ihm die Briefe ſeiner Mutter, die ihm alle acht Tage, aber jetzt ununterbrochen von einer Couſine ſchrieb, deren Vater Baron und ſehr reich, und deren Erziehung eben vollendet war. Sie war aus ihrer pariſer Penſion, ein Wunder von Geiſt und Anmuth, nach Bordeaux, ſeiner und ihrer Vaterſtadt, gekommen. Im vierten Briefe bat ihn die Mutter, den heißen Sommer nicht in Rom zuzubringen, ſondern mit dem Dampfſchiffe nach Marſeille und von dort nach Bordeaux zu kommen. Er ſah wol, dies ſei wegen der Couſine, darum dankte er der Mutter und ſchützte die Nothwendigkeit emſiger Studien vor. In der Antwort bat ihn die Mutter unverhohlen, er möge kommen, um Paulinens Bekanntſchaft zu machen, und im ſechſten Briefe ſetzte ſie ihm weitläuftig die Vortheile und das Glück einer Ehe mit dieſer charmanten Perſon auseinander, und er müſſe kommen.

Amaury fand dies ſehr übel angebracht. Indeß entſchloß er ſich zur Reiſe nach Bordeaux, nicht ſowol um die Couſine kennen zu lernen, weit weniger noch um ſie zu heirathen, ſondern um ſeine Ältern von ſeiner Liebe für Aſſunta zu benachrichtigen, ihre Zuſtimmung zu erbitten, mit ihrem Segen nach Rom zu der Geliebten zurückzukehren und ihr auf einmal

ſeine Liebe, die Freude der Ältern und eine ſelige Zukunft mit ſeiner Hand zu bieten.

So ging er Abends zu Gerhard, um Abſchied zu nehmen, denn er wollte ſo ſchnell wie möglich die Sache abthun. Es war in den erſten Tagen des Mai, die Sonne ging ſchon ſpät unter; drum war Gerhard noch im Atelier und zwar mit Aſſunta's Büſte in der Tracht von Albano beſchäftigt. Sie ſaß ihm dazu. Amaury hatte ſie nie ſo reizend geſehen! Das weiße Tuch und die dunkelrothen Bänder hinterwärts auf dem glänzend ſchwarzen Haar hätten den Maler mehr noch als den Bildhauer entzückt, indeſſen Letzterer an den feinen edeln Formen des Geſichts, des Halſes und der Schultern ſeiner Bewunderung und ſeiner Kunſt Spielraum geben durfte.

Amaury war ſo hingeriſſen von Aſſunta's überraſchendem Anblicke, daß er ganz vergaß, weshalb er gekommen; aber ſie hatte ihn kaum ins Auge gefaßt, ſo ſah ſie durch ſein Erſtaunen und Entzücken hindurch etwas Ungewöhnliches in ihm, denn die Plötzlichkeit ſeines Entſchluſſes lag ihm feſt und bleich um Mund und Wangen. Da man genug Übung hat, um die Handſchrift eines Freundes nach flüchtigem Hinblick auf zerknittertem Papiere zu erkennen, warum

nicht die Seelenſchrift auf ſeinem Antlitze, wenn Gemüthsbewegungen daſſelbe überſtreifen?

Kurz nach Amaury's Eintritt ſchloß Gerhard die Sitzung und ging in ſein Cabinet, um die Hände zu waſchen; Aſſunta ging in ihres Vaters Zimmer und Amaury folgte ihr, ganz in ihre Schönheit verſunken. Da wendete ſich Aſſunta langſam zu ihm und fragte ganz, ganz leiſe, denn ſie fürchtete ſich vor der Antwort:

„Welche Nachricht bringen Sie uns, Signor?"

Amaury fuhr überraſcht und erſchrocken mit der Hand über die Stirn und ſagte raſch:

„Ich muß morgen zu meinen Ältern nach Bordeaux reiſen, und in drei, ſpäteſtens vier Wochen bin ich wieder hier. Bis dahin vergeſſen Sie mich nicht."

„Bis dahin?" ſagte ſie, ohne zu wiſſen, was ſie ſagte. Ihre Lippen zitterten, und ſie ſchwieg. Sie mußte ſich ſetzen, ihre Füße trugen ſie nicht, ihre Arme hingen ſchlaff herab, ſie ſchien vom Blitz getroffen, gelähmt, beſinnungslos.

„Nein, nein, es iſt nicht wahr, ich gehe nicht, ich bleibe! Ich kann nicht, mag nicht gehen!" rief Amaury halb leichtſinnig, halb mit prüfender Grauſamkeit.

„Sie gehen nicht!“ wiederholte Aſſunta; ein himmliſches, ſeliges Lächeln flog mit einem roſigen Freudenhauche über ihr unſchuldiges, an keine Verſtellung gewöhntes Geſicht; ſie faltete die Hände und ſah empor, nicht zu Amaury — zu Gott. Dann glitt ihr Blick auf ihn herab und mit tödtlichem Schreck rief ſie: „Es iſt nicht wahr! Sie gehen doch.“

„In drei Wochen bin ich wieder hier“, ſagte er; „ich muß fort, meine Mutter will es“ —

Doch Aſſunta hörte nichts mehr und entſchlüpfte in ihr Zimmer, während Gerhard eintrat. Amaury theilte ihm ſeine Reiſeabſicht mit, und Beide unterhielten ſich lange über die herrliche, zeiterſparende Erfindung der Dampfboote, bis Gerhard endlich fragte:

„Wo iſt denn Aſſunta geblieben? Warum hat ſie Sie allein gelaſſen?“

„Ich weiß nicht“, ſagte Amaury verlegen; „mir däucht, ſie klagte“ —

Gerhard ſtand ſchon in Aſſunta's Zimmerchen; es war ganz dunkel, ſie hatte kein Licht. Er fragte ängſtlich: was ihr fehle? ob ſie krank ſei? weshalb ſie nicht komme? Sie nahm den dargebotnen Vorwand und ſagte ſo ruhig wie möglich aus dem Lehnſtuhle heraus, in welchem ſie ſich auf die Knie geworfen:

„Die Sitzung war lang, lieber Vater, ich ruhte mich ein wenig aus, und dann wollt' ich mich auch umkleiden."

„Gut, gut!" ſagte Gerhard beruhigt; „komm nur hernach gleich herein! Amaury Derval will Abſchied nehmen. Er verreiſt morgen." Damit ging er.

Aſſunta rang ſchweigend die Hände, hauchte hinein und legte ſie dann auf die Augen, um die Thränenſpur zu vertilgen, kleidete ſich um und ſprach zu ſich ſelbſt: Ich muß mich zuſammennehmen und mir nichts merken laſſen! Was würde mein Vater von mir denken? Was müßte Er denken? Ach Gott, was hab' ich nicht ſchon im erſten Entſetzen gethan? Und weshalb? Sind denn drei Wochen — immer? Er kommt wieder, er hat es geſagt! Er wäre nicht der Amaury — den ich liebe, wollte ſie ſagen; allein das Wort der Liebe wie des Zweifels blieb ſelbſt in Gedanken unausgeſprochen in ihrer keuſchen Seele. Sie kehrte zu ihrem Vater zurück, gefaßt und freundlich, nur leichenblaß, und ſprach theilnehmend mit Amaury von ſeiner Abreiſe und Wiederkehr. Da Niemand Gerhard zu beſuchen kam, ſo fand Amaury keine Gelegenheit, ein leiſes, inniges Wort mit Aſſunta zu wechſeln. Endlich ſtand er auf:

„Ich muß noch von Merrem Abſchied nehmen",

ſprach er; „alſo, Herr Gerhard, leben Sie wohl und auf ein baldiges, frohes Wiederſehen!“ Gerhard ſchüttelte ihm herzlich die Hand. Gegen Aſſunta verbeugte er ſich ſchweigend; gegen eine banale Phraſe ſträubte ſich Herz und Mund. Sie ſprach mechaniſch ihren gewohnten Scheidegruß, das liebliche, ſchmeichelnde, klingende „Felicissima notte.“

Als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, legte ſie die Hand an die Stirn, wie um ſich zu beſinnen. Gerhard bemerkte es und fragte, ob ſie Kopfweh habe.

„Nein“, antwortete ſie; „aber etwas drückt mir die Stirn.“

„Geh zu Bett“, ſagte er; „verſchlafe das! Morgen will ich Dich früh wecken, und wir machen einen großen Spaziergang, eh die Arbeit angeht. Das wird Dir gut thun! Was?“

„Mein guter, lieber, herzlieber Vater!“ rief ſie, warf ſich in ſeine Arme, legte ſchmeichelnd ihre Stirn an ſeine Lippen und ging dann in ihr Kämmerlein. Doch kein erquickender Schlaf ſchloß ihr Auge, obgleich ſie ſich todtmüde weinte. Kam ein augenblicklicher Schlummer über ſie, ſo fuhr ſie auf vor ihrem eigenen, wachend unterdrückten Angſtſchrei: Komm wieder! — und als Gerhard am nächſten Morgen an ihre Thür pochte, trat ſie ihm ſchon angekleidet ent-

egen und ſchreckte ihn durch ihr fatiguirtes Anſehen. Doch der Spaziergang that ihr wohl. Sonne und friſche Luft ſind Grüße der Hoffnung. Es iſt grauſam unmenſchlich, einen Gefangenen im Kerker von Luft und Sonne abzuſperren; worin ſoll er denn Troſt finden, wenn ſie fehlen? Jede Exiſtenz, die ſich nach der Zukunft ſehnt, braucht Sonne und friſche Luft. Ich ſah einmal einen Oleander im Hintergrunde eines Zimmers binnen acht Tagen mattweiß werden wie eine Kamelia. Hat die kleine Leiche mich doch gerührt! Oder eigentlich, daß es keine Leiche war, daß ſich die Blume nicht hinſterben ließ, nur ſich vergrämte und verfärbte, wie ſich das Haar der Menſchen bei großem Grame plötzlich verfärben ſoll — das rührte mich.

Aſſunta fand nicht blos momentane Erquickung in dem Spaziergange. Iſt das Herz nach einem großen Weh nur Einmal dem Troſte, der Beruhigung zugänglich geweſen, ſo ſehnt es ſich immer häufiger nach dem Labſale und findet es allmälig ſtets unter der Hand. Aſſunta dachte: Es ſind ja nur drei Wochen, und er kommt wieder! Was gräm' ich mich? Iſt es nicht himmliſch, daß ich mich ſo zu ſeiner Wiederkehr freuen kann?

Bald fing ſie an nach Tagen zu zählen. Heute

noch sechszehn Tage! sagte sie seufzend, wenn sie am Morgen erwachte; und: Jetzt nur noch funfzehn! wenn sie Abends im Bett die Augen schloß. Da machte Merrem ihr einst einen fürchterlichen Schmerz, als er sagte: Es sei fast unmöglich, daß Amaury in drei Wochen die Reise machen könne, indem seine Ältern gewiß nicht mit einem so ganz flüchtigen Besuche zufrieden sein würden, und er habe ihm in seinem Sinne Monatsfrist gegeben. Assunta war schon bis zu dreizehn Tagen heraufgerückt. O Gott, seufzte sie heimlich, das wäre von übermorgen an noch drei Wochen! Das glaub' ich nicht! — Und wirklich setzte sie noch einige Tage ihre alte Rechnung fort. Doch als nach der Amaury's Rückkunft ganz nahe war, ward sie plötzlich muthlos, wie man das häufig kurz vor der Erreichung eines glühend ersehnten Momentes wird, und sprach zu sich selbst: Es ist aber ganz unmöglich, in drei Wochen eine so weite Reise zu machen, und Merrem hat vollkommen recht! — Und statt zu zählen: noch sechs Tage, zählte sie: noch vierzehn, mit der leisen, leisen, nie vor sich selbst deutlich gemachten Hoffnung, es sei nicht unmöglich, daß sie mitten in ihrer Rechnung durch Amaury unterbrochen werden könne. Allein er unterbrach sie nicht.

„Ob Amaury Derval zurückgekommen ist? Gestern

vor drei Wochen reiſte er ab?" fragte Gerhard im Atelier ſeine Schüler, und ein allgemeines Nein war die Antwort. Aſſunta wunderte ſich über die ſeltſame Frage ihres Vaters; wäre Amaury in Rom, ſo würd' er ja im Atelier ſein. Aber dieſe letzten Tage verſtrichen ihr in den Martern der Erwartung, wo man von nichts weiß, nicht von ſeinen Sinnen, nicht von ſeinen Wünſchen, wo man fühlt, wie das Blut kleine ſeltſame Sprünge in den Adern macht, ans Gehirn ſchlägt und an das Herz, wo man ſich auf einer Stupidität ertappt, wie z. B. einem Hunde nachzuſehen und zu denken: ob jener lange Mann im braunen Rocke wol der Herr des Hundes iſt? — wo der Geiſt zuweilen auf ſeine eigene Hand kleine deſperate Verſuche macht, ohne von Gedächtniß und Phantaſie unterſtützt zu werden, und laut lieſt oder ein Gedicht recitirt, bis man entſetzt ſagt: Ich werd' aber wahnſinnig. — Iſt Einer unter uns, der nie ſo gewartet hat? — der wäre ſeltſam glücklich, in ſeiner Art, und würd' es wol nimmermehr begreifen, daß man, nicht blos auf einen Menſchen, ſondern auf ein Ereigniß — ach! ſogar auf einen winzigen Brief ſo warten kann. Ich begreif' es.

Das Pfingſtfeſt war in den erſten Tagen des Junius, ſonſt mit ſolcher Theilnahme von Aſſunta

gefeiert und ihr jetzt ganz, ganz gleichgültig, denn am 6. Mai war Amaury gereist, am 6. Junius mußte er nach Merrem's Rechnung wiederkommen — und das war zwei Tage nach Pfingsten. Sie ging in die Kirche, sie ging spazieren mit ihrem Vater, mit seinen Freunden, sie sprach auch etwas, sie lachte viel, denn es waren lustige Leute dabei, und sie that, was sie die Übrigen thun sah; allein es wurde ihr schwer, eine zusammenhängende Antwort zu geben. Ein heftiger Regen überraschte die Gesellschaft, sie bemerkte es gar nicht. So vergingen noch achtundvierzig Stunden; dann, als sie glaubte, jetzt müsse Amaury nothwendig angekommen sein, setzte sie sich nieder und schöpfte tief Athem. Gerhard hatte schon öfter besorgt gefragt, ob sie krank sei; jetzt fragte er wieder, und wieder gab sie ihre gewohnte Antwort:

„Nein! aber etwas drückt mich vor dem Kopf oder der Brust — ich weiß nicht recht."

Als Amaury am nächsten Morgen nicht im Atelier erschien, brach ein heftiges Fieber bei Assunta aus, sie mußte sich zu Bett legen, der Arzt kam, eine Gehirnentzündung war in vollem Anzuge, und Assunta schien oder war im Delirium, denn sie murmelte beständig die Hände ringend: „Warum nicht? warum nicht?" — Gerhard war außer sich und verfluchte tausendmal

die Promenade am Pfingſtmontage, der er die Krankheit zuſchrieb; auch der Arzt that es und verhieß Geneſung, wenn alle Mittel pünktlich gebraucht und die Kranke vor Gemüthsbewegung gehütet werde.

„Zum Teufel!“ ſagte Gerhard, „woher ſollen ihr Gemüthsbewegungen kommen? Bin ich ein Tiger? bin ich ein Bullenbeißer? ſchreck' ich ſie? thu' ich ihr etwas zu Leide? Ruhe, Pflege und Liebe hat ſie, Doctor, ſchaffen Sie nur die Geſundheit wieder.“

Der Arzt that, was er konnte. Die Gehirnentzündung ging vorüber, Aſſunta ſchien ſich zu erholen. Was ſie in dieſer Zeit litt, ob ſie litt, ob der Körper in ſeiner Hinfälligkeit nicht die Seele paralyſirte, ob ſie ſich gegenſeitig aufrieben — wer weiß das! — Nach einigen Wochen verließ ſie das Bett und ſaß wieder in ihres Vaters Zimmer neben dem Atelier, den ganzen Tag, aber ſie ſang nicht, ſie zeichnete nicht, ſie lag in einem tiefen Lehnſtuhle, unbeweglich, unbeſchäftigt. Sprach man mit ihr, ſo antwortete ſie; unaufgefodert redete ſie nicht. Der Schmerz war immer in ihr wach: Amaury kam nicht wieder und ſchrieb nicht, und zwei Monate waren vergangen! er hatte ſie nie geliebt! weil ſie es gewünſcht, hatte ſie es geglaubt, hatte ſie jeden Blick, jede Miene, jedes Wort vielleicht falſch gedeutet und endlich ſogar —